Der Frau

Maria le Prince de Beaumont

lehrreiches

Magazin

für junge Leute,

besonders

junges Frauenzimmer,

zur Fortsetzung

des Magazins für Kinder,

nach deutscher Art eingerichtet.

Der dritte Theil.

Mit allergnädigsten Freyheiten.

Leipzig,
bey M. G. Weidmanns Erben und Reich.
1766.

Der Frau

Maria le Prince de Beaumont

lehrreiches

Magazin

für junge Leute,

besonders

junges Frauenzimmer,

zur Fortsetzung

des Magazins für Kinder,

nach deutscher Art eingerichtet.

Der dritte Theil.

Mit allergnädigsten Freyheiten.

Leipzig,
bey M. G. Weidmanns Erben und Reich.
1766.

Der Frau

Maria le Prince de Beaumont

lehrreiches

Magazin

für junge Leute,

besonders

junges Frauenzimmer,

zur Fortsetzung

des Magazins für Kinder,

nach deutscher Art eingerichtet.

Der dritte Theil.

Mit allergnädigsten Freyheiten.

Leipzig,
bey M. G. Weidmanns Erben und Reich.
1766.

Der Frau

Maria le Prince de Beaumont

lehrreiches

Magazin

für junge Leute,

besonders

junges Frauenzimmer,

zur Fortsetzung

des Magazins für Kinder,

nach deutscher Art eingerichtet.

Der dritte Theil.

Mit allergnädigsten Freyheiten.

Leipzig,
bey M. G. Weidmanns Erben und Reich.
1766.

Magazin
für junge Leute,
besonders
junges Frauenzimmer.

Das XVII Gespräch.

Madem. Gut.

Ich will mit der Historie anfangen, die ich Ihnen versprochen habe, meine lieben Fräulein. Sie ist aus dem Abentheurer, einem engländischen Wochenblatte, genommen. Ich muß Ihnen aber melden, daß sie nicht ganz genau von Worte zu Worte übersetzet ist. Ich habe dem Fräulein Verständig die Freyheit gelassen, nach ihrem Belieben etwas hinzuzusetzen oder wegzulassen; und ich bin mit demjenigen zufrieden, was sie gemacht hat. Die Heldinn der Geschichte wird selbst reden.

Geschichte der Fidelia.

Ich bin die Tochter eines Edelmannes, welcher der jüngere Sohn seines Hauses war und ein mittelmäßiges Vermögen besaß. In seiner Jugend hinderte ihn die Neigung, die er zu den Vergnügungen hatte, daß er nicht darauf dachte, wie er sein Vermögen dadurch, daß er sich auf ein anständiges Gewerbe beflisse, vermehren möchte. In seinem höhern Alter wandte er dasjenige, was er noch von seinem Pflichttheile übrig hatte, dazu an, daß er sich eine Bedienung bey der Regierung kaufete; und diese Bedienung war hinlänglich, daß er bequem davon leben konnte. Er verheurathete sich zu gleicher Zeit; und ich bin die einzige Frucht dieser Ehe.

Ich verlor im zwölften Jahre meines Alters meine Mutter; und mein Vater, welcher mich sehr lieb hatte, wollte die Sorgfalt, meinen Verstand anzubauen, niemanden anders anvertrauen, als sich selbst. Seine Zuneigung gegen mich, die ihn ohne Zweifel verblendete, beredete ihn, mein Verstand und meine Fähigkeit überträfen diejenigen, welche man ordentlicher Weise bey Personen des weiblichen Geschlechtes entdeckete; und damit er den Absichten der Natur gemäß handelte, wie er sich ausdrückete, so glaubete er, er müßte mir eine Erziehung geben, die von derjenigen unterschieden wäre, welche die Töchter sonst ordentlicher Weise erhalten. Er hatte ziemlich gute Studien; und es fehlete ihm nicht an Witze: er wäre also auch recht gut vermögend gewesen, die

Stelle

Stelle meines Hofmeisters zu versehen. Zum Unglücke für mich aber hatte er keine Religion, und glaubete, die Seele wäre eben so sterblich, als der Leib. Dieser schädliche Begriff hatte seine Sitten verderbt und ihn zu einem rechten Freygeiste gemacht. Er würde um aller Welt willen keinen Menschen einen Groschen aus der Tasche haben nehmen wollen, und hatte doch kein Bedenken, ihm seine Frau zu entführen; weil die rechtschaffenen Leute, nach der Welt, sagen, ein Mann könne wohl Maitressen haben, und verunehre sich dadurch eben nicht. Eben diese Leute aber sagen auch, eine Frauensperson, die nicht keusch ist, müsse verachtet werden.

Mein Vater war überzeuget, es sey eine Thorheit, wenn man saget, dasjenige, was für eine Frauensperson böse sey, sey für eine Mannsperson nicht böse. Weil er indessen nicht wollte, daß ich verachtet würde, so entschloß er sich, mir seine eigenen Begriffe von der Religion, und die Begriffe der ganzen Welt von der Sittenlehre beyzubringen. Er wiederholete es mir ohne Aufhören, die Tugend wäre so süß, so genugthuend, so angenehm, daß ihre Ausübung die Belohnung derjenigen ausmachete, die sich ihrer beflissen.

In eben der Zeit, da mir mein Vater so weise Begriffe in Ansehung der Sitten beybrachte, wiewohl sie seinen Grundsätzen widersprachen, vergaß er nichts, mir eben diese Grundsätze einzuprägen, und dachte gar nicht daran, daß zwey so widrige Dinge sich nicht lange in einem Kopfe

vertragen könnten, den er angewöhnete, nachzudenken. Er hielt alle Arten von geoffenbarter Religion für Aberglauben, welcher allein geschickt wäre, die gemeinen Seelen unter das Joch zu bringen; und er wandte alle seine Sorgfalt an, meinen Geist davon leer zu machen.

Ob er mich gleich ohne Aufhören ermahnete, das Laster zu fliehen, und die Tugend auszuüben: so geschah solches doch durch Gründe, die mit der Unsterblichkeit der Seelen gar nichts zu thun hatten, wovon er mir nicht ein einziges Wort gesaget hatte. Ungeachtet seines Stillschweigens von diesem wichtigen Artikel hielt mich eine geheime Empfindung, deren Ursache mir unbekannt war, dennoch ab, den Augenblick meines Todes als den Augenblick einer gänzlichen Zernichtung anzusehen. Ich konnte nicht an das denken, was auf meinen Tod folgen würde, daß ich nicht von Hoffnung oder Furcht gerühret wurde. Ich fragete meinen Vater zuweilen wegen dieser Materie, und er antwortete mir allezeit, die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, sie möchte nun wahr oder falsch seyn, müßte keinen Einfluß in meine Aufführung haben, noch meinen Frieden stöhren; weil die Tugend, welche mein Glück in diesem Leben gewiß machen könnte, auch ohne Zweifel hinlänglich wäre, es in dem andern Leben gewiß zu machen, gesetzet, daß eines = = =

Jgfr. Eitelfreundinn.

Erlauben Sie mir, daß ich Sie unterbreche. Ich habe diesen Grundsatz stets für unfehlbar angesehen;

gesehen; und man hat mir ihn oftmals wiederholet. Sollte er wohl schlimm seyn?

Fräul. Sturm.

Mich dünket auch, meine liebe Gut, Sie haben uns oft eben das gesaget.

Madem. Gut.

Ich gestehe es, meine Fräulein, aber nicht völlig in eben dem Verstande. Wenn wir, wie es doch unmöglich ist, etwan erschaffen wären, in dem Augenblicke unsers Todes zernichtet zu werden: so ist es gewiß, wir würden höchst elend seyn; weil die glücklichsten Umstände in diesem Leben stets mit tausenderley Verdrüßlichkeiten vermenget sind, welche bloß allein der Begriff von der Unsterblichkeit der Seele versüßen kann. Ein weiser Mensch würde in dergleichen Falle sorgfältig untersuchen, welche unter allen Arten unglücklich zu seyn, am wenigsten unerträglich wäre. Die Vernunft würde ihm entdecken, da die Mühe, die er anwenden muß, seine Leidenschaften einzurichten, geringer ist, als diejenige, die er sich geben müßte, ihnen zu willfahren, so dürfte er nicht bey sich anstehen, die erste Partey zu ergreifen. Ich weis, er würde sich vergebens bemühen, sie durchaus unterthänig zu machen. Dieses Werk ist über die menschlichen Kräfte, und kann nur durch den Beystand der Religion zu seiner Vollkommenheit gebracht werden. Wenn es ihm aber nicht völlig gelänge, so würde er es doch wenigstens so weit bringen, daß er seine Beschwerden verminderte; und das würde allezeit viel seyn.

Eine heyduische Tugend ist weit vorzüglicher, als wenn man sich lasterhaften Neigungen gänzlich überläßt. Dieß ist alles, was man vortheilhaftes davon sagen kann. Sie ist aber nicht hinlänglich, diejenige Glückseligkeit zu verschaffen, welche dieser Mann seiner Tochter versprach; und Sie werden aus dem Verfolge ihrer Geschichte sehen, wohin sie der Verlust derer Hoffnungen führete, die er ihr in diesem Stücke gemacht hatte.

Fidelia fährt fort.

Ich habe gesaget, ich hatte in meinen ersten Jahren der Vernunft einen lebhaften Eindruck von der Unsterblichkeit der Seele. Er wurde unvermerkt schwächer und verschwand endlich ganz und gar. Ob mir gleich mein Vater seine Meynung hiervon nicht ausdrücklich erkläret hatte, so war sie mir doch leicht zu errathen. Ich zweifelte nicht, daß er nicht glaubete, sein Daseyn wäre bloß auf das Ziel seines Lebens eingeschränket; und ich dachte, wenn er es mir nicht öffentlich sagete, so geschähe es bloß, weil es ihm an Worten fehlete, welche klar genug wären, mir seine Gedanken deutlich zu machen. Ich hatte eine große Meynung von seinen Einsichten, eine große Ehrerbiethung und eine zärtliche Freundschaft gegen ihn. Brauchete es noch mehr, mich zu verbinden, daß ich seine Meynungen annahm? Ueber dieses hatte er mir die Werke aller derer Schriftsteller in die Hände gegeben, welche wider das Christenthum geschrieben haben. Dieses war

mehr, als zureichend, einem Mägdchen von achtzehn Jahren, welches von allem Beystande wider das Ansehen eines geliebten Vaters entblößet war, das Gehirn zu verrücken.

Im zwanzigsten Jahre meines Alters verlor ich diesen verblendeten Vater, dessen verderbliche Lehren mir bald so kläglich werden sollten. Sein Tod setzete mich in Umstände, wo ich nöthig gehabt hätte, alle meine Weltweisheit zu brauchen. Die Bedienung, wovon wir bisher gelebet hatten, war nur auf Lebenszeit; und da ich meinen Vater verlor, so verlor ich nicht nur das Ueberflüßige, das gute Auskommen, sondern auch das Nothwendige. Einer von meinen Oheimen ließ mich nicht lange in der Furcht, daß es mir daran fehlen würde. Er nahm mich zu sich, und betheurete, er wollte mich als seine Tochter ansehen.

Dieser Oheim, welcher meiner Mutter Bruder war, war sehr reich und hatte sein Vermögen durch die Handlung gesammlet, auf die er sich einzig und allein beflissen hatte. Er hatte nur diejenige Art von Geiste oder vielmehr Triebe, welche nöthig ist, durch den Handel sein Glück zu machen; und außerdem war seine Erziehung sehr vernachläßiget worden. Er sah es also mit einiger Art von Unlust an, daß ich meine meiste Zeit auf das Lesen wandte; und sein Unmuth vermehrete sich, als er meine Bücher oder wenigstens die Titel meiner Bücher untersuchet hatte, welche ihm gotteslästerlich vorkamen. Er sagete zu mir,

dergleichen Bücher wären nur gut, mich zu einer Atheistinn zu machen.

Anfänglich wollte ich ihm meine Gedanken erklären; weil ich sie für gerecht und tugendhaft hielt, und geglaubet haben würde, ich begienge ein Verbrechen, wenn ich sie zu verstellen gesuchet hätte. Die Kräfte seines Geistes aber giengen nicht so weit, daß er den Unterschied begreifen konnte, der unter einem Atheisten und Deisten ist. Meine Beweisgründe dieneten bloß, ihn zu überzeugen, daß ich eine gottlose Person wäre, die weder an Gott noch den Teufel glaubete, wie er sagete.

Weil er ein wahrhaftig rechtschaffener Mann und eifriger Christ war, wiewohl nur aus Gewohnheit und Vorurtheile und nicht aus Vernunft: so nahmen ihn meine Grundsätze mit einer wahrhaften Bekümmerniß ein. Ich hatte ihm schon vieles zu danken; ich hieng durchaus von ihm ab. Indessen rührete mich doch die Furcht, seinen Beystand zu verlieren, nicht so sehr, als der Schmerz, womit ich sein gutes Herz bekümmerte. Gleichwohl tröstete ich mich durch das Zeugniß meines Gewissens, welches mir nichts vorwarf. War es ein Verbrechen, über die Irrthümer des Pöbels erhaben zu seyn? Die Grundsätze meines Vaters drücketen sich alle Tage immer stärker in meine Seele ein; und zwar nicht sowohl durch die Stärke derer Beweisgründe, womit er sie mir vorgesaget hatte, als vielmehr durch die Aufführung meines Oheimes.

„Da

„Da sieht man doch, sagete ich bey mir selbst, „was man einen guten Christen nennet. Ich „werde bald der Gegenstand des Hasses meines „Oheimes seyn. Seine gute Gemüthsart würde „mich vor dieser Gefahr verwahret haben. Der „Aberglauben hat über seine glücklichen Gemüths„neigungen gesieget. Er wird es noch so weit „bringen, daß er die Stimme der Natur und „Menschlichkeit bey ihm ersticket; ich werde ver„lassen werden.„

Ich brachte viele Monate in den beschwerlichsten und verdrüßlichsten Umständen zu. Denn nichts ist der Eigenliebe so unerträglich, als wenn man gezwungen ist, beständige Wohlthaten von Personen anzunehmen, deren Freundschaft und Hochachtung man verloren hat, und welche man selbst zu verachten sich nicht enthalten kann. Eines Tages trat mein Oheim mit einem viel munterern Wesen, als gewöhnlich, in mein Zimmer, und nach einigen allgemeinen Reden, die mir ein gutes Glück anzukündigen schienen, sagete er zu mir, er hätte mir eine vortheilhafte Heurath vorzuschlagen, und er hielte mich für viel zu vernünftig, als daß ich etwas dawider haben sollte.

Diese Heurath war mit einem Kaufmanne, den ich zuweilen bey ihm am Tische gesehen hatte. Er war weder jung, noch alt. Sein Vermögen war ansehnlich und er selbst von einer sehr guten Gemüthsart. Bey dergleichen Eigenschaften schien mein Oheim berechtiget zu seyn, meine Einwilligung zu hoffen; zumal da ich diese guten Eigen-

schaf-

schaften einräumete. Allein, sie schienen mir nicht hinlänglich genug bey einem Manne zu seyn, welcher bestimmet seyn sollte, der Gefährte meines Lebens, der Meister und Führer meines Thuns und Lassens zu werden; bey einem Manne, dem ich nicht allein Gehorsam, sondern auch Liebe, schuldig wäre; und ich merkete gar wohl, daß er nicht vermögend war, diese Empfindung bey mir zu erregen; weil sein Geist eingeschränket, seine Empfindungen ohne zärtliches Gefühl und seine ganze Art und sein Wesen grob und ungesittet waren.

Mein Oheim dachte, in die Erde zu sinken, als ich ihm die Bewegungsgründe meldete, welche mich vermochten, die Heurath auszuschlagen, die er mir antrug. „Was wollen Sie, unterbrach „er mich in meinem Reden, mit Ihrem zärtlichen „Gefühle der Empfindungen und Ihren ungesitte„ten Arten und Wesen? Ach, mein liebes Kind, „wenn Sie nur solche Bücher gelesen hätten, die „vermögend gewesen wären, Ihnen Mäßigung und „Klugheit beyzubringen: so würden Sie mit weit „mehr gesunder Vernunft urtheilen. Zum Unglücke „aber sind diejenigen, die Sie am liebsten lesen, „nur allein fähig, Ihnen den Kopf zu verrücken, „und vielleicht auch Ihre arme Seele zu verder„ben. Ich fürchte in Wahrheit, daß ich ein „wenig wider mein Gewissen handele, wenn ich „den Antrag meines Freundes Ihrentwegen annehme, und ihm eine Närrinn und beynahe Heydinn „zur Frau verschaffe. Allein, ich fasse wiederum

„guten

„guten Muth, wenn ich bedenke, der gläubige „Mann könne das ungläubige Weib heiligen. Ih„re Einwürfe wider diese Heurath sind so lächer„lich, daß ich Sie nicht für so dumm halten und „glauben kann, Sie haben mir solche im Ernste „gemacht. Gedenken Sie, einen Mann dadurch zu „hintergehen, der so lange in der Welt gelebet „hat, als ich? Nein, meine liebe Nichte, hof„fen Sie das nicht. Ich entdecke den wahren „Bewegungsgrund Ihrer abschläglichen Antwort. „Ohne Zweifel ist Ihnen irgend ein Freygeist in „das Gesicht gefallen; und Sie gedenken, sich mit „ihm zu vereinigen, damit sie zusammen ohne „Zwang auf dem Wege des Verderbens fortlau„fen können. Kann ich Sie aber, durch meinen „guten Rath, diesem Unglücke nicht entreißen: „so werde ich mich wenigstens der Sorge zu ent„laden wissen, für Ihre Person und für Ihre „Seele Rechenschaft zu geben Ich will Sie „entweder an einen rechtschaffenen Mann verge„ben, der für Ihr Thun und Lassen stehen wird; „oder Sie mögen sich selbst nach Ihrer Phantasie „verthun, ohne daß ich mich darein mische; denn „ich will Ihrentwegen keine Unruhe haben. Ich „verlasse Sie. Denken Sie dem Glücke ernstlich „nach, welches Ihnen die Vorsicht zuschicket. Erin„nern Sie sich der Zärtlichkeit, womit ich Sie zu „mir genommen habe. Dieses sollte mir wohl eini„ge Gewalt über Ihr Gemüth geben und Sie ver„mögen, meinem Rathe zu folgen.

schaften einräumete. Allein, sie schienen mir nicht hinlänglich genug bey einem Manne zu seyn, welcher bestimmet seyn sollte, der Gefährte meines Lebens, der Meister und Führer meines Thuns und Lassens zu werden; bey einem Manne, dem ich nicht allein Gehorsam, sondern auch Liebe, schuldig wäre; und ich merkete gar wohl, daß er nicht vermögend war, diese Empfindung bey mir zu erregen; weil sein Geist eingeschränket, seine Empfindungen ohne zärtliches Gefühl und seine ganze Art und sein Wesen grob und ungesittet waren.

Mein Oheim dachte, in die Erde zu sinken, als ich ihm die Bewegungsgründe meldete, welche mich vermochten, die Heurath auszuschlagen, die er mir antrug. „Was wollen Sie, unterbrach „er mich in meinem Reden, mit Ihrem zärtlichen „Gefühle der Empfindungen und Ihren ungesitteten Arten und Wesen? Ach, mein liebes Kind, „wenn Sie nur solche Bücher gelesen hätten, die „vermögend gewesen wären, Ihnen Mäßigung und „Klugheit beyzubringen: so würden Sie mit weit „mehr gesunder Vernunft urtheilen. Zum Unglücke „aber sind diejenigen, die Sie am liebsten lesen, „nur allein fähig, Ihnen den Kopf zu verrücken, „und vielleicht auch Ihre arme Seele zu verder„ben. Ich fürchte in Wahrheit, daß ich ein „wenig wider mein Gewissen handele, wenn ich „den Antrag meines Freundes Ihrentwegen annehme, und ihm eine Närrinn und beynahe Heydinn „zur Frau verschaffe. Allein, ich fasse wiederum

„guten

„guten Muth, wenn ich bedenke, der gläubige „Mann könne das ungläubige Weib heiligen. Ihre Einwürfe wider diese Heurath sind so lächerlich, daß ich Sie nicht für so dumm halten und „glauben kann, Sie haben mir solche im Ernste „gemacht. Gedenken Sie, einen Mann dadurch zu „hintergehen, der so lange in der Welt gelebet „hat, als ich? Nein, meine liebe Nichte, hoffen Sie das nicht. Ich entdecke den wahren „Bewegungsgrund Ihrer abschläglichen Antwort. „Ohne Zweifel ist Ihnen irgend ein Freygeist in „das Gesicht gefallen; und Sie gedenken, sich mit „ihm zu vereinigen, damit sie zusammen ohne „Zwang auf dem Wege des Verderbens fortlaufen können. Kann ich Sie aber, durch meinen „guten Rath, diesem Unglücke nicht entreißen: „so werde ich mich wenigstens der Sorge zu entladen wissen, für Ihre Person und für Ihre „Seele Rechenschaft zu geben. Ich will Sie „entweder an einen rechtschaffenen Mann vergeben, der für Ihr Thun und Lassen stehen wird; „oder Sie mögen sich selbst nach Ihrer Phantasie „verthun, ohne daß ich mich darein mische; denn „ich will Ihrentwegen keine Unruhe haben. Ich „verlasse Sie. Denken Sie dem Glücke ernstlich „nach, welches Ihnen die Vorsicht zuschicket. Erinnern Sie sich der Zärtlichkeit, womit ich Sie zu „mir genommen habe. Dieses sollte mir wohl einige Gewalt über Ihr Gemüth geben und Sie vermögen, meinem Rathe zu folgen.

Mein Oheim verließ mich nach dieser Rede; und ich beschäfftigte mich sehr ernsthaft, die beyden Parteyen zu erwägen, die er mir vorschlug. Es schien mir, es wäre eine Art von Unzucht, wenn ich mich einem Manne ergäbe, dem ich nicht mein Herz geben könnte; die Eidschwüre, die ich würde gethan haben, ihn zu lieben, würden Meyneide gewesen seyn. Auf der andern Seite setzete ich mich allen Abscheulichkeiten der Armuth aus, wenn ich die Heurath ausschlug, die mir angetragen wurde. Ich blieb ohne Schutz, ohne Freunde, ohne Beystand.

Nach einigen Stunden Ueberlegung entschloß ich mich zur abschläglichen Antwort; und dieses geschah in Wahrheit mehr aus einem Gewissenstriebe, als aus Neigung. Es ist wahr, meine zärtliche Bedenklichkeit würde dabey gelitten haben, wenn ich einen Mann hätte annehmen sollen, für den ich die allerkaltsinnigste Gleichgültigkeit hatte. Weil indessen mein Herz noch frey und meine Gemüthsart sanft war, so dachte ich zwar, ich würde gewiß nicht so unglücklich seyn, wenn ich dem Rathe meines Oheimes folgete, als wenn ich mich der Gefahr aussetzete, von ihm verlassen zu werden: allein, ich dachte auch zu gleicher Zeit, ich würde von Gewissensbissen grausam gemartert werden, wenn ich etwas thäte, was ich in meinem Gemüthe nicht rechtfertigen könnte.

Ich war, wie ich gesaget habe, in der Meynung erzogen worden, die Tugend allein könnte

die

die Glückseligkeit des Menschen ausmachen; und die Dinge, welche durchgängig als Uebel angesehen würden, könnten die Glückseligkeit einer Seele nicht ändern, welche durch die Pflicht regieret wird, und in die Reizungen der Aufrichtigkeit wahrhaftig verliebt ist. Diese Grundsätze waren ohne Zweifel wahr: allein, nur bey einer wirklichen Tugend, und nicht bey derjenigen, wovon ich mir falsche Begriffe gemacht hatte. Ich entschloß mich also, ich wollte viel eher alle Gefahr laufen, als wider so lobenswürdige und so rühmliche Grundsätze handeln. Ich freuete mich sogar, daß ich Gelegenheit gefunden hatte, meine Verachtung gegen die Gunst oder Ungerechtigkeiten des Glückes zu zeigen. Mein Hochmuth gab meiner Standhaftigkeit Beyfall. Ich opferte also einer Leidenschaft die Bequemlichkeiten des Lebens auf: ich wurde aber wahrhaftig von mir selbst hinter das Licht geführet; und ich glaubete steif und fest, ich hätte keine andere Absicht, als durch mein Beyspiel die Menschen zu lehren, daß eine stoische Tugend hinlänglich wäre, die Seele in den allerverdrüßlichsten Umständen zu erhalten.

Ich eröffnete meinem Oheime meinen Entschluß, und versicherte ihn zugleich, er hinderte mich nicht, alle Regungen der vollkommensten Erkenntlichkeit und Ehrerbiethung für ihn zu haben. Ich betheuerte ihm, mein Ungehorsam hätte keine thörichte Liebe zum Grunde, sondern die Furcht, ich möchte mein Gewissen verletzen, wenn ich etwas thäte, welches es misbilligte. Die

Heurath,

Heurath, die er mir vorschlüge, würde mich zwar reich machen: allein, ich achtete den Reichthum nicht so hoch, daß ich ihn der Tugend vorzöge, und diese letztere der Erwerbung desselben aufopferte. Ein mit den Lippen und nicht mit dem Herzen ausgesprochenes Gelübde wäre gewiß strafbar; und ich könnte, wenn ich nicht eine Ungerechtigkeit begehen wollte, keine so feyerliche Verbindung selbst zu der Zeit treffen, da ich mich nicht fähig zu seyn fühlete, die Pflichten derselben zu erfüllen. Meine Neigungen kämen nicht auf mich an; mit einem Worte, es sollte kein Mann meine Hand haben, bevor er nicht den ersten Platz in meinem Herzen erhalten hätte.

Ich war erstaunet, daß meines Oheims Ungeduld mir erlaubet hatte, eine so lange Rede zu halten. Bey Betrachtung seines Gesichtes war es mir leicht, wahrzunehmen, daß der Zorn seine Zunge gehalten hatte. Er brach das Stillschweigen, damit er mich mit Vorwürfen überhäufete. Meine Gründe wurden als romanhafte Ungereimtheiten verurtheilet, welche ich selbst nicht glaubete. Er setzete hinzu, ich suchete ihn nur zu hintergehen, damit ich Zeit hätte und es mir leichter würde, eine schlechte Heurath zu thun. Ich mochte ihm immerhin betheuren, ich wollte nunmehr weder diesen, noch irgend einen andern Menschen heurathen: er blieb bey der Meynung, ein Mägdchen von meinem Alter könnte einen Mann, der ihr Glück machete, nicht so hartnäckig ausschlagen, als bloß weil sie für einen an-

dern

dern eingenommen wäre. Er nahm den Himmel zum Zeugen wegen der Gerechtigkeit seines Zornes, wegen meiner Undankbarkeit und meines Ungehorsames; und nachdem er mir einen Bancozettel von funfzig Pfund Sterlingen, als das letzte Zeichen seines Mitleidens, gegeben hatte, so befahl er mir, ich sollte aus seinem Hause gehen, und verboth mir, ich sollte ihm niemals wieder vor das Gesicht kommen.

Ich nahm alle meine Standhaftigkeit zusammen, damit ich ihm für alle seine Wohlthaten danken könnte; und nachdem ich ihm eine tiefe Verneigung gemacht hatte, so gieng ich aus seinem Zimmer. Ich eilete, meine wenigen Kleider zusammen zu packen; und nach Verlaufe einer Stunde begab ich mich zu einer Person, welche bey meinem Vater in Diensten gewesen war, und mit Geräthe versehene Zimmer vermiethete. Den andern Morgen stattete ich bey einem von meinen Vettern einen Besuch ab. Er war ein Sohn des ältesten Bruders meines Vaters. Er hatte den größten Theil der Güter der Familie bekommen, und sein Vermögen, durch die Heurath mit einer reichen Erbinn, ansehnlich vermehret.

Weil wir bey Lebzeiten meines Vaters sehr vertraut mit einander gewesen waren, und ich wußte, daß er in einerley Grundsätzen mit mir war erzogen worden: so schmeichelte ich mir, ich würde bey ihm Trost und Freundschaft finden, wenn ich auch keinen Beystand erhalten könnte. Ich erzählete ihm meine Geschichte umständlich

und erwartete seinen Beyfall. Die Gebärden der Verachtung aber, die sich in seinem Gesichte darstelleten, so wie ich redete, zeigeten mir, daß ich mich gröblich geirret hätte.

„Ey, welcher Teufel, sagete er zu mir, indem er mir in das Wort fiel, hat aus meiner „lieben Muhme ein so dummes Ding machen können, aus ihr, die ich stets für ein vernünftiges „Frauenzimmer gehalten habe? Was für Thorheit, daß Sie die Wohlgewogenheit Ihres Oheimes verscherzet und sich dadurch an den Bettelstab gebracht haben, daß Sie eine so vortheilhafte Heurath ausgeschlagen; und warum denn, „wenn es Ihnen beliebet? — Weil Sie keine „Liebe zu Ihrem künftigen Gemahle hatten. — „Welches sind doch die Leute, ich bitte Sie, die „bey dem Heurathen ihre Neigung zu Rathe ziehen? Ich habe funfzehnhundert Pfund Sterling „jährlich; und dieß scheint mir die Freyheit zu „lassen, meinen Neigungen viel eher zu folgen, „als Sie, die Sie nicht einen Schilling besitzen. „Glauben Sie aber ja nicht, daß ich so thöricht „gewesen, und mein Herz und meine Augen zu Rathe gezogen, da ich mich verheurathete. Ich „habe nur auf die dreyzehntausend Pfund gesehen, „die mir meine Frau zubrachte, und ich habe nicht „ein einziges Mal an ihr Gesicht oder an ihren „Geist gedacht. Glauben Sie wohl, daß ich „zween Pfenninge für die Frau gegeben hätte, die „ich geheurathet habe? Nein, wahrhaftig nicht. „Mit ihrem Gelde kann ich mir ein Seraj von

„Schön-

„Schönheiten anschaffen und meiner Neigung zum „Vergnügen willfahren. Was ist daran gelegen, „ob ein Ehemann oder eine Ehefrau liebenswür„dig sind, wenn man durch Geld das ersetzen „kann, was ihnen abgeht? Sie, meine liebe „Muhme, Sie hatten eine Gelegenheit, eben so „reich zu werden, als ich, und folglich sich alles „das zu verschaffen, was Ihnen würde gefehlet „haben. Glauben Sie etwan, es würde sich „keine Mannsperson unterstanden haben, Ihnen „sein Herz anzubiethen, weil Sie vermählet ge„wesen? Gerade umgekehrt. Jetzo, da Sie noch „ledig sind, würden Sie vielleicht viele Mühe ha„ben, einen Liebhaber anzutreffen: wenn Sie aber „verheurathet seyn werden, so werden Sie zwanzig „für einen finden, weil sich solche nicht mehr fürch„ten werden, sich weiter einzulassen, als sie wün„scheten. Sie würden eine große Figur in der „Welt gemacht und sich einen Liebhaber ausge„suchet haben, dergleichen man in den Romanen „antrifft; denn ich glaube nicht, daß es Ihnen „schwer gewesen seyn würde, den ehrlichen Jo„hann Trott zu schonen, der Ihnen bestimmt „war.„

Mein Unwillen konnte sich bey Anhörung einer solchen Rede nicht länger halten. Ich stund mit einem verächtlichen Gesichte gegen ihn auf und wollte weggehen. Dieser unwürdige Anverwandte aber nahm mich bey dem Arme und sagete zu mir: „Mein liebes artiges Mühmchen, le„gen Sie das verdrüßliche Gesicht ab, und thun

„nicht so verächtlich. Ich kenne Sie und habe „noch wohl andere gekannt. Ueberlassen Sie „denjenigen, die von den Pfaffen und Ammen er„zogen worden, die Furcht vor dem ewigen Feuer „und die Angst, der Teufel möchte sie holen. „Wenn sie der Stimme der Natur Gehör gäben, „die ihnen anzeiget, sie sollten ein angenehmes Le„ben zu führen suchen, so würden sie nicht so ge„wissenhaft seyn. Lassen Sie dergleichen Frau„enspersonen, sage ich, die Freyheit, daß sie auf „eine thörichte Art tugendhaft seyn mögen. Sie „haben viel zu viel gesunde Vernunft, als daß Sie „ihrem Beyspiele folgen sollten. Sie wissen, das „Ziel ihres Daseyns ist sehr kurz; es ist also sehr „vernünftig, daß Sie sich desselben zu Nutze ma„chen und sich ohne Bedenken vergnügen.„

Er würde ohne Zweifel fortgefahren haben. Weil aber mein Zorn und Unwillen auf das Höchste gestiegen waren, so machete ich mich aus seinen Händen los und gieng mit den Worten fort: Ich wollte ihm nicht zum andern Male Gelegenheit geben, meines Elendes zu spotten und meine Ohren zu besudeln. In der That, ich war fest entschlossen, niemals wieder in sein Haus zu kommen; und ich beobachtete diese Entschließung treulich.

Fräul. Luise.

Nicht wahr, meine liebe Gut, das war doch ein rechter unwürdiger Mensch. Warum kratzete ihm Fidelia nicht die Augen aus? Ich glaube, ich würde ihm ins Gesicht geschlagen haben.

Madem.

Madem. Gut.

Mir würde auch die Lust dazu angekommen seyn. Das Uebrige von dieser Geschichte ist gar zu lang, meine lieben Fräulein, als daß wir es unternehmen können, sie auf heute zu endigen. Wir wollen sie das nächste Mal fortsetzen.

Fräul. Lucia.

Sie sind recht grausam, meine liebe Gut. Ich bin in der größten Ungeduld und möchte gern sehen, wie es der armen Fidelia ergehen wird. Bis jetzo finde ich sie vollkommen, wenn Sie ein wenig Hochmuth ausnehmen. Ich gestehe es, sie hatte schlechte Meynungen von der Religion: allein, daran war nicht sie, sondern ihr Vater, Schuld.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Ich für mein Theil billige es sehr, daß sie dem Willen ihres Oheimes solchen Widerstand gethan hat. Ich finde, es ist nichts entsetzlicher auf der Welt, als wenn man einen Menschen heurathet, gegen den man keine Liebe hat. Sind Sie nicht meiner Meynung, meine liebe Gut?

Madem. Gut.

Bey weitem nicht, mein Schatz. Ich bin vielmehr überzeuget, daß diejenigen, die sich aus Liebe verheurathen, Gefahr laufen, sehr unglückselig zu werden.

Frl. Lucia.

Wie, meine liebe Gut? Wollen Sie denn, daß man einen Menschen heurathen sollte, den

man nicht liebete, und vor dem man einen Abscheu hätte?

Madem. Gut.

Vermischen Sie das nicht, mein Schatz. Es ist ein großer Unterschied unter verliebt in eine Person seyn und einen Abscheu vor ihr haben. Ich würde einem Mägdchen viel eher rathen, es sollte das Almosen betteln, als einen Mann nehmen, gegen den es Haß und Widerwillen hätte. Allein, wenn sie gegen ihn Hochachtung hat, welche auf die Kenntniß einer guten Gemüthsart gegründet ist, so ist solches hinlänglich, sie zu vermögen, daß sie ihm ihre Hand giebt; und die Erfahrung hat bewiesen, daß viel mehrere von dergleichen Heurathen gut ausgefallen, als von denen, die aus Neigung geschehen.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Ich versichere Sie, meine liebe Gut, ich werde mich niemals verheurathen, wofern ich nicht denjenigen recht liebe, den ich nehmen will.

Frl. Lucia.

Ich bin eben der Meynung; und ich werde, wie Fidelia, sagen: Wenn man sich verheurathet, so gelobet man an, man wolle seinen Mann lieben. Er ist ein Gefährte, den man erwählet, ein Herr, ein Führer, den man sich setzet. Diese Unterwerfung würde unerträglich seyn, wenn man denjenigen nicht liebete, welchen man diese Eigenschaften zugestehen will.

Madem.

Madem. Gut.

Ja, meine Fräulein, die Ehe würde eine unerträgliche Kette seyn, wenn man seinen Mann nicht liebete. Ich behaupte aber, ein vernünftiges Mägdchen, welches denjenigen ausgeforschet hat, den es heurathet, und bey dem diese Untersuchung die Hochachtung erzeuget hat, wird ihn unfehlbar lieben. Ich sage Ihnen nicht, es werde verliebt in ihn werden; nein, das ist nicht nöthig, eine Ehe glücklich zu machen. Sie wird ihn wie einen Freund lieben, der ihres Vertrauens würdig ist; und sie wird sich glücklich schätzen, ihm zu gehorchen, und seine Glückseligkeit vollkommen zu machen, so viel es auf sie ankömmt. Jungfer Eitelfreundinn, finden Sie sich doch bey der besondern Unterredung mit ein, die ich morgen mit diesen Fräulein halten werde; wir wollen diese Materie gründlicher abhandeln.

Das XVIII Gespräch.

Fräul. Luise, Fräul. Lucia, Jungf. Zina. Jungf. Eitelfreundinn, Madem. Gut. Fräul. Aufrichtig.

Madem. Gut.

Ich habe es gestern nicht für dienlich erachtet, länger und ausführlicher von denen Eigenschaften zu reden, welche nöthig sind, eine Ehe glücklich zu machen. Unsere Kinder werden es noch lange

nicht brauchen, von dieser Materie unterrichtet zu werden. Sie aber sind größten Theils dem Augenblicke nahe, da Sie sich verheurathen sollen. Es sind so gar zwo unter ihnen, die es unverzüglich thun werden. Ich bin also recht erfreut, daß ich Gelegenheit habe, Ihnen darüber meine Gedanken zu sagen.

Jgfr Eitelfreundinn.

Sie haben mich angesehen, meine liebe Gut; hat man Ihnen etwan gesaget, daß ich mich verheurathen würde?

Madem. Gut.

Ja, mein Schatz. Ich weis mit am ersten alles, was Sie insgesammt angeht, so viel Ihrer hier sind. Weil man weis, daß ich Sie liebe, und daß ich mich Ihrer annehme: so hat man nichts so dringendes, als daß man mir von Ihnen alles und jedes beichtet. Ich weis den Morgen alles, was Sie den Tag vorher Gutes und Böses gethan haben.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Und was hat man Ihnen denn von mir gesaget? Ich bitte Sie, verhehlen Sie mir es nicht.

Madem. Gut.

Wer wird mir aber die Versicherung geben, daß Sie nicht werden böse auf mich werden, wenn ich Ihnen von ungefähr etwas unangenehmes zu sagen hätte, vornehmlich in Gegenwart dieser Fräulein?

Jgfr.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Sie sind alle zusammen meine vertrautesten Freundinnen; wenigstens schmeichele ich mir damit: Sie können also in ihrer Gegenwart immer reden. Außer dem, wenn Sie durch das öffentliche Gerede von mir etwas erfahren haben, so hat es vielen Anschein, sie wissen das auch schon, was Sie mir zu sagen haben.

Madem. Gut.

Sie haben Recht, mein Schatz. Vielleicht sind Sie es in der ganzen Stadt nur allein, die das nicht weis, was ich Ihnen sagen will.

Jgfr. Eitelfreundinn

In Wahrheit, Sie machen, daß ich zittere und bebe. Also ist es denn in aller Leute Mäulern?

Madem. Gut.

Ja, meine liebe Freundinn; und unter der großen Anzahl Personen, welche Sie lieben, findet sich nicht eine, die das Herz gehabt hat, es Ihnen zu melden. Vermuthlich liebe ich Sie mehr, als die andern; weil ich dieses verdrüßliche Werk über mich nehme, und mich der Gefahr aussetze, Ihre Freundschaft durch eben dasjenige zu verlieren, was mich derselben am würdigsten machet.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Nein, meine liebe Gut, Sie werden meine Freundschaft nicht verlieren. Ich habe zwar viele Fehler, aber doch wenigstens den nicht, daß ich auf diejenigen böse werde, die mir meine Feh-

ler sagen, wenn ich Ursache habe, zu glauben, daß sie es nur aus Freundschaft thun.

Madem. Gut.

Ich bin überzeuget, Sie werden mir die Gerechtigkeit erweisen und glauben, es geschehe nur aus diesem Bewegungsgrunde, daß ich mich wage, Ihnen unangenehme Sachen zu sagen.

Kaum hat man es in der Stadt erfahren, daß Sie mir die Ehre thäten und von mir Lehren annähmen, so hat man sich eifrigst bemühet, mir Ihre Abschilderung zu machen. Die Maler hatten Ihnen nicht geschmeichelt; und es hat nur an mir gelegen, daß ich nicht eine rechte übele Meynung von Ihnen gefasset habe. Allein, weil ich die Bosheit der Welt kenne, so habe ich mein Urtheil aufgeschoben; und ich habe Sie mit vieler Sorgfalt ausgeforschet, damit ich wüßte, woran ich mich halten sollte.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Nun gut, was haben Sie denn entdecket?

Madem. Gut.

Daß Sie in denen meisten Dingen unschuldig sind, die man Ihnen aufbürdet; daß man bey dem allen aber Ursache gehabt hat, Sie deren zu beschuldigen, weil Sie zu diesen falschen Urtheilen durch Ihre Unvorsichtigkeiten und durch Ihre übele Aufführung Anlaß gegeben haben. Das Wort ist einmal heraus, meine wertheste Freundinn; ich muß es rechtfertigen; hören Sie mich recht aufmerksam an.

Sie

Sie sind schön; und das ist Ihnen nicht unbekannt: Sie werden sehr reich werden; und das weis jedermann. Dieses ist genug, einen Haufen eifersüchtiger Personen wider Sie aufzubringen, und sie zu vermögen, daß sie Ihre Aufführung scharf untersuchen, damit sie Sie in einen übeln Ruf bringen können. Hätten Sie nur ein wenig nachgedacht, so würden Sie eingesehen haben, daß die Vortheile, die Sie haben, diese Wirkung hervorbringen mußten; und das würde Sie vermocht haben, sich mit tausendmal mehr Behutsamkeit aufzuführen, als andere, damit Sie der Bosheit nicht Anlaß gäben, zu lästern. Aber daran ist gar nicht gedacht. Es scheint, Sie seyn mit Ihren Feinden einig geworden, und Sie haben gewettet, Sie wollen ihnen alle Augenblicke Gelegenheit geben, übels von Ihnen zu reden.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Aber, mein Gott! meine liebe Gut, was thue ich denn so außerordentliches?

Madem. Gut.

Ich will es Ihnen sagen. Anfänglich sind Sie sehr unbesonnen; hernach so ziemlich buhlerhaft, oder wie man es lieber nennen will, coquett. Sie haben sich den Kopf mit gefährlichen Romanen angefüllet; ich habe dergleichen oftmals unter Ihren Büchern bemerket. Da Ihr Geist mit lauter verliebten Begebenheiten umhüllet ist, so haben Sie geglaubet, es müßten alle Mannspersonen von Ihren Reizungen ganz eingenommen seyn. Ich will noch mehr sagen, Sie haben es

gewünschet; und Sie haben die Unvorsichtigkeit gehabt, dieselben solches merken zu lassen. Sie sind vergangenen Sommer an einem Orte gewesen, woselbst viele fremde Officier waren. Diese Herren sind von Natur galant; man suchete, wer Ihnen die besten Liebkosungen vorschwatzen könnte. Sie hielten die Betheurungen, welche sie bey Ihnen verschwendeten, für aufrichtig. Aber hören Sie nur, mein Schatz, da diese Herren nicht mehr in Ihrer Gegenwart waren, so macheten sie sich eine Lust daraus, daß sie sich über Ihre Leichtgläubigkeit aufhielten, daß sie Sie lächerlich machten. Ich befand mich vor vierzehn Tagen an einem Orte, wo ein Paar von diesen Herren waren. Ich nannte Sie als ein Frauenzimmer, das viel Verstand und Verdienste hätte: ich erregete damit ein großes Gelächter, als wenn ich das aller ungereimteste Zeug gesaget hätte. Wahrhaftig, sagete eine Frau zu mir, Sie haben doch eine ganz gewaltige Liebe für Ihre Schülerinnen; und Sie müssen sehr eingenommen seyn, daß Sie an der da Verstand finden können. Ich war neulich bey einem verdienstvollen Fräulein, welches das Lesen sehr liebet und eine gute Bibliothek hat. Jungfer Eitelfreundinn trat herein, und bey Erblickung dieser Bücher fieng sie an, zu lachen, wie eine Närrinn, und fragete dieses Fräulein, was sie mit so vielen Büchern machen könnte? Ich lese sie mit Vergnügen, antwortete die andere. Darauf verdoppelte sich das thörichte Gelächter; und dieses dumme Thier schwur, der Anblick einer

ner solchen Biliothek wäre schon hinlänglich, ihr Kopfweh zu verursachen.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Ist es möglich, daß man das so hoch aufgemutzet hat? Es ist wahr, meine liebe Gut, ich habe diese Thorheit begangen. Sie wissen aber doch, daß ich das Lesen liebe. Allein, ich kam mit einer Frau, welche diejenigen Frauenzimmer lächerlich machete, die etwas anders wissen, als sich putzen und afterreden. Ich that es nur, damit ich ihr nachahmete.

Madem. Gut.

Da sehen Sie, was die böse Gesellschaft thut. Man muß es gestehen, die Hälfte von Ihren Fehlern ist derselben zuzuschreiben. Doch ich komme wieder auf die Unterredung, wovon Sie der Inhalt waren.

Ich weis wohl, sie ist albern, sagete einer von diesen Officieren: dem ungeachtet aber würde ich mich sehr wohl darnach bequemen. Sie ist schön; und noch mehr, sie ist sehr reich; das würde sich zu meinen Sachen vortrefflich schicken.

Aber, sagete sein Kamerad zu ihm, du bist doch recht dreust, daß du auf ein solch Mägdchen denkest. Sie ist schon in ihrem siebenzehnten Jahre coquett. Man bessert sich davon niemals; und vermuthlich bist du nicht eifersüchtig.

Höre, sagete der andere zu ihm: sie ist im Grunde tugendhaft. Es ist wahr, man darf nicht darauf bauen, daß sie es immer seyn wird. Eine Frauensperson, die gefallen will, findet end-

lich

lich einen, der ihr gefällt. Ich würde nichts sparen, ihr diesen Satz einzuprägen; und wenn ich damit nichts ausrichten könnte, so würde ich bald meine Partey ergriffen haben; ich würde sie bey dem mäßigsten Jahrgelde, welches ich ihr nur geben könnte, immer coquett seyn lassen, und mich mit ihrem Eingebrachten lustig machen.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Ich weine vor Bosheit, meine liebe Gut. Ich errathe es fast, wer diese Rede geführet hat. Der Verräther! Er rühmete alle meine Fehler, und man sollte geglaubet haben, er wäre sterblich verliebt in mich.

Madem. Gut.

Vielleicht war er es auch, mein Schatz. Die Mannspersonen hegen alle Tage Liebe für die Frauensperſonen, die sie verachten. Diese beyden Gesinnungen stimmen sehr wohl mit einander. Es ist wahr, die erste dauret nicht lange. — Doch wir wollen das zu Ende bringen, was Sie angeht. Ich hatte behauptet, Sie hätten Verstand; und das ist wahr. Sie haben sehr viel Verstand von der Natur empfangen, der Ihnen bis auf diesen Tag zu nichts gedienet hat. Sie sind in einer groben Unwissenheit; Sie sagen, Sie lesen gern; ja, eitele Bücher. Sie haben sich niemals auf etwas befleißigen wollen. Wenn Sie nur vom Morgen bis auf den Abend herumlaufen und sich bey Frauenzimmer von Ihrer Gemüthsart befinden und von Ihren Liebhabern reden können: so sind Sie vergnügt. Zittern Sie, mein Schatz;

diejenigen verächtlichen Weiber, welche, ungeachtet ihres Ranges, die Materie zu allen elenden Spöttereyen des gemeinsten Pöbels sind; diese Weiber haben nicht anders angefangen, als Sie.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Ich wollte lieber diese Stunde sterben, als ihnen jemals gleich werden.

Madem. Gut.

Ich bin davon überzeuget, mein Schatz, Sie wollen es aufrichtig; und folglich werden Sie alle Mittel ergreifen, die ich Ihnen anzeigen werde, ein so großes Uebel zu vermeiden. Das erste und wichtigste ist, daß Sie die bösen Gesellschaften aufgeben.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Ich versichere Sie, meine liebe Gut, ich kenne kein einziges Frauenzimmer, welches nicht sehr tugendhaft ist und einen guten Ruf hat.

Madem. Gut.

Sie irren sich gewiß. Die Frauenzimmer, mit denen Sie umgehen, sind tugendhaft; wenigstens glaube ich es: allein, sie haben keinen guten Ruf. Es sind, so wie Sie, Personen voller Zerstreuung, die nichts weiter in ihrem Kopfe haben, als das Vergnügen und die Begierde, zu gefallen; und das ist genug, den guten Ruf der tugendhaftesten Frauensperson zu Grunde zu richten. Untersuchen Sie über dieses: wovon unterreden Sie sich, wenn Sie zusammen sind? Von Ihrem Putze, von denen Herren, die Sie kennen, von dieser ihren Liebeshändeln, von je-

ner ihrem Liebhaber. Alle diese eiteln Unterredungen unterhalten und ernähren die Neigung, die Sie zu Kleinigkeiten haben. Diese müssen Sie durchaus ablegen. Die Vorsicht beut Ihnen ein leichtes Mittel dazu an: sie hat Ihnen die Bekanntschaft und Freundschaft dieser Fräulein hier verschaffet; Sie haben solche seit einiger Zeit hindangesetzet; sie werden es Ihnen verzeihen, ich bin es versichert. Eilen Sie und brechen ohne Verstellung mit den andern. Ich sage, Sie müssen eilen; Sie haben nicht einen Augenblick zu verlieren. Sie stehen auf dem Puncte, um Ihren guten Namen zu kommen; und ungeachtet der Freundschaft, die ich für Sie habe, würde ich doch bald in meinem Gewissen verbunden seyn, diesen Fräulein zu rathen, daß sie allen Umgang mit Ihnen aufhöben.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Ich habe alles Uebrige mit Geduld angehöret: dieses letztere aber kann ich nicht ertragen; man sollte denken, wenn man Sie reden höret, ich sey ein Mägdchen, das ein böses Leben führet.

Madem. Gut.

Man würde Sie verrathen, wenn man Ihnen die Wahrheit verhehlen wollte. Nein, mein Schatz, Sie sind kein Mägdchen, welches ein böses Leben führet. Sie haben einen Abscheu vor dem Laster. Ich wiederhole es Ihnen aber, Sie sind auf dem Wege, der dahin führet. Ich könnte Ihnen zehn Frauenzimmer von dem vornehmsten Stande nennen, die sich dadurch,

daß

daß sie eben diesem Wege nachgegangen sind, in Schande gebracht haben. Die Coquetterie führet eben sowohl dahin, als die Zerstreuung. Diejenigen, welche diesen Gefährlichkeiten entgehen, entgehen ihnen nur durch ein Wunderwerk. Wir wollen freymüthig reden, mein Schatz; ich weis alles. Sie sind kaum achtzehn Jahre alt, und haben schon zween Liebsten gehabt. Zum guten Glücke für Sie fanden Sie anfänglich einen Gefallen an einem rechtschaffenen redlichen Manne, der niemals einen Gedanken hatte, die Neigung zu misbrauchen, die er bey Ihnen erreget hatte. Jetzo haben Sie einen andern Liebsten; es ist wahr, man geht auf eine Heurath, die sich schon schicken könnte. Sie wissen aber auch eben so gut, als ich, daß Ihr Herr Vater nicht viel Lust zu dieser Heurath hat, und daß es wohl geschehen könnte, daß er seine Einwilligung nicht dazu gäbe: alsdann würden Sie tausenderley unangenehmen Reden ausgesetzet seyn.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Weil wir offenherzig reden, meine liebe Gut, so geht es nicht an, daß ich Ihnen etwas verberge. Ich habe Lust, mich zu verheurathen, und ich habe gute Ursachen dazu. Ich habe keine Mutter mehr; und mein Vater, der nicht im Stande ist, mich in die Welt zu führen, ist folglich verbunden, mich bald der einen, bald der andern Frau anzuvertrauen; und sie stehen mir nicht alle gleich gut an. Sie werden sagen, ich müßte weniger ausgehen. Das ist recht gut: aber ich habe großen

Verdruß zu Hause. Meine jüngere Schwester ist meines Vaters Abgott; und mit dieser Schwester läßt es sich höchst beschwerlich umgehen. Das ist es, warum ich selbst mein eigen zu werden wünsche; und diese Begierde ist der Grund, warum ich mich bestrebe, zu gefallen, oder die Quelle meiner Coquetterie, wie man es zu nennen beliebet. Denn ich will mich nur an einen Mann verheurathen, der mich liebet, und den ich auch lieben kann.

Madem. Gut.

Sehr wohl; es ist Recht, daß Sie einen Mann nehmen, den Sie lieben können: es ist aber nicht nothwendig, daß Sie ihn vorher lieben; und das ist so gar sehr gefährlich. Ich glaube, Sie sind viel zu gut erzogen, als daß Sie sich wider Ihres Herrn Vaters Willen verheurathen wollten. Wie würde es Ihnen nun ergehen, wenn Ihre Neigung mit seinem Willen nicht zusammenstimmete? Sie sprechen alle junge unbesonnene Leute in der Stadt. Unter diesen Leuten wird schon einer fähig seyn, Ihr Herz zu berücken, es so gar zu rühren. Alsdann wird von zweyen Dingen eines geschehen müssen; entweder Sie müssen ihn wider Willen Ihres Vaters heurathen, wenn er Ihnen seine Einwilligung nicht geben will; oder Sie müssen ihn über lang oder kurz mit unendlicher Mühe aus Ihrem Herzen reißen. Ich will setzen, Sie könnten durch Ihr ungestümes Anhalten, von Ihrem Papa die Erlaubniß erlangen, sich nach Ihrem Sinne zu verheurathen: so werden Sie einen

Mann

Mann nehmen, ohne daß Sie ihn kennen. Man muß mit kaltem Geblüte einen Menschen untersuchen; und das hat man nicht, wenn man liebet. Sie werden Ihren Liebhaber für das achte Wunderwerk in der Welt halten; Sie werden ihm Vollkommenheiten andichten; Sie werden seine Fehler entschuldigen. Er wird vor Ihnen nur heftig verliebt, nur unterthänig erscheinen. Sie werden sich überreden, das müsse ewig so werden; und ich könnte Ihnen zuschwören, das werde bald nach Ihrer Verheurathung verschwinden. Es ist gewiß, nur bloß die auf Hochachtung gegründeten Empfindungen können stets dauren. Sie, meine liebe Freundinn, sind von einer solchen Gestalt, welche Liebe erwecken kann: Ihre Aufführung aber ist bisher nicht geschickt gewesen, viele Hochachtung zu erwecken; folglich wollte ich wohl schwören, Sie können nur einen unbesonnenen, einen eiteln Menschen an sich ziehen, der nicht nachdenket; und was können Sie auf dergleichen Gemüthsart bauen?

Ich hatte eine überaus liebenswürdige Freundinn von sechzehn Jahren. Ein junger Mensch, der sie von ungefähr sah, wurde gleich bey dem ersten Anblicke verliebt in sie; und sie fühlete eben die Empfindungen für ihn. Weil er viel reicher war, als sie, und er wußte, daß sein Vater sehr geizig war, so war die Verzweifelung das erste und einzige Hülfsmittel, welches er wider sein Unglück fand. Er schloß sich in ein abgelegenes Zimmer ein, und brachte darinnen drey Tage

ohne Essen und Trinken zu. Man fand ihn von ungefähr ohne Verstand; und man hatte viele Mühe, daß man ihm noch das Leben erhielt. Sie sehen, daß er recht ernstlich verliebt gewesen. Sein Vater glaubete, er wollte ihn schon von seiner Leidenschaft heilen, und ließ ihn ein Paar Jahre reisen. Da er aber sah, daß er noch viel verliebter, als jemals, wieder zurückgekommen war, so wußte er es so anzustellen, daß er nach Indien gehen mußte. Er fand ein Mittel, seine Geliebte noch erst vor seiner Abreise zu sprechen; er schwur ihr eine ewige Liebe zu, und bath sie flehentlich, sie möchte drey Jahre warten, ehe sie sich an einen andern verspräche, wobey er zu ihr sagete, wenn sie in der Zeit keine Nachricht von ihm erhalten hätte, so würde es ein gewisses Zeichen seyn, daß er nicht mehr lebete.

Fünf Jahre verflossen, ohne daß dieses arme Mägdchen, welches man das schöne Hannchen nannte, ein Wort von ihm reden hörete. Unter der Zeit machete sich ein rechtschaffener wackerer Mann an sie; und da sie von ihrer Familie geplaget wurde, so entriß man ihr die Einwilligung, ihn zu heurathen. Sie liebete ihn nicht: sie hielt ihn aber sehr hoch; und sie konnte sich nicht enthalten, zu gestehen, er hätte alle Eigenschaften, sie glücklich zu machen.

Den Tag vor ihrer Trauung erhielt sie einen Brief von ihrem alten Liebhaber, der ihr schon viele andere Briefe geschrieben hatte, die aber verloren gegangen waren. Es brauchete nichts

weiter,

weiter, ihr den Kopf schwindlicht zu machen. Sie brach ihre vorhabende Heurath ab; und zween Jahre darnach, da ihr Liebhaber ein Mittel gefunden hatte, wieder nach Europa zu kommen, heurathete sie ihn. Sie betheten einander an: sie kannten sich aber nicht. Sechs Monate in der Ehe waren hinlänglich, ihnen die Augen zu eröffnen. Das schöne Hannchen hatte sich Rechnung gemacht, ihr Mann würde beständig ihr Liebhaber seyn. Sie hielt ihn für sehr ungerecht, als sie die Entzückungen verschwinden sah, wozu er sie gewöhnet hatte. Sie beklagete sich darüber, sie weinete. Das erste Mal trocknete er ihre Thränen ab, und versprach, er wollte seine ersten Flammen wiederum zeigen.

Allein, ich habe es Ihnen gesaget, die Liebe ist eine überhingehende Empfindung, die gar zu lebhaft ist, als daß sie ewig seyn könnte: und das Allerglücklichste, was einem Paare Verliebten begegnen kann, wenn sie Eheleute geworden sind, ist, daß sie aus deren Asche eine zärtliche Freundschaft entstehen sehen. Dieses geschieht allezeit, wenn die Hochachtung der Liebe zuvor gekommen ist; und fast niemals, wenn sie nicht ihre Gefährtinn gewesen.

Der Mann mochte es immerhin versprechen und sich immerhin dazu anreizen: er wurde seiner unnützen Bemühungen bald überdrüßig, und die Klagen seiner Frau fielen ihm verdrüßlich. Sie brachte es dahin, daß sie ihm verhaßt wurde; er gab ihr Nebenbuhlerinnen, die er mit der Hef-

tigkeit liebete, womit er sie geliebet hatte. Diese Aufführung hatte die Wirkung, die man davon erwarten mußte. Sie brachte die Frau dahin, daß sie ihn auch hassete, und sie sah den Todestag ihres Mannes als den schönsten Tag ihres Lebens an.

Einige Jahre darnach traf sie von ungefähr den Liebhaber oder vielmehr den Freund an, welchen sie zu heurathen im Begriffe gewesen war und mehr als einmal bedauret hatte. Er war damals ein Mann von vierzig Jahren, der von den lärmenden Vergnügungen zurückgekommen war und eine vernünftige Gefährtinn suchete, mit der er sein Leben still hinbringen könnte. Hannchen war nicht mehr das schöne Hannchen. Ihr Kummer und Verdruß hatten sie dergestalt verändert, daß sie nicht kenntlich war. Sie erstaunete sehr, als ihr alter Liebhaber ihr den Antrag that, die Heurath wieder zu erneuren, die sie zerrissen hätte.

„Madame, sagete er zu ihr, ich will Sie nicht „hintergehen. Ich bin nicht verliebt: und ich „werde es auch vermuthlich nicht werden. Ich bie„the Ihnen aber meine Freundschaft, meine Hoch„achtung, mein Vertrauen an. Wenn diese zu „Ihrer Glückseligkeit hinlänglich seyn können, und „wenn Sie im Stande sind, mir eben das anzubie„then: so hoffe ich, Ihnen alles das wieder gut zu „machen, was Sie erlitten haben.„

Hannchen, welche der Liebe überdrüßig geworden, wollte die Freundschaft versuchen. Sie gab ihrem Freunde die Hand; und sie erfahren

jetzt

jetzt wirklich eine Glückseligkeit, die sich nicht ausdrücken läßt. Diese Glückseligkeit ist niemals durch irgend eine Wolke gestöret worden. Ihre Empfindungen vermehren sich von Tage zu Tage und ihr beständiger Wunsch ist, an einem und eben dem Tage mit einander zu sterben, damit sie nicht ein Leben zu ertragen haben, welches ihnen unerträglich seyn würde, wenn sie getrennet wären.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Nun, das begreife ich nicht, meine liebe Gut, wie ein Mägdchen mit einem Manne glücklich seyn könne, der viel älter ist, als sie?

Madem. Gut.

Ein Mann, der nur acht Jahre mehr hat, als seine Frau, ist nicht viel älter, als sie; und es wäre zu wünschen, daß solches allezeit so wäre. Wenn ich eine Freundinn hätte, die mich um Rath fragete, so würde ich ihr allezeit sagen, sie sollte einer Mannsperson nicht trauen, die noch nicht acht und zwanzig bis dreyßig Jahre alt wäre. Vor dieser Zeit ist die Gemüthsart einer Mannsperson noch nicht völlig gebildet; ihre Leidenschaften sind noch in aller ihrer Wallung; und man weis nicht, was man auf das Künftige davon hoffen kann.

Frl. Lucia.

Ich denke so, wie Sie, meine liebe Gut. Als ich sagete, ich wollte mich nicht ohne Liebe verheurathen, so geschah es bloß, weil ich keine

deutlichen Wörter hatte, meine Begriffe auszudrücken. Ich verstund unter Liebe eine auf Hochachtung gegründete Freundschaft, und damit ich mich der Worte der Fidelia bediene, ich werde meine Hand nur demjenigen geben, der den ersten Platz in meinem Herzen hat. Ich bin auch wegen der Zärtlichkeit der Empfindungen und des ungezogenen Wesens ihrer Meynung. Die Grobheit scheint mir an einer Person unerträglich zu seyn, mit der man sein Leben zubringen soll. Dieser Fehler läßt sich alle Augenblicke spühren; und ich kann auch Fidelien nicht tadeln, daß sie einen Mann ausgeschlagen, der grob war.

Madem. Gut.

Bemerken Sie doch, Jungfer Eitelfreundinn, den Unterschied, welchen das Lesen ganz verschiedener Bücher in ihrem Verstande gemacht hat. Das Fräulein Lucia, welches niemals andere, als ernsthafte, Bücher gelesen, hat nicht eben den Begriff von dieser thörichten Leidenschaft, womit Sie unaufhörlich beschäfftiget sind; weil Sie dieselbe in den Romanen auf eine angenehme Art und nicht so, wie sie in der That ist, abgeschildert sehen. Ein tugendhaftes und kluges Mägdchen suchet gar nicht die Gelegenheiten, ihr sein Herz zu überliefern, sondern flieht sie vielmehr sorgfältig und sparet nichts, sich frey zu erhalten, damit es im Stande sey, ohne Widerstreben einen Mann von der Hand seiner Aeltern anzunehmen.

Jetzo will ich dem Fräulein Lucia antworten. Die Vorsehung, mein Schatz, hat Sie in den Stand gesetzet, daß Sie sich nach Ihrem Sinne verheurathen können. Sie haben vollauf; Sie sind unter den Augen solcher Aeltern, welche Sie lieben und nur suchen, Sie glücklich zu machen. Nichts verbindet Sie daher, mit dem Heurathen zu eilen. Sie haben Zeit, nach Ihrem Gefallen zu wählen; und Sie werden sehr wohl thun, wenn Sie sich nicht eher, als den Augenblick, verbinden, da Sie in einer einzigen Person die schätzbaren und liebenswürdigen Eigenschaften vereiniget finden. Die göttliche Vorsehung scheint Ihnen diese Erlaubniß durch die Umstände zu geben, worein sie Sie gesetzet hat. Fideliens und tausend anderer Personen ihre sind ganz unterschieden. Wie viele Mägdchen giebt es nicht, denen die Umstände andere Gesetze auflegen? und ohne unser Beyspiel zu verlassen, so hätten die Klugheit, Fideliens Zustand, die Gewißheit, worinnen sie war, daß sie mit einem Manne friedlich leben könnte, dem nichts, als Annehmlichkeit, abgieng, ihr anzeigen sollen, daß die Vorsehung diese Heurath wollte. Schätzbare Eigenschaften soll man niemals hindan setzen; es würde besser seyn, Hungers zu sterben, als einen unredlichen lasterhaften Menschen zu heurathen. Wenn er aber Redlichkeit und Tugend hat, so muß man bey vielen Gelegenheiten wegen des Uebrigen ein Auge zudrücken.

Glauben Sie wohl im Ernste, mein Schatz, einen vollkommenen Mann zu finden, bey dem

Sie nichts werden auszustehen haben? Sie würden sich sehr irren, wenn Sie es hoffeten. Die am besten gepaarten, die glücklichsten Ehen haben noch Beschwerden, und ihre Ruhe besteht nur durch Aufopferung ihrer gegenseitigen Neigungen und durch eine gegenseitige Geduld. Fidelia hätte denken sollen, Gott schriebe ihr das Gesetz vor, sie sollte die Heurath ergreifen, die man ihr antrüge, weil sie ihr kein anderes Hülfsmittel darboth. Sie würde dadurch die Unglücksfälle vermieden haben, die sie in der Folge erfuhr. Ich sage Ihnen dieses nur überhaupt; man kann insbesondere nichts entscheiden, weil unendlich viel Umstände die Natur der Sache verändern.

Es ist Zeit, daß wir schließen. Ich hoffe, Jungfer Eitelfreundinn wird einigen Nutzen aus dieser Unterredung schöpfen. Das gemeine Gerücht wird es mir melden, daß sie sich geändert habe.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Das gemeine Gerede wird sehr sorgfältig seyn, Ihnen meine Thorheiten zu wiederholen: ich müßte aber eine Heilige werden, wenn es nicht ein Wort mehr davon sagen sollte.

Madem. Gut.

Verzeihen Sie mir, mein Schatz, ich sage mit Madame Sevigne: das gemeine Gerede ist weder thöricht, noch ungerecht. Es vermindert das Gute; es hat die Gewohnheit, das Böse zu vergrößern: es fällt aber einer Person, die solches

kennet,

kennet, sehr leicht, eine genaue Rechnung zu machen. Im Grunde sind seine Urtheile sicher: es sind nur einige kleine Dinge zu vermehren oder zu vermindern.

Das XIX Gespräch.

Madem. Gut.

Sie wissen, meine Fräulein, wir hatten das letzte Mal nicht Zeit, etwas von der Erdbeschreibung zu sagen. Wir müssen solches heute wieder einbringen. Fangen Sie an, Fräulein Verständig.

Fräul. Verständig.

Ich habe noch von dem Amazonenlande zu reden. Es hat seinen Namen daher. Als Franz de Orellana den großen Strom darinnen hinauf fuhr, so traf er Weiber an, die mit Bogen und Pfeilen so fertig umzugehen wußten, als die geschicktesten Indianer. Sie stritten wider ihn so tapfer und hitzig, da er an das Land steigen wollte, daß ers nicht ins Werk richten konnte. Nun waren die Amazonen in der alten Geschichte dergleichen streitbare Weiber gewesen; man nannte also diese tapfern Americanerinnen mit deren Namen, und brauchte solchen in der Bestallung, die Orellana als Statthalter über das Land an diesem Flusse erhielt. Die Luft ist daselbst heißer, als in irgend einem andern Theile von America.

Indessen findet man doch daselbst fruchtbare Wiesen, vornehmlich an den Flüssen. Man glaubet, es gebe Goldadern darinnen; weil die Wilden oftmals Gold bringen: bis jetzo aber hat noch niemand in das Innere des Landes dringen können. Man sieht keine Städte daselbst. Es geht ein großer Fluß hindurch, den man eben den Amazonenfluß oder auch wohl Maranjon nennet. Es wohnen verschiedene Völkerschaften an solchen, die sich auf unterschiedene Art von einander unterscheiden. Einige stecken sich die Ober- und Unterlippe, die Nase unten auf beyden Seiten, die Backen und das Kinn voller Federn und dünnen Pfeile acht bis zehn Zoll lang. In diesem Aufputze sehen ihre Gesichter nicht anders aus, als Stachelschweine. Andere drücken die Köpfe ihrer Kinder mit kleinen Bretterchen vor der Stirne und hinten dicht zusammen, daß sie ganz platt werden und oben in die Höhe wachsen, und an den Seiten sehr schmal sind. Dieses halten sie für eine Schönheit, und nennen die andern, die ihre Köpfe so lassen, wie wir sie haben, zum Spotte, Kürbisköpfe. Noch andere zerren sich die Ohren so lang, daß sie ihnen bis auf die Schultern hängen und heißen deswegen Großohren. Sie leben auch nach unterschiedenen Sitten und Gewohnheiten und sollen einige Menschenfresser darunter seyn. Die Jesuiten haben einige Missionen daselbst angeleget, woraus nach und nach Flecken geworden und bald Städte entstehen werden.

Was den nordlichen Theil von America oder Nord-America anbetrifft, so weis man noch nicht recht, ob es eine große Halbinsel, oder ein festes Land ist; denn man ist noch nicht bis an das Ende desselben gekommen. Die bekannten Gränzen desselben sind diese. Gegen Norden wird es von der Hudsonsbay und von einer Straße gleiches Namens eingeschränket. Man weis nicht, was jenseits der Hudsonsbay oder des christianischen Meeres ist. Gegen Osten wird es von dem Nordmeere und der Erdenge Panama begränzet; gegen Süden von dem mexicanischen Meerbusen und dem Südmeere. Dieses Meer begränzet es auch gegen Westen.

Fräul. Geistreich.

Aber, meine liebe Gut, warum geht man denn nicht weiter in das Land hinein, weil man doch einmal da ist?

Madem. Gut.

Man hat es vielmals versuchet, mein Schatz, und man behauptet, America hänge entweder an Asien oder sey auch nur durch eine Meerenge davon abgesondert. Viele Seeleute haben diese Straße durch die Hudsonsbay gesuchet: sie sind aber durch große Berge von Eise aufgehalten worden. Es ist nicht leichter, diesen Weg zu Lande zu finden, da das äußerste Ende von Nord-America in dem kältesten Erdgürtel liegt.

Fräul. Charlotte.

Meine liebe Gut, ich habe einmal, da ich noch ganz klein war, ein Buch gelesen, wovon

ich den Namen vergessen habe. Ich glaube aber, es war eine Beschreibung von einer Reise der Holländer. Sie reiseten gegen Norden von Europa; ich glaube, es war in der Gegend der Straße Weigatz. Auf einmal fand sich ihr Schiff mitten im Eise und war rund herum davon umgeben. Es waren ganze große Berge davon da, so daß es nicht möglich fiel, weiter vorzurücken oder wieder zurück zu gehen. Sie mußten also die Partey ergreifen und aussteigen. Sie giengen über das Eis weg und kamen nach Neu-Zemla. Alles, was sie aus ihrem Schiffe nur fortbringen konnten, nahmen sie mit. Sie brachen es sogar in Stücken und brachten die Bretter davon an das Land. In diesem Lande war eine große Menge großer weißer Bären; die stelleten ihnen nach und würden sie alle aufgefressen haben, wenn sie sich nicht in Acht genommen hätten. Eines von diesen entsetzlichen Thieren führete auch wirklich einen Holländer fort und zerriß ihn in Gegenwart seiner Gefährten: sie konnten aber dem armen Menschen nicht zu Hülfe kommen, noch ihn retten. Diese armen Leute sahen wohl, sie würden hier an diesem Orte so lange bleiben müssen, bis das Eis geschmolzen wäre. Sie macheten also eine Hütte in der Erde und bedecketen sie mit Brettern fast wie ein Haus. Weil es überaus kalt war, so macheten sie ein Kohlfeuer an, welches aber so stark dampfete, daß sie bald davon erstickt wären. Sie mußten geschwind hinausgehen, daß sie nur wieder frische Luft schöpfeten. Darauf macheten

sie

sie einen großen Rauchfang, wie einen Schorstein oder eine Feuermauer, und brachten viele Monate unter der Erde zu. Sie tödteten Bären und Füchse; sie aßen das Fleisch davon und macheten sich Kleider und Mützen von den Fellen, wovon sie das Rauche inwendig kehreten. Einige Zeitlang, da es am allergrimmigsten kalt war, sahen sie keine Bären mehr; denn diese Thiere giengen auf dem Eise über das Meer, und begaben sich vermuthlich in ein anderes Land, wo es nicht so gar kalt war. Am allerfürchterlichsten dabey war, daß es die ganze Zeit über, da sie sich daselbst aufhielten, immer Nacht blieb; denn die Sonne war auf der andern Seite, und sie hatten nur einige Stunden Demmerung, das ist, es kam nur ein klein wenig Schimmerlicht und machte den Himmel ein wenig hell, so wie es etwan bey uns des Abends, wenn die Sonne schon eine Weile untergegangen ist. Gegen das Ende des Winters kamen die Bären wieder, und sie wollten durch den Rauchfang zu ihnen hinein. Dieses nöthigte die Leute, daß sie viele geladene Flinten nahmen, sie aufspanneten und auf solche Art in den Rauchfang stelleten, daß die Bären, wenn sie hinunter steigen wollten, solche losdrücketen, und sich also selbst todtschossen. Endlich, als der Tag wieder kam, giengen sie aus ihrem Loche heraus, und macheten sich von den abgerissenen Brettern ihres Schiffes ein großes Fahrzeug. Ehe sie noch von diesem elenden Orte abreiseten, schrieben sie dasjenige auf einen hölzernen Pfahl, was ihnen

begegnet

begegnet war, damit es denen zur Nachricht dienen könnte, die das Unglück haben möchten, und in dieses Land kämen. Darauf giengen sie zu Schiffe, so bald das Eis aufgegangen oder gebrochen war. Viele sturben unterwegens von den großen Beschwerlichkeiten. Die übrigen kamen glücklich, glaube ich, zu Amsterdam an, wo sie mit ihren Kleidern von Fellen in die Kirche giengen.

Fräul. Maria.

Die Haut schaudert einem recht dabey, meine liebe Gut. Glauben Sie wohl, daß irgend ein menschliches Geschöpf in diesem Lande ist?

Madem. Gut.

Vielleicht wohl, mein Kind. Vordem glaubete man nicht, daß es Einwohner in dem heißen Erdgürtel gäbe, weil es daselbst gar zu heiß wäre. Indessen ist doch dieses Land sehr bevölkert. Wenn Gott unter die Pole hat Einwohner setzen wollen, so wird er ihnen ohne Zweifel auch Leiber gegeben haben, welche fähig sind, drr Kälte zu wiederstehen. Wir müssen aber die fernere Erklärung von Nord-America bis auf das nächste Mal aussetzen und unsere biblischen Historien hersagen. Fangen Sie an, Fräulein Maria.

Frl. Maria.

Cyrus, der in unserer Bibel Cores genannt wird, welches aber einerley ist, hatte nunmehr Babylon eingenommen, und regierete in diesem Lande nebst seinem Oheime Darius Cyaxares, wel-

welcher viel Vertrauen auf Daniel setzete. Dieser letzte wies dem Cyrus bald im Anfange seiner Regierung eine recht besondere Prophezeyung des Propheten Jesaias von ihm. Sie war in diesen Worten abgefasset.

Ich spreche zu Cores: er ist mein Hirt und soll allen meinen Willen vollbringen, daß man zu Jerusalem sage: Sey gebauet! und zum Tempel: Sey gegründet! So spricht der Herr zu seinem Gesalbten, dem Cores, den ich bey seiner rechten Hand ergreife, daß ich die Völker vor ihm unterwerfe und den Königen das Schwert abgürte, auf daß vor ihm die Thüren geöffnet werden, und die Thore nicht verschlossen bleiben: Ich will vor dir hergehen und die Höker eben machen; ich will die ehernen Thüren zerschlagen und die eisernen Riegel zerbrechen; und will dir die heimlichen Schätze und die verborgenen Kleinode geben, auf daß du erkennest, daß ich der Herr, der Gott Israel, dich bey deinem Namen genennet habe. Ja, ich rief dich bey deinem Namen und nennete dich, da du mich noch nicht kanntest. Er soll meine Stadt bauen und meine Gefangenen loslassen.

Cyrus erstaunete sehr darüber, da er sah, daß der Prophet alles so vorher gesaget hatte, was ihm geschehen war, und was er noch thun sollte. Er ließ also ein Geboth ausgehen, und es in sei-

nem ganzen Königreiche bekannt machen; das lautete so:

Der Herr, der Gott vom Himmel, hat mir alle Königreiche im Lande gegeben, und er hat mir befohlen, ich soll ihm zu Jerusalem in Juda ein Haus bauen. Wer nun unter euch seines Volkes ist, mit dem sey sein Gott, und er ziehe hinauf gen Jerusalem in Juda und baue das Haus des Herrn, des Gottes Israel. Und wer noch übrig von ihnen ist, es sey an welchem Orte es wolle, wo er ein Fremdling ist, dem helfen die Leute seines Ortes mit Silber und Golde, Gute und Viehe, aus freyem Willen, zum Hause Gottes in Jerusalem.

Er gab ihnen auch die silbernen und goldenen Gefäße und das andere Geräthe wieder, was Nebucadnezar aus dem Hause des Herrn genommen hatte, und wollte, es sollte ihnen sonst auf alle Art und Weise von seinen Unterthanen Vorschub zu diesem Baue geschehen. So bald diese Befehle ausgefertiget waren, zog eine große Anzahl Juden wieder in ihr Land. Sie fiengen an, zu Jerusalem den Grund zu einem neuen Tempel zu legen. Der Bau desselben gieng aber nur langsam von Statten, ob sich wohl Esra, ein großer Schriftgelehrter in dem Gesetze Mose und frommer Mann, alle Mühe dabey gab. Die Samariter wollten mit ihnen bauen und gaben vor, sie betheten eben den Gott an, dem die Juden dieneten. Diese aber hielten sie nicht für rechtgläubig

und

und sageten, es geziemete sich nicht, daß sie das Haus des Herrn mit einander baueten; sie wollten es allein bauen, wie ihnen Cyrus befohlen hatte. Das verdroß jene; und sie stecketen sich hinter die Staatsbedienten des Königes; da denn das Werk auf allerhand Art gehindert wurde. Nach des Cyrus Tode gab man die Juden bey dem neuen Könige für ein aufrührisches Volk an, welches ihm ungehorsam und schädlich werden würde, so bald die Stadt und der Tempel wieder gebauet wären. Er ließ es ihnen also nachdrücklich verwehren; und der Bau unterblieb bis unter des Darius Hystaspis Regierung. Von diesem erhielt sein Mundschenk, Nehemia, einen neuen Befehl, man sollte den Bau wieder anfangen und vollenden, und zugleich wurde ihm auch erlaubet, daß er die Mauern von Jerusalem und ihre Thore wieder könnte aufführen lassen. Nun hatte er zwar noch viele Hinderniße dabey und die Leute mußten stets mit dem Degen an der Seite bauen und oftmals mit der einen Hand bauen und mit der andern ihr Gewehr halten. Endlich aber kam der Bau doch zu Stande. Da der Tempel nun fertig war, so ließ man das Volk zusammen kommen, damit solcher eingeweihet würde. Einige weineten vor Freuden, daß sie den Tempel wieder aufgebauet sahen; andere, welche noch die Pracht und Herrlichkeit des vorigen Tempels gesehen hatten, weineten vor Betrübniß; denn er dünkete sie gar nichts dagegen zu seyn. Der Prophet Haggai aber sagete zu ihrem Troste: „Der

„Herr Zebaoth spricht: Es soll die Herrlichkeit des „letzten Hauses größer werden, denn des ersten ge„wesen ist; und ich will Friede geben an diesem Or„te; da soll denn kommen aller Heyden Trost; und „ich will dieß Haus voll Herrlichkeit machen, spricht „der Herr Zebaoth.„

Fräul. Geistreich.

Ich begreife diese Prophezeyung nicht, meine liebe Gut.

Madem. Gut.

Hören Sie die Erklärung, die man davon geben kann, mein Schatz; und es ist gar nicht möglich, eine andere davon zu geben. Welches ist der Frieden Gottes gegen die Menschen? Es ist Jesus Christus; er ist es, der uns mit seinem Vater versöhnet hat. Der Prophet wollte uns also durch diese Worte anzeigen, wie groß auch die Herrlichkeit des Tempels Salomons gewesen, so würde sie doch der Herrlichkeit dieses letztern niemals gleich kommen, welcher mit der Gegenwart des versprochenen Messias und eines Mensch gewordenen Gottes würde beehret werden.

Bewundern Sie doch, meine Fräulein, mit was für Deutlichkeit Gott den Cyrus angekündiget hatte. Er nennet ihn nicht nur bey seinem Namen, sondern er bezeichnet auch seine Thaten. Sie werden es sehen, wenn Ihnen das Fräulein Geistreich des Cyrus Leben erzählen wird. Fräulein Heftig, erzählen Sie uns das, was den Propheten Daniel betrifft.

Frl.

Fräul. Heftig.

Daniel war ein großer Prophet, welcher von seiner Kindheit an die Gebothe des Herrn fleißig und treulich beobachtete. Nebucadnezar hatte befohlen, man sollte unter den Kindern der vornehmen gefangenen Juden einige aussuchen, welche wohl gewachsen, schön, klug und vernünftig wären, damit sie an seinem Hofe dienen könnten. Man gab sie unter die Aufsicht eines Hofmeisters, welcher sie in allen Dingen unterrichten mußte, die sie bey denen Verrichtungen nöthig hatten, wozu sie am Hofe und in des Königes Diensten sollten gebrauchet werden. Unter ihrer Lehrzeit sollten sie aus der königlichen Küche gespeiset werden, damit sie fett würden und ein gutes Ansehen bekämen. Daniel aber, und noch drey andere jüdische Knaben, die so, wie er, den Herrn fürchteten, nahmen sich vor, sie wollten nicht von diesen Speisen essen, damit sie sich nicht verunreinigten. Sie sageten also zu ihrem Hofmeister: Das Gesetz unsers Gottes verbiethet uns, wir sollen nicht von Ihrem Fleische essen; erlauben Sie uns daher nur, daß wir bloß Zugemüse essen. Der Hofmeister antwortete ihnen: Ich wollte es euch wohl erlauben; aber ich fürchte mich vor meinem Herrn, dem Könige. Denn wenn ihr nichts als Zugemüse äßet, so würdet ihr blaß und mager werden; und wenn der König dann wahrnähme, daß ihr elender und verfallener aussähet, als die andern Knaben eures Alters, so würde er mich strafen. Doch Daniel

sagete: Versuchen Sie es nur zehn Tage und lassen Sie uns Zugemüse geben; und wenn Sie denn finden, daß wir nicht so gut aussehen, als die andern Kinder, die von des Königes Speisen essen, so können Sie doch noch thun, was Sie wollen. Der Hofmeister war so gut und that ihnen diesen Gefallen. Er versuchete es zehn Tage; und da er sah, daß sie noch schöner und besser bey Leibe waren, als alle andere, die aus der königlichen Küche gespeiset wurden, so ließ er sie essen, was sie wollten, und die andern Speisen wegthun. Als nun ihre Lehrzeit aus war, und man sie dem Könige vorstellete, so gefielen ihm unter allen keine besser, als Daniel und seine drey andern Spielgesellen. Sie wurden des Königes Diener; und er fand sie auch in allen Sachen, um die er sie fragete, klüger und verständiger, als die andern.

Einige Zeit darnach hatte der König Nebukadnezar einen Traum, davor er erschrack, daß er aufwachete. Er war sehr unruhig darüber, dachte ihm einige Zeitlang nach und schlief endlich wieder ein. Den andern Morgen, da er aufstund, wollte er seinen Traum erzählen: aber er hatte ihn vergessen, und konnte sich auch gar nicht wieder darauf besinnen. Er ließ alle Gelehrte, Sternseher, Wahrsager und Zeichendeuter holen; die sollten ihm sagen, was ihm geträumet hätte, und was der Traum bedeutete. Sie entschuldigten sich aber, das könnte kein Mensch auf der Welt und wenn er noch so gelehrt wäre, sondern nur

allein

allein die Götter, die nicht unter den Menschen wohneten: wenn der König ihnen seinen Traum erzählete, so wollten sie ihn wohl ausdeuten: aber daß sie selbst ihm erst sagen sollten, was er für einen Traum gehabt hätte, das wäre unmöglich, und das hätte auch noch kein König von irgend einem Gelehrten gefordert. Allein, sie mochten sich entschuldigen, wie sie wollten, Nebucadnezar blieb dabey, sie müßten wissen, was ihm geträumet hätte, und sie sollten es sagen, weil sie doch wissen wollten, was der Traum bedeutete; sonst wären sie nur Lügner, und ihre ganze Kunst Betrügerey. Er wollte keine Ausreden annehmen, sondern drohete ihnen mit dem Tode, wofern sie nicht thäten, was er verlangete. Das war aber keine Möglichkeit für sie; und darüber wurde der König so böse, daß er befahl, man sollte alle Gelehrte und Weise in Babylon umbringen. Der Befehl wurde vollzogen; und Daniel und seine Mitgesellen waren auch mit darunter begriffen. Er erkundigte sich, da man sie suchete, daß sie sollten hingerichtet werden, woher doch ein so strenger Befehl käme. Man zeigete es ihm an; und er begab sich zu dem Könige, und bath ihn um einige Frist, so wollte er es ihm alles sagen. Die gab ihm der König; und Daniel gieng nach Hause und bethete mit seinen dreyen Mitgesellen; und da offenbarete es ihm Gott des Nachts durch ein Gesicht. Darüber lobete und pries Daniel erst Gott und ließ sich darauf zum Könige führen. Er meldete ihm seinen Traum, und legete ihm her-

nach solchen aus. Der König erstaunete gewaltig darüber; er fiel auf sein Angesicht zur Erde und bethete vor Danieln seinen Gott an; er befahl auch, man sollte ihm Speisopfer und Räuchopfer thun, und sagete: Es ist kein Zweifel, euer Gott ist ein Gott über alle Götter und ein Herr über alle Könige. Daniel und seine Mitgesellen wurden darauf von ihm reichlich beschenket und zu großen Ehren erhoben.

Fräul. Charlotte.

Dieser Nebucadnezar war doch ein rechter wunderlicher seltsamer Herr, daß er etwas unmögliches verlangete und die Leute deswegen zum Tode verdammete.

Madem. Gut.

Dieß ist eine von den schädlichen Wirkungen der Erziehung, die man den Prinzen und Großen giebt; und die zu der Zeit noch schlimmer war, als zu dieser, wenn sie gleich nicht übel ist. Ihre Schmeichler bereden sie, alle Geschöpfe seyn erschaffen, ihnen zu gehorchen; es sey ein Verbrechen, welches nicht zu verzeihen sey, wenn man ihnen widerstehe. Sie gewöhnen sich so sehr, niemals einen Widerspruch zu haben, daß sie verlangen, man solle ihnen auch in den allerlächerlichsten Dingen gehorchen. Die Aeltern haben dieserwegen Schwachheiten, die man ihnen nicht verzeihen kann; und sie sehen nicht, daß sie ihre Kinder dadurch verderben, daß sie solche gewöhnen, zu sehen, wie sich alles nach ihrem

Eigen-

Eigensinne richtet und bequemet. Ich muß Sie doch eine kleine Begebenheit belachen lassen, die ich habe vorfallen sehen.

Eine gewisse Frau, die sonst viel Verstand hatte, war in diesem Stücke eben nicht gar zu vernünftig. Sie hatte nur einen einzigen Sohn, und fürchtete sich so sehr, sie möchte ihn krank machen, wenn sie ihm widerspräche, daß er ein kleiner Tyrann geworden war. Er gerieth bey dem geringsten Widerstande in Wuth, den man bey seinem allerwunderlichsten Begehren zu thun sich unterfieng. Der Mann dieser Frau, ihre Aeltern, ihre Freunde stelleten ihr vor, sie würde dieses liebe Kind verderben; alles war vergeblich. Eine lächerliche Begebenheit that mehr, als alle die Gründe, die man ihr angeführet hatte.

Sie war eines Tages in ihrem Zimmer und hörete ihren Sohn auf dem Hofe erschrecklich weinen. Er zerkratzete sich das Gesicht aus Bosheit, weil ihm ein Diener etwas versagete, was er haben wollte. „Ihr seyd doch ein rechter grober unvernünftiger Kerl, sagete sie zu dem Diener, daß ihr dem Kinde nicht gebet, was es verlanget; gleich den Augenblick thut es und gebet es ihm. — „Bey meiner Seele, Madame, „antwortete der Bediente, er könnte bis morgen „früh schreyen und bekäme es doch nicht.„

Ueber diese Antwort wurde diese Frau so ergrimmt, daß sie fast das böse Wesen bekommen hätte. Sie lief in den Saal, wo ihr Mann mit einigen guten Freunden war, und bath ihn, er

möchte mitkommen und den unverschämten Kerl aus dem Hause jagen, der ihr so widerstünde. Der Mann, welcher eben so schwach gegen seine Frau, als sie gegen ihren Sohn, war, zuckete die Achseln und folgete ihr: und die Gäste begaben sich an das Fenster und wollten sehen, was es denn gäbe.

„Wie könnet ihr, grober Hache, sagete er zu dem „Bedienten, so dreust seyn, daß ihr das nicht thut, „was euch die Frau befiehlt, und dem Kinde nicht „geben wollet, was es verlanget!„

„Wahrhaftig, gnädiger Herr, sagete der Die„ner, die gnädige Frau kann es ihm ja nur selbst „geben. Er hat vor einer Vierhelstunde den Mond „in einem Eimer voll Wasser gesehen, und nun will „er, ich soll ihm denselben geben.„

Auf diese Worte konnte sich der Herr und die ganze Gesellschaft nicht enthalten, in ein großes Gelächter auszubrechen. Die Frau selbst mußte lachen, ob sie gleich sehr böse war; und nachher schämete sie sich über diesen Auftritt so sehr, daß sie sich besserte und einen artigen Knaben aus dem allerunartigsten Kinde zog. Wie viele Mütter würden nicht eine solche Begebenheit nöthig haben, damit sie lerneten, daß sie es ihren Kindern nicht angewöhnen sollten, dasjenige durchaus zu wollen, was sie wollen?

Fräul. Maria.

Ich fange an, dasjenige zu glauben, was Sie mir vor zweyen Jahren sageten, ein hartes Leben erhielte die Gesundheit. Denn Daniel und seine

Gefährten

Gefährten befanden sich besser, da sie Gemüse aßen, als diejenigen, die wohl lebeten.

Jgfr. Landmänninn.

Braucheten Sie erst dieses Beyspiel, ehe Sie meiner lieben Gut glaubeten? Ich bin so völlig überzeuget, daß Sie mich nicht wird betriegen wollen, daß ich ohne Untersuchung alles glaube, was sie mir saget.

Madem. Gut.

Ich bin Ihnen sehr verbunden, mein Schatz. Sie haben aber vergessen, daß wir eins geworden sind, wir wollten niemanden auf sein Wort glauben, wofern er nicht Beweise von dem gäbe, was er sagete.

Fräul. Maria.

Ist es möglich, daß es sich mit guten Gründen beweisen läßt, man befinde sich besser, wenn man mäßig, ja so gar hart lebet, als wenn man herrliche Mahlzeiten hält?

Madem. Gut.

Sehr möglich, mein Schatz. Setzen Sie, der König schenke uns einer jeden ein Fuder Kohlen und sage dabey: Gehet mit diesen Kohlen ja recht sparsam um; denn ihr werdet euer ganzes übriges Leben lang keine andere wieder bekommen, dasjenige dabey kochen zu lassen, was ihr essen werdet; und es soll euch doch nicht erlaubet seyn, etwas zu essen, was nicht gekocht ist. Was würden Sie thun, Fräulein Maria, damit Sie Ihre Kohlen sparеten?

Sie nichts werden auszustehen haben? Sie würden sich sehr irren, wenn Sie es hoffeten. Die am besten gepaarten, die glücklichsten Ehen haben noch Beschwerden, und ihre Ruhe besteht nur durch Aufopferung ihrer gegenseitigen Neigungen und durch eine gegenseitige Geduld. Fidelia hätte denken sollen, Gott schriebe ihr das Gesetz vor, sie sollte die Heurath ergreifen, die man ihr antrüge, weil sie ihr kein anderes Hülfsmittel darboth. Sie würde dadurch die Unglücksfälle vermieden haben, die sie in der Folge erfuhr. Ich sage Ihnen dieses nur überhaupt; man kann insbesondere nichts entscheiden, weil unendlich viel Umstände die Natur der Sache verändern.

Es ist Zeit, daß wir schließen. Ich hoffe, Jungfer Eitelfreundinn wird einigen Nutzen aus dieser Unterredung schöpfen. Das gemeine Gerücht wird es mir melden, daß sie sich geändert habe.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Das gemeine Gerede wird sehr sorgfältig seyn, Ihnen meine Thorheiten zu wiederholen: ich müßte aber eine Heilige werden, wenn es nicht ein Wort mehr davon sagen sollte.

Madem. Gut.

Verzeihen Sie mir, mein Schatz, ich sage mit Madame Sevigne: das gemeine Gerede ist weder thöricht, noch ungerecht. Es vermindert das Gute; es hat die Gewohnheit, das Böse zu vergrößern: es fällt aber einer Person, die solches

kennet,

kennet, sehr leicht, eine genaue Rechnung zu machen. Im Grunde sind seine Urtheile sicher: es sind nur einige kleine Dinge zu vermehren oder zu vermindern.

Das XIX Gespräch.

Madem. Gut.

Sie wissen, meine Fräulein, wir hatten das letzte Mal nicht Zeit, etwas von der Erdbeschreibung zu sagen. Wir müssen solches heute wieder einbringen. Fangen Sie an, Fräulein Verständig.

Fräul. Verständig.

Ich habe noch von dem Amazonenlande zu reden. Es hat seinen Namen daher. Als Franz de Orellana den großen Strom darinnen hinauf fuhr, so traf er Weiber an, die mit Bogen und Pfeilen so fertig umzugehen wußten, als die geschicktesten Indianer. Sie stritten wider ihn so tapfer und hitzig, da er an das Land steigen wollte, daß ers nicht ins Werk richten konnte. Nun waren die Amazonen in der alten Geschichte dergleichen streitbare Weiber gewesen; man nannte also diese tapfern Americanerinnen mit deren Namen, und brauchte solchen in der Bestallung, die Orellana als Statthalter über das Land an diesem Flusse erhielt. Die Luft ist daselbst heißer, als in irgend einem andern Theile von America.

Indessen findet man doch daselbst fruchtbare Wiesen, vornehmlich an den Flüssen. Man glaubet, es gebe Goldadern darinnen; weil die Wilden oftmals Gold bringen: bis jetzo aber hat noch niemand in das Innere des Landes dringen können. Man sieht keine Städte daselbst. Es geht ein großer Fluß hindurch, den man eben den Amazonenfluß oder auch wohl Maranjon nennet. Es wohnen verschiedene Völkerschaften an solchen, die sich auf unterschiedene Art von einander unterscheiden. Einige stecken sich die Ober- und Unterlippe, die Nase unten auf beyden Seiten, die Backen und das Kinn voller Federn und dünnen Pfeile acht bis zehn Zoll lang. In diesem Aufputze sehen ihre Gesichter nicht anders aus, als Stachelschweine. Andere drücken die Köpfe ihrer Kinder mit kleinen Bretterchen vor der Stirne und hinten dicht zusammen, daß sie ganz platt werden und oben in die Höhe wachsen, und an den Seiten sehr schmal sind. Dieses halten sie für eine Schönheit, und nennen die andern, die ihre Köpfe so lassen, wie wir sie haben, zum Spotte, Kürbisköpfe. Noch andere zerren sich die Ohren so lang, daß sie ihnen bis auf die Schultern hängen und heißen deswegen Großohren. Sie leben auch nach unterschiedenen Sitten und Gewohnheiten und sollen einige Menschenfresser darunter seyn. Die Jesuiten haben einige Missionen daselbst angeleget, woraus nach und nach Flecken geworden und bald Städte entstehen werden.

Was

Was den nordlichen Theil von America oder Nord-America anbetrifft, so weis man noch nicht recht, ob es eine große Halbinsel, oder ein festes Land ist; denn man ist noch nicht bis an das Ende desselben gekommen. Die bekannten Gränzen desselben sind diese. Gegen Norden wird es von der Hudsonsbay und von einer Straße gleiches Namens eingeschränket. Man weis nicht, was jenseits der Hudsonsbay oder des christianischen Meeres ist. Gegen Osten wird es von dem Nordmeere und der Erdenge Panama begränzet; gegen Süden von dem mexicanischen Meerbusen und dem Südmeere. Dieses Meer begränzet es auch gegen Westen.

Fräul. Geistreich.

Aber, meine liebe Gut, warum geht man denn nicht weiter in das Land hinein, weil man doch einmal da ist?

Madem. Gut.

Man hat es vielmals versuchet, mein Schatz, und man behauptet, America hänge entweder an Asien oder sey auch nur durch eine Meerenge davon abgesondert. Viele Seeleute haben diese Straße durch die Hudsonsbay gesuchet: sie sind aber durch große Berge von Eise aufgehalten worden. Es ist nicht leichter, diesen Weg zu Lande zu finden, da das äußerste Ende von Nord-America in dem kältesten Erdgürtel liegt.

Fräul. Charlotte.

Meine liebe Gut, ich habe einmal, da ich noch ganz klein war, ein Buch gelesen, wovon

ich den Namen vergessen habe. Ich glaube aber, es war eine Beschreibung von einer Reise der Holländer. Sie reiseten gegen Norden von Europa; ich glaube, es war in der Gegend der Straße Weigatz. Auf einmal fand sich ihr Schiff mitten im Eise und war rund herum davon umgeben. Es waren ganze große Berge davon da, so daß es nicht möglich fiel, weiter vorzurücken oder wieder zurück zu gehen. Sie mußten also die Partey ergreifen und aussteigen. Sie giengen über das Eis weg und kamen nach Neu-Zemla. Alles, was sie aus ihrem Schiffe nur fortbringen konnten, nahmen sie mit. Sie brachen es sogar in Stücken und brachten die Bretter davon an das Land. In diesem Lande war eine große Menge großer weißer Bären; die stelleten ihnen nach und würden sie alle aufgefressen haben, wenn sie sich nicht in Acht genommen hätten. Eines von diesen entsetzlichen Thieren führete auch wirklich einen Holländer fort und zerriß ihn in Gegenwart seiner Gefährten: sie konnten aber dem armen Menschen nicht zu Hülfe kommen, noch ihn retten. Diese armen Leute sahen wohl, sie würden hier an diesem Orte so lange bleiben müssen, bis das Eis geschmolzen wäre. Sie macheten also eine Hütte in der Erde und bedecketen sie mit Brettern fast wie ein Haus. Weil es überaus kalt war, so macheten sie ein Kohlfeuer an, welches aber so stark dampfete, daß sie bald davon erstickt wären. Sie mußten geschwind hinausgehen, daß sie nur wieder frische Luft schöpfeten. Darauf macheten

sie

sie einen großen Rauchfang, wie einen Schorstein oder eine Feuermauer, und brachten viele Monate unter der Erde zu. Sie tödteten Bären und Füchse; sie aßen das Fleisch davon und macheten sich Kleider und Mützen von den Fellen, wovon sie das Rauche inwendig kehreten. Einige Zeitlang, da es am allergrimmigsten kalt war, sahen sie keine Bären mehr; denn diese Thiere giengen auf dem Eise über das Meer, und begaben sich vermuthlich in ein anderes Land, wo es nicht so gar kalt war. Am allerfürchterlichsten dabey war, daß es die ganze Zeit über, da sie sich daselbst aufhielten, immer Nacht blieb; denn die Sonne war auf der andern Seite, und sie hatten nur einige Stunden Demmerung, das ist, es kam nur ein klein wenig Schimmerlicht und machte den Himmel ein wenig hell, so wie es etwan bey uns des Abends, wenn die Sonne schon eine Weile untergegangen ist. Gegen das Ende des Winters kamen die Bären wieder, und sie wollten durch den Rauchfang zu ihnen hinein. Dieses nöthigte die Leute, daß sie viele geladene Flinten nahmen, sie aufspanneten und auf solche Art in den Rauchfang stelleten, daß die Bären, wenn sie hinunter steigen wollten, solche losdrücketen, und sich also selbst todtschossen. Endlich, als der Tag wieder kam, giengen sie aus ihrem Loche heraus, und macheten sich von den abgerissenen Brettern ihres Schiffes ein großes Fahrzeug. Ehe sie noch von diesem elenden Orte abreiseten, schrieben sie dasjenige auf einen hölzernen Pfahl, was ihnen

begegnet

begegnet war, damit es denen zur Nachricht dienen könnte, die das Unglück haben möchten, und in dieses Land kämen. Darauf giengen sie zu Schiffe, so bald das Eis aufgegangen oder gebrochen war. Viele sturben unterwegens von den großen Beschwerlichkeiten. Die übrigen kamen glücklich, glaube ich, zu Amsterdam an, wo sie mit ihren Kleidern von Fellen in die Kirche giengen.

Fräul. Maria.

Die Haut schaudert einem recht dabey, meine liebe Gut. Glauben Sie wohl, daß irgend ein menschliches Geschöpf in diesem Lande ist?

Madem. Gut.

Vielleicht wohl, mein Kind. Vordem glaubete man nicht, daß es Einwohner in dem heißen Erdgürtel gäbe, weil es daselbst gar zu heiß wäre. Indessen ist doch dieses Land sehr bevölkert. Wenn Gott unter die Pole hat Einwohner setzen wollen, so wird er ihnen ohne Zweifel auch Leiber gegeben haben, welche fähig sind, drr Kälte zu wiederstehen. Wir müssen aber die fernere Erklärung von Nord-America bis auf das nächste Mal aussetzen und unsere biblischen Historien hersagen. Fangen Sie an, Fräulein Maria.

Frl. Maria.

Cyrus, der in unserer Bibel Cores genannt wird, welches aber einerley ist, hatte nunmehr Babylon eingenommen, und regierete in diesem Lande nebst seinem Oheime Darius Cyaxares, wel-

welcher viel Vertrauen auf Daniel setzete. Dieser letzte wies dem Cyrus bald im Anfange seiner Regierung eine recht besondere Prophezeyung des Propheten Jesaias von ihm. Sie war in diesen Worten abgefasset.

Ich spreche zu Cores: er ist mein Hirt und soll allen meinen Willen vollbringen, daß man zu Jerusalem sage: Sey gebauet! und zum Tempel: Sey gegründet! So spricht der Herr zu seinem Gesalbten, dem Cores, den ich bey seiner rechten Hand ergreife, daß ich die Völker vor ihm unterwerfe und den Königen das Schwert abgürte, auf daß vor ihm die Thüren geöffnet werden, und die Thore nicht verschlossen bleiben: Ich will vor dir hergehen und die Höker eben machen; ich will die ehernen Thüren zerschlagen und die eisernen Riegel zerbrechen; und will dir die heimlichen Schätze und die verborgenen Kleinode geben, auf daß du erkennest, daß ich der Herr, der Gott Israel, dich bey deinem Namen genennet habe. Ja, ich rief dich bey deinem Namen und nennete dich, da du mich noch nicht kanntest. Er soll meine Stadt bauen und meine Gefangenen loslassen.

Cyrus erstaunete sehr darüber, da er sah, daß der Prophet alles so vorher gesaget hatte, was ihm geschehen war, und was er noch thun sollte. Er ließ also ein Geboth ausgehen, und es in sei-

nem ganzen Königreiche bekannt machen; das lautete so:

Der Herr, der Gott vom Himmel, hat mir alle Königreiche im Lande gegeben, und er hat mir befohlen, ich soll ihm zu Jerusalem in Juda ein Haus bauen. Wer nun unter euch seines Volkes ist, mit dem sey sein Gott, und er ziehe hinauf gen Jerusalem in Juda und baue das Haus des Herrn, des Gottes Israel. Und wer noch übrig von ihnen ist, es sey an welchem Orte es wolle, wo er ein Fremdling ist, dem helfen die Leute seines Ortes mit Silber und Golde, Gute und Viehe, aus freyem Willen, zum Hause Gottes in Jerusalem.

Er gab ihnen auch die silbernen und goldenen Gefäße und das andere Geräthe wieder, was Nebucadnezar aus dem Hause des Herrn genommen hatte, und wollte, es sollte ihnen sonst auf alle Art und Weise von seinen Unterthanen Vorschub zu diesem Baue geschehen. So bald diese Befehle ausgefertiget waren, zog eine große Anzahl Juden wieder in ihr Land. Sie fiengen an, zu Jerusalem den Grund zu einem neuen Tempel zu legen. Der Bau desselben gieng aber nur langsam von Statten, ob sich wohl Esra, ein großer Schriftgelehrter in dem Gesetze Mose und frommer Mann, alle Mühe dabey gab. Die Samariter wollten mit ihnen bauen und gaben vor, sie betheten eben den Gott an, dem die Juden dieneten. Diese aber hielten sie nicht für rechtgläubig

und

und sageten, es geziemete sich nicht, daß sie das Haus des Herrn mit einander baueten; sie wollten es allein bauen, wie ihnen Cyrus befohlen hatte. Das verdroß jene; und sie stecketen sich hinter die Staatsbedienten des Königes; da denn das Werk auf allerhand Art gehindert wurde. Nach des Cyrus Tode gab man die Juden bey dem neuen Könige für ein aufrührisches Volk an, welches ihm ungehorsam und schädlich werden würde, so bald die Stadt und der Tempel wieder gebauet wären. Er ließ es ihnen also nachdrücklich verwehren; und der Bau unterblieb bis unter des Darius Hystaspis Regierung. Von diesem erhielt sein Mundschenk, Nehemia, einen neuen Befehl, man sollte den Bau wieder anfangen und vollenden, und zugleich wurde ihm auch erlaubet, daß er die Mauern von Jerusalem und ihre Thore wieder könnte aufführen lassen. Nun hatte er zwar noch viele Hinderniße dabey und die Leute mußten stets mit dem Degen an der Seite bauen und oftmals mit der einen Hand bauen und mit der andern ihr Gewehr halten. Endlich aber kam der Bau doch zu Stande. Da der Tempel nun fertig war, so ließ man das Volk zusammen kommen, damit solcher eingeweihet würde. Einige weineten vor Freuden, daß sie den Tempel wieder aufgebauet sahen; andere, welche noch die Pracht und Herrlichkeit des vorigen Tempels gesehen hatten, weineten vor Betrübniß; denn er dünkete sie gar nichts dagegen zu seyn. Der Prophet Haggai aber sagete zu ihrem Troste: „Der

„Herr Zebaoth spricht: Es soll die Herrlichkeit des „letzten Hauses größer werden, denn des ersten ge„wesen ist; und ich will Friede geben an diesem Or„te; da soll denn kommen aller Heyden Trost; und „ich will dieß Haus voll Herrlichkeit machen, spricht „der Herr Zebaoth.„

Fräul. Geistreich.

Ich begreife diese Prophezeyung nicht, meine liebe Gut.

Madem. Gut.

Hören Sie die Erklärung, die man davon geben kann, mein Schatz; und es ist gar nicht möglich, eine andere davon zu geben. Welches ist der Frieden Gottes gegen die Menschen? Es ist Jesus Christus; er ist es, der uns mit seinem Vater versöhnet hat. Der Prophet wollte uns also durch diese Worte anzeigen, wie groß auch die Herrlichkeit des Tempels Salomons gewesen, so würde sie doch der Herrlichkeit dieses letztern niemals gleich kommen, welcher mit der Gegenwart des versprochenen Messias und eines Mensch gewordenen Gottes würde beehret werden.

Bewundern Sie doch, meine Fräulein, mit was für Deutlichkeit Gott den Cyrus angekündiget hatte. Er nennet ihn nicht nur bey seinem Namen, sondern er bezeichnet auch seine Thaten. Sie werden es sehen, wenn Ihnen das Fräulein Geistreich des Cyrus Leben erzählen wird. Fräulein Heftig, erzählen Sie uns das, was den Propheten Daniel betrifft.

Fräul. Heftig.

Daniel war ein großer Prophet, welcher von seiner Kindheit an die Gebothe des Herrn fleißig und treulich beobachtete. Nebucadnezar hatte befohlen, man sollte unter den Kindern der vornehmen gefangenen Juden einige aussuchen, welche wohl gewachsen, schön, klug und vernünftig wären, damit sie an seinem Hofe dienen könnten. Man gab sie unter die Aufsicht eines Hofmeisters, welcher sie in allen Dingen unterrichten mußte, die sie bey denen Verrichtungen nöthig hatten, wozu sie am Hofe und in des Königes Diensten sollten gebrauchet werden. Unter ihrer Lehrzeit sollten sie aus der königlichen Küche gespeiset werden, damit sie fett würden und ein gutes Ansehen bekämen. Daniel aber, und noch drey andere jüdische Knaben, die so, wie er, den Herrn fürchteten, nahmen sich vor, sie wollten nicht von diesen Speisen essen, damit sie sich nicht verunreinigten. Sie sageten also zu ihrem Hofmeister: Das Gesetz unsers Gottes verbiethet uns, wir sollen nicht von Ihrem Fleische essen; erlauben Sie uns daher nur, daß wir bloß Zugemüse essen. Der Hofmeister antwortete ihnen: Ich wollte es euch wohl erlauben; aber ich fürchte mich vor meinem Herrn, dem Könige. Denn wenn ihr nichts als Zugemüse äßet, so würdet ihr blaß und mager werden; und wenn der König dann wahrnähme, daß ihr elender und verfallener aussähet, als die andern Knaben eures Alters, so würde er mich strafen. Doch Daniel

sagete: Versuchen Sie es nur zehn Tage und lassen Sie uns Zugemüse geben; und wenn Sie denn finden, daß wir nicht so gut aussehen, als die andern Kinder, die von des Königes Speisen essen, so können Sie doch noch thun, was Sie wollen. Der Hofmeister war so gut und that ihnen diesen Gefallen. Er versuchete es zehn Tage; und da er sah, daß sie noch schöner und besser bey Leibe waren, als alle andere, die aus der königlichen Küche gespeiset wurden, so ließ er sie essen, was sie wollten, und die andern Speisen wegthun. Als nun ihre Lehrzeit aus war, und man sie dem Könige vorstellete, so gefielen ihm unter allen keine besser, als Daniel und seine drey andern Spielgesellen. Sie wurden des Königes Diener; und er fand sie auch in allen Sachen, um die er sie fragete, klüger und verständiger, als die andern.

Einige Zeit darnach hatte der König Nebucadnezar einen Traum, davor er erschrack, daß er aufwachete. Er war sehr unruhig darüber, dachte ihm einige Zeitlang nach und schlief endlich wieder ein. Den andern Morgen, da er aufstund, wollte er seinen Traum erzählen: aber er hatte ihn vergessen, und konnte sich auch gar nicht wieder darauf besinnen. Er ließ alle Gelehrte, Sternseher, Wahrsager und Zeichendeuter holen; die sollten ihm sagen, was ihm geträumet hätte, und was der Traum bedeutete. Sie entschuldigten sich aber, das könnte kein Mensch auf der Welt und wenn er noch so gelehrt wäre, sondern nur

allein

allein die Götter, die nicht unter den Menschen wohneten: wenn der König ihnen seinen Traum erzählete, so wollten sie ihn wohl ausdeuten: aber daß sie selbst ihm erst sagen sollten, was er für einen Traum gehabt hätte, das wäre unmöglich, und das hätte auch noch kein König von irgend einem Gelehrten gefordert. Allein, sie mochten sich entschuldigen, wie sie wollten, Nebucadnezar blieb dabey, sie müßten wissen, was ihm geträumet hätte, und sie sollten es sagen, weil sie doch wissen wollten, was der Traum bedeutete; sonst wären sie nur Lügner, und ihre ganze Kunst Betrügerey. Er wollte keine Ausreden annehmen, sondern drohete ihnen mit dem Tode, wofern sie nicht thäten, was er verlangete. Das war aber keine Möglichkeit für sie; und darüber wurde der König so böse, daß er befahl, man sollte alle Gelehrte und Weise in Babylon umbringen. Der Befehl wurde vollzogen; und Daniel und seine Mitgesellen waren auch mit darunter begriffen. Er erkundigte sich, da man sie suchete, daß sie sollten hingerichtet werden, woher doch ein so strenger Befehl käme. Man zeigete es ihm an; und er begab sich zu dem Könige, und bath ihn um einige Frist, so wollte er es ihm alles sagen. Die gab ihm der König; und Daniel gieng nach Hause und bethete mit seinen dreyen Mitgesellen; und da offenbarete es ihm Gott des Nachts durch ein Gesicht. Darüber lobete und pries Daniel erst Gott und ließ sich darauf zum Könige führen. Er meldete ihm seinen Traum, und legete ihm her-

nach solchen aus. Der König erstaunete gewaltig darüber; er fiel auf sein Angesicht zur Erde und bethete vor Danieln seinen Gott an; er befahl auch, man sollte ihm Speisopfer und Räuchopfer thun, und sagete: Es ist kein Zweifel, euer Gott ist ein Gott über alle Götter und ein Herr über alle Könige. Daniel und seine Mitgesellen wurden darauf von ihm reichlich beschenket und zu großen Ehren erhoben.

Fräul. Charlotte.

Dieser Nebucadnezar war doch ein rechter wunderlicher seltsamer Herr, daß er etwas unmögliches verlangete und die Leute deswegen zum Tode verdammete.

Madem. Gut.

Dieß ist eine von den schädlichen Wirkungen der Erziehung, die man den Prinzen und Großen giebt; und die zu der Zeit noch schlimmer war, als zu dieser, wenn sie gleich nicht übel ist. Ihre Schmeichler bereden sie, alle Geschöpfe seyn erschaffen, ihnen zu gehorchen; es sey ein Verbrechen, welches nicht zu verzeihen sey, wenn man ihnen widerstehe. Sie gewöhnen sich so sehr, niemals einen Widerspruch zu haben, daß sie verlangen, man solle ihnen auch in den allerlächerlichsten Dingen gehorchen. Die Aeltern haben dieserwegen Schwachheiten, die man ihnen nicht verzeihen kann; und sie sehen nicht, daß sie ihre Kinder dadurch verderben, daß sie solche gewöhnen, zu sehen, wie sich alles nach ihrem

Eigen-

Eigensinne richtet und bequemet. Ich muß Sie doch eine kleine Begebenheit belachen lassen, die ich habe vorfallen sehen.

Eine gewisse Frau, die sonst viel Verstand hatte, war in diesem Stücke eben nicht gar zu vernünftig. Sie hatte nur einen einzigen Sohn, und fürchtete sich so sehr, sie möchte ihn krank machen, wenn sie ihm widerspräche, daß er ein kleiner Tyrann geworden war. Er gerieth bey dem geringsten Widerstande in Wuth, den man bey seinem allerwunderlichsten Begehren zu thun sich unterfieng. Der Mann dieser Frau, ihre Aeltern, ihre Freunde stelleten ihr vor, sie würde dieses liebe Kind verderben; alles war vergeblich. Eine lächerliche Begebenheit that mehr, als alle die Gründe, die man ihr angeführet hatte.

Sie war eines Tages in ihrem Zimmer und hörete ihren Sohn auf dem Hofe erschrecklich weinen. Er zerkratzete sich das Gesicht aus Bosheit, weil ihm ein Diener etwas versagete, was er haben wollte. „Ihr seyd doch ein rechter gro„ber unvernünftiger Kerl, sagete sie zu dem Die„ner, daß ihr dem Kinde nicht gebet, was es „verlanget; gleich den Augenblick thut es und ge„bet es ihm. — „Bey meiner Seele, Madame, „antwortete der Bediente, er könnte bis morgen„früh schreyen und bekäme es doch nicht.„

Ueber diese Antwort wurde diese Frau so ergrimmt, daß sie fast das böse Wesen bekommen hätte. Sie lief in den Saal, wo ihr Mann mit einigen guten Freunden war, und bath ihn, er

möchte mitkommen und den unverschämten Kerl aus dem Hause jagen, der ihr so widerstünde. Der Mann, welcher eben so schwach gegen seine Frau, als sie gegen ihren Sohn, war, zuckete die Achseln und folgete ihr: und die Gäste begaben sich an das Fenster und wollten sehen, was es denn gäbe.

„Wie könnet ihr, grober Hache, sagete er zu dem „Bedienten, so dreust seyn, daß ihr das nicht thut, „was euch die Frau befiehlt, und dem Kinde nicht „geben wollet, was es verlanget!„

„Wahrhaftig, gnädiger Herr, sagete der Die„ner, die gnädige Frau kann es ihm ja nur selbst „geben. Er hat vor einer Viertelstunde den Mond „in einem Eimer voll Wasser gesehen, und nun will „er, ich soll ihm denselben geben.„

Auf diese Worte konnte sich der Herr und die ganze Gesellschaft nicht enthalten, in ein großes Gelächter auszubrechen. Die Frau selbst mußte lachen, ob sie gleich sehr böse war; und nachher schämete sie sich über diesen Auftritt so sehr, daß sie sich besserte und einen artigen Knaben aus dem allerunartigsten Kinde zog. Wie viele Mütter würden nicht eine solche Begebenheit nöthig haben, damit sie lerneten, daß sie es ihren Kindern nicht angewöhnen sollten, dasjenige durchaus zu wollen, was sie wollen?

Fräul. Maria.

Ich fange an, dasjenige zu glauben, was Sie mir vor zweyen Jahren sageten, ein hartes Leben erhielte die Gesundheit. Denn Daniel und seine

Gefährten

Gefährten befanden sich besser, da sie Gemüse aßen, als diejenigen, die wohl lebeten.

Jgfr. Landmänninn.

Braucheten Sie erst dieses Beyspiel, ehe Sie meiner lieben Gut glaubeten? Ich bin so völlig überzeuget, daß Sie mich nicht wird betriegen wollen, daß ich ohne Untersuchung alles glaube, was sie mir saget.

Madem. Gut.

Ich bin Ihnen sehr verbunden, mein Schatz. Sie haben aber vergessen, daß wir eins geworden sind, wir wollten niemanden auf sein Wort glauben, wofern er nicht Beweise von dem gäbe, was er sagete.

Fräul. Maria.

Ist es möglich, daß es sich mit guten Gründen beweisen läßt, man befinde sich besser, wenn man mäßig, ja so gar hart lebet, als wenn man herrliche Mahlzeiten hält?

Madem. Gut.

Sehr möglich, mein Schatz. Setzen Sie, der König schenke uns einer jeden ein Fuder Kohlen und sage dabey: Gehet mit diesen Kohlen ja recht sparsam um; denn ihr werdet euer ganzes übriges Leben lang keine andere wieder bekommen, dasjenige dabey kochen zu lassen, was ihr essen werdet; und es soll euch doch nicht erlaubet seyn, etwas zu essen, was nicht gekocht ist. Was würden Sie thun, Fräulein Maria, damit Sie Ihre Kohlen sparеten?

Fräul. Maria.

Ich würde diejenigen Speisen aussuchen, die am leichtesten zu kochen wären und am wenigsten Kohlen hinnähmen. Aber, meine liebe Gut, was haben denn diese Kohlen, die man sparen müßte, und das harte Leben für eine Verwandtschaft mit einander?

Madem. Gut.

Ich will es Ihnen sagen, mein Kind. Gott giebt uns einer jeden, wenn wir auf die Welt kommen, ein gewisses Theil Feuer. Dieses Feuer, welches in unserm Magen ist, kochet die Dinge, die wir essen, das ist, es verdauet sie. Die Personen, die ein mäßiges Leben führen, schonen dieses Feuer; denn Sie sehen wohl ein, man brauchet nicht so viel, ein Gemüse zu kochen und zu verdauen, als ein Stück Rindfleisch. Außerdem so ißt eine mäßige Person nicht allein leicht zu verdauende Speisen, sondern sie ißt auch davon wenig und nur bloß so viel, als sie zur Erhaltung ihres Lebens brauchet. Die Gefräßigen hingegen eilen, daß sie ihr Feuer alle machen. Sie legen gar zu große Stücken zum Kochen hinein; sie legen alle Augenblicke welche hinein. Nun muß man aber sterben, wenn dieses Feuer alle ist, und bey den Gefräßigen dauret es nicht lange. Es geschieht selten, daß diejenigen, deren Bauch ihr Gott ist, lange leben; und es ist gewiß, wenn es einige unter ihnen giebt, die zu einem hohen Alter kommen, so würden sie noch viel länger gelebet haben, wenn sie mäßig gewesen wären. Die große Anzahl ist im vierzigsten

Jahre

Jahre alt, und kömmt nicht über sechzig. Wenn sie älter werden: so sieht man, daß sie krank, unbehelflich und sich und andern unerträglich werden. Dieß ist die erste Ursache, welche beweist, daß das mäßige Leben zur Erhaltung der Gesundheit gut ist.

Jgfr. Landmänninn.

Ich versichere Sie, meine liebe Gut, ich bin von Natur nicht gefräßig, und ich wollte sehr wohl von Zugemüsen leben. Wenn ich es aber auch wäre, so würde mich das, was Sie gesaget haben, leicht vermögen, daß ich mich, zur Erhaltung meiner Gesundheit, davon besserte. Wenn man aber auf einmal sterben könnte, ohne krank zu werden, so würde der Vortheil, bis in das Alter zu leben, nicht verdienen, daß man sich zwänge. Das Leben ist schon so lang!

Madem. Gut.

Ich dachte in meinem vierzehnten Jahre so, wie Sie. Sechzig Jahre schienen mir so entfernet zu seyn, daß ich niemals glaubete, solche zu erreichen. Indessen nähere ich mich doch denselben; und diese Anzahl Jahre, die ich schon gelebet habe, kömmt mir nur wie ein Traum vor, wovon mir nichts mehr übrig ist, als das wenige Gute, welches ich gethan habe, und die Bedaurung der Zeit, die ich verloren habe. Diese Zeit wird kostbar, so wie sie uns entfleucht; und man klebet im funfzigsten Jahre mehr an der Welt, als im funfzehnten.

Jgfr. Landmänninn.

Das begreife ich nicht. Wenn man mir, ehe ich auf die Welt gekommen wäre, alles umständlich vor erzählet hätte, was für ein Leben man darinnen führen muß; und wenn man mir alsdann die Wahl gelassen hätte, ob ich auf die Welt kommen wollte; ich glaube, ich wäre nicht in die Versuchung gerathen, daß ich hätte da seyn mögen.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Nun, das ist doch das allersonderbarste, was ich jemals gehöret habe. Sie sind denn also wohl recht unglücklich, Mademoiselle, weil es Ihnen in der Welt so verdrüßlich fällt?

Jgfr. Landmänninn.

Ich glaube nicht, daß jemand in der Welt so glücklich ist, als ich. Mein Vater und meine Mutter haben tausenderley Gütigkeit gegen mich. Sie kommen allem meinen vernünftigen Begehren zuvor; und Gott thut mir die Gnade, daß ich kein anderes habe. Ich besitze keinen so großen Reichthum, daß ich mich vor den Unruhen desselben fürchten dürfte; ich habe auch eben so wenig Ursache, die Armuth zu befürchten. Ich weis, man wird mich niemals zwingen, daß ich mich wider meine Neigung verheurathen soll; und wenn ich Lust habe, mich zu verheurathen, so wird man mich nicht daran verhindern. Dieß sind meine Umstände; und indessen glaube ich doch nicht, daß es der Mühe werth sey, daß ich mich sehr an das Leben hange.

Fräul. Luise.

Aber kurz um, mein Schatz, was kann Ihnen denn das Leben so zuwider machen?

Jgfr. Landmänninn.

Ich möchte Sie sehr gern fragen, mein Fräulein, was kann Ihnen denn das Leben so angenehm machen? Uebrigens glauben Sie nur nicht, daß ich das Leben hasse; nein, gar nicht; es ist mir nur bloß sehr gleichgültig; und ich würde nicht eine Stecknadel darum geben, daß ich vielmehr in dem einen, als in dem andern Alter stürbe.

Madem. Gut.

Damit wir unsere Verabredung erfüllen, mein Schatz, so müssen Sie uns sagen, was Sie für Ursachen haben, daß sie auf eine so außerordeutliche Art denken.

Jgfr. Landmänninn.

Das ist nicht schwer, meine liebe Gut. Ich setze, es habe ein Mensch hundert Jahre gelebet. Was hat er währender dieser Zeit gethan? Er hat wenigstens dreyßig Jahre lang geschlafen. Ist er verbunden gewesen, nur eine einzige Stunde des Tages Leute zu sprechen, die ihm gleichgültig gewesen, so sind das vier Jahre, wo er aus Wohlstande lange Weile und Ueberdruß gehabt hat. Vier andere Jahre werden angewandt, des Morgens aufzustehen und sich des Abends wieder niederzulegen. Da sind schon acht und dreyßig

Jahre

Jahre von diesem Leben verloren. So gut auch seine Gesundheit gewesen seyn mag, so werden doch alle die Augenblicke, worinnen er etwas gelitten hat, wenn man sie zusammen nimmt, wohl zwölf Jahre ausmachen; und da hat man denn schon funfzig. Sie können nicht leugnen, meine liebe Gut, daß es nicht allerhand Unruhen, allerhand Verdrüßlichkeiten in dem Leben gebe. Ich halte dafür, es habe der freyeste, der glücklichste Mensch wenigstens zwo Stunden des Tages, eines in das andere gerechnet, worinnen er sich anders beschäfftiget, als er es wohl wünschete. Dieses machet acht Jahre, die in der Unruhe zugebracht werden; welches denn schon acht und funfzig Jahre sind. Setzen Sie die sechs oder auch nur vier ersten Jahre seines Lebens hinzu, so werden solches zwey und sechzig ausmachen. So wenig gefräßig man auch ist, so ist es doch eine höchstverdrüßliche Sache, daß man verbunden ist, vielmal in einem Tage von neuem zu essen. Man brauchet dazu wenigstens zwo Stunden; das sind wiederum acht verlorene Jahre, welche zusammen siebenzig ausmachen. Auf diese Art würde also ein Mensch, welcher hundert Jahre am allerglücklichsten in der Welt gelebet hätte, nur dreyßig Jahre gehabt haben, die er nach seinem Sinne hätte anwenden können. Was soll man sagen, wenn er selbst oder die Personen, an die er einigen Antheil genommen, Krankheiten oder Unglücksfälle gehabt hätten?

Madem. Gut.

Was haben Sie darauf zu antworten, meine Fräulein? Denken Sie nicht, die Jungfer Landmänninn habe wohl Recht?

Frl. Lucia.

Nein, meine liebe Gut. Ich bitte Sie um Verzeihung, daß ich mir die Freyheit nehmen will, ihr zu widersprechen. Man verderbet oder verliert seine Zeit nicht, wenn man ißt, wenn man schläft, wenn man seine Geschäffte verrichtet, und so gar wenn man leidet. Dieß sind Pflichten, welche uns die Vorsehung auferleget hat, daß wir sie erfüllen sollen; und es muß uns nicht verdrüßlich fallen, unsere Pflichten zu erfüllen, und wenn sie auch noch so beschwerlich wären. Ich finde, der Gedanken, ich gehorche Gotte, ich vollbringe seinen heiligen Willen, ist vermögend, uns in den allerunschmackhaftesten Beschäfftigungen ein Vergnügen schmecken zu lassen.

Madem. Gut.

Die Jungfer Landmänninn hat als eine heydnische Philosophinn und das Fräulein Lucia als eine christliche einen Ausspruch gethan. Behalten Sie es wohl, mein Schatz, das Leben ist ein Geschenk des Schöpfers, und es ist eine Undankbarkeit, wenn wir solches mit Ekel oder auch nur mit Gleichgültigkeit annehmen. Wenn wir bedächten, daß es uns in der Absicht gegeben worden, den Himmel zu erwerben: so würden uns alle Augenblicke desselben kostbar zu seyn scheinen. Diese

Gleichgültigkeit gegen das Leben, welche auf den ersten Anblick lobenswürdig zu seyn scheint, ist im Grunde also gar nicht lobenswürdig. Man muß des Lebens mit Vergnügen genießen, weil es uns Gott gegeben hat. Alsdann aber hängt man nicht anders an demselben, als bloß weil es von ihm kömmt; und man verläßt es daher auch ohne Widerwillen, wenn er es für dienlich erachtet, uns dessen zu berauben.

Fräul. Charlotte.

Sie haben uns eine Ursache angegeben, welche uns beweist, die Mäßigkeit verlängere das Leben. Giebt es noch andere Beweise von dieser Wahrheit?

Madem. Gut.

Ja, mein Schatz: ich befürchte aber, es möchten diesen Fräulein Zeit und Weile dabey lang werden, wenn ich so lange aus der Naturlehre rede.

Fräul. Heftig.

Ich bin die kleinste in der Gesellschaft, und ich muß am wenigsten Verstand haben. Indessen werden mir doch nicht Zeit und Weile dabey lang; folglich müssen auch die andern keine lange Weile dabey haben.

Madem. Gut.

Wie nun, Fräulein Heftig? Sie reden schon auf geometrische Art? Sie setzen einen Grundsatz; Sie ziehen eine Folge daraus: Sie werden eine vortreffliche Fertigkeit darinnen bekommen.

Fräul. Heftig.

Das ist sehr lustig, meine liebe Gut; ich habe alles das gethan, ohne daß ich es gewußt habe. Haben Sie doch die Gütigkeit und erklären mir das, was ich gethan habe.

Madem. Gut.

Sie setzen anfänglich voraus, eine verständige Person könne keine lange Weile haben, wenn sie etwas lerne; und diese Voraussetzung ist richtig. Sie nehmen darauf an, der Verstand müsse den Jahren gemäß seyn. Das ist nicht allezeit wahr, aber kurz, es sollte doch so seyn. Auf diese beyden Voraussetzungen gründen Sie Ihren Satz: Ich bin die jüngste, ich muß also am wenigsten Verstand haben. Dieß ist die Folge aus Ihrer Voraussetzung, welche der Grundsatz von einer andern Folge wird, die diese ist: Mir werden nicht Zeit und Weile dabey laug, da ich nicht weniger Verstand habe, als die andern; die andern, welche mehr Verstand besitzen, als ich, müssen also auch keine lange Weile dabey haben: denn es ist wahr, der Verstand verhindert, daß einem die Zeit nicht lang wird, wenn man etwas lernet.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Ich habe also bis hieher gar keinen Verstand gehabt; denn diese schönen Sachen haben mir allezeit viele lange Weile gemacht; ich fange denn also jetzt an, Verstand zu bekommen; denn sie fangen an, mir die Zeit zu vertreiben.

Madem. Gut.

Recht vortrefflich, meine Fräulein. Wenn wir in diesem Tone fortfahren, so wird es sehr schwer seyn, Sie in Zukunft zu hintergehen. Weil Ihnen dieses, nach dem Grundsatze, den das Fräulein von Heftig gesetzet hat, die Zeit vertreiben muß, meine Fräulein: so will ich Ihnen noch einen andern physischen Beweis geben, daß die Mäßigkeit das Leben verlängere.

Bemerken Sie, meine Fräulein, daß Sie alle Tage größer werden: Sie werden nicht allein größer, sondern Sie werden auch dicker. Ihre Knochen werden stärker und länger; und dieß wird alle Tage zunehmen bis auf eine gewisse Zeit. Ihre kleinen Aermchen, welche jetzo so schwach sind, Fräulein Heftig, werden mit den Jahren gute starke Aerme werden, wie meine. Sie wissen also, dieses Wachsthum kömmt von der Nahrung, die Sie zu sich nehmen. Alles, was Sie essen und trinken, geht, nach einigen Vorbereitungen, die in dem Munde geschehen, hinunter in den Magen.

Jgfr. Schönichinn.

Und was sind das für Vorbereitungen? Haben Sie doch die Güte und sagen es.

Madem. Gut.

Sie essen vielmals des Tages, meine Kinder, und haben doch wohl noch nicht einmal über die Menge von Geräthe nachgedacht, womit die Vorsehung Sie versehen hat, daß Sie sich ernähren können. Anfänglich hat sie Ihnen zweyerley

Zähne

Zähne gegeben; die einen sind wie Messer gemacht, und die andern wie Mörser. Glauben Sie ja nicht, daß sie solches nur von ungefähr gethan hat. Sie braucheten Schneidezähne, das ist scharfe Zähne, damit Sie Ihre Nahrung oder Speise erstlich in grobe Stücke zertheilen könnten. Hätten Sie aber nur diese Zähne allein gehabt, so würden Sie sehr verlegen gewesen seyn. Diese groben Stücke würden nicht durch Ihre Kehle haben gehen können, und Sie würden in Gefahr gewesen seyn, zu erwürgen. Wenn sie über dieses so grob in Ihren Magen kämen, so würden Sie eine gar zu große Menge Feuer aufgewandt haben, dieselben zu kochen. Dieser Unbequemlichkeit vorzubeugen, hat Ihnen Gott die Backenzähne gegeben, das ist diejenigen, die wie Mörser gemacht sind, welche Ihre Speisen zermalmen und zu Pulver stoßen. Merken Sie aber hierbey an, meine Fräulein, wenn dieses Pulver trocken wäre, so würde es Sie auch noch erwürgen, wenn Sie es hinunter schlucketen. Damit Sie solches nun desto leichter thun könnten, so mußte dieses Pulver mit Wasser durchknetet werden; und da wird es ein klarer und weicher Teig. Zu diesem Ende hat Ihnen Gott viele Wasserbehälter in den Mund gesetzet. Dieses Wasser ist in denen Drüsen eingeschlossen, die man Speicheldrüsen nennet. Es ist salzig und dienet nicht allein, einen Teig aus Ihren Speisen zu machen, sondern sie auch aufzulösen und zur Gährung zu bringen.

Jgfr. Sophia.

Was will das sagen, unsere Speisen auflösen?

Madem. Gut.

Von demjenigen, was wir essen, sind nicht alle Theile geschickt, uns zu ernähren; und unsere Speisen würden diese Wirkung nicht hervorbringen, wenn wir sie so verschlucketen, wie sie sind. Verschlucken Sie einmal Nüsse, ohne sie zu kauen, Erbsen und viele andere Dinge: Sie werden sie so ganz wieder von sich geben, wie Sie solche zu sich genommen haben. Es hat nicht die geringste Nahrung für Sie davon kommen können; denn Ihr Magen hat nicht Hitze genug gehabt, sie zu zerquetschen, zur Gährung zu bringen, und diejenigen Theile, die sie bey sich behalten sollen, von denjenigen abzusondern, die Sie wieder von sich geben müssen, weil sie Ihnen nichts nütze sind. Der Speichel fängt dieses Werk an, welches in dem Magen vollendet wird. Damit Sie aber Ihre Speise zum Teige machen, so haben Sie nöthig, daß Sie solche vielmal in Ihrem Munde hin und wieder kehren; und wenn sie wohl zubereitet ist, so muß sie nach der Kehle gebracht werden. Damit dieses Werk geschehen könne, so hat Ihnen Gott eine Schaufel gegeben; und das ist die Zunge. Dieß ist noch nicht alles. Ihre Nahrung würde an dem Eingange der Kehle stecken bleiben, wenn sie nicht abgeholet würde. Es findet sich daselbst ein Mäuslein, welchem diese Verrichtung aufgetragen ist, und welches eine Bewe-

gung

gung machet, die es hinunter steigen läßt. Auf dem Wege, welche die Nahrung nimmt, ist ein übeler Schritt, den sie zu vermeiden hat. Sie muß sich darinnen nicht irren; denn sonst würde Ihr Leben in Gefahr seyn.

Bemerken Sie es, meine Fräulein, alle Augenblicke machen Sie zwo Bewegungen, welche zur Erhaltung Ihres Lebens so nöthig sind, daß Sie den Augenblick sterben müßten, wenn Sie aufhöreten, solche zu machen. Anfänglich schöpfen Sie Luft, welche in Ihre Lungen geht, sie zu erfrischen; und darauf hauchen Sie die alte Luft aus, die in Ihren Lungen war. Zu dieser aus und eingehenden Luft ist ein eigener Gang oder eine Röhre; und wenn etwas in diesen Gang hinein käme und der Luft den Weg versperrete, so müßte man sterben.

Fräul. Maria

Das ist mir eben neulich bey dem Essen begegnet. Ich trank gar zu geschwind; auf einmal vergieng mir der Athem; ich wurde ganz kirschbraun, und ich glaubete, ich würde sterben. Ohne Zweifel war Wasser in die Luftröhre gekommen. Sie muß doch recht nahe bey dem Wege seyn, wodurch die Nahrung gehen muß; und wenn das ist, so verwundere ich mich, wie wir essen können, ohne daß wir ersticken.

Madem. Gut.

Diesem Zufalle hat Gott vorgebeuget. Dieser Gang oder diese Luftröhre hat eine kleine Thüre,

welche die Luft alle Augenblicke auf- und zumachen läßt; und diese Thüre wird zugemacht, wenn wir Nahrung zu uns nehmen oder vielmehr hinterschlingen. Vermittelst dieser Thüre haben unsere Speisen eine gute Reise und kommen glücklich in den Magen, welcher die Küche des Hauses ist. Daselbst finden sie ein gutes Feuer, welches sie vollends kochet und zu einer Art von zähem Safte machet. Gleichwohl wird nicht die ganze Nahrung also verändert, sondern nur diejenigen Theile, welche geschickt sind, sich mit den Theilen unsers Körpers zu vereinigen. Das Uebrige, was zu nichts tauget, fällt in unsere Gedärme und geht hernach fort, nachdem es gleichwohl erst einen großen Weg gethan hat.

Fräul. Luise.

Wie können Sie sagen, meine liebe Gut, die Nahrung thue einen großen Weg, ehe sie wieder fortgeht? Mich dünket, er sey recht kurz.

Madem. Gut.

Die Personen von einer ordentlichen Größe haben gemeiniglich dreyßig Stab Gedärme in dem Leibe. Durch diese Gedärme muß das Ueberflüßige von der Nahrung hindurchgehen; urtheilen Sie nun, ob der Weg kurz ist. Wenn man das Inwendige des menschlichen Körpers untersuchet, so kann man kaum begreifen, wie er eine so große Menge verschiedener Werkzeuge enthalten könne: es ist aber alles so wohl geordnet, daß ein jedes seinen Platz daselbst findet.

Fräul. Heftig.

Sie reden von dem allen, als wenn Sie es gesehen hätten, meine liebe Gut.

Madem. Gut.

Ich habe es auch gesehen und sehr aufmerksam untersuchet, mein Schatz.

Frl. Luise.

Sie machen, daß mir die Haut schaudert, wenn ich nur daran denke; und wozu kann Ihnen doch wohl der Anblick einer so erschrecklichen Sache dienen? Ich bitte Sie darum.

Madem. Gut.

Fragen Sie das Fräulein Verständig, wozu ihm das gedienet hat. Sie war bey mir, als ich diese Untersuchung anstellete.

Fräul. Verständig.

Ich wollte um vieles in der Welt nicht, daß ich dieses nicht gesehen hätte. Ich gestehe Ihnen aber gleichwohl, meine Fräulein, daß mich anfangs davor geschaudert, und daß es mir einen großen Abscheu verursachet hat; denn ich habe viel Liebe gegen mich selbst. Ich konnte ohne Grauen nicht daran denken, daß ich dereinst zu diesem abscheulichen Zustande gebracht seyn würde. Kurz, ich fassete nach und nach Herz, und ich untersuchete diesen schönen Bau. Was für Triebfedern! Kann man ihn wohl ansehen, und die Weisheit seines Werkmeisters dabey nicht bewundern? Alle Menschen in der Welt möchten sich

vereinigen, mich zu bereden, der Leib des Menschen sey das Werk eines Ungefährs; man würde es doch nicht dahin bringen, daß ich es glaubete. Ich bewunderte darauf, wie wir noch Eitelkeit haben könnten. Ich sah das mit einer verschrumpften Haut bedeckete Gesicht an; und darauf besah ich mich in einem Spiegel und sagete zu mir selbst: Sey nur recht sorgfältig, diesen Kopf zu putzen; betrachte dieses Gesicht mit Vergnügen; wünsche, daß man dich lobe; du wirst in Kurzem recht liebenswürdig werden. Ich machete noch eine andere Betrachtung, die mir meine liebe Gut eingab. Wenn man die Werkzeuge, die in unserm Körper sind, und ihre Zartheit betrachtet, so begreift man nicht, wie man nur vier und zwanzig Stunden leben könne. Ist die Schöpfung ein Wunder, so ist die Erhaltung ein noch viel größeres Wunder; und es ist leicht zu begreifen, daß Gott auf eine ganz besondere Art über uns wachet, damit nicht alle Augenblicke einige von unsern Triebfedern stocken. Es ist alles viel zärter, als in einer Uhr; und indessen wissen Sie doch, meine Fräulein, wie leicht es ist, die in Unordnung zu bringen.

Fräul. Luise.

Ich gestehe es, ich würde mir niemals eingebildet haben, daß man so viel Nutzen aus einem so traurigen Anblicke schöpfen könnte; und ungeachtet der natürlichen Abneigung, die ich dawider empfinde, glaube ich doch, es würde mir lieb seyn, wenn ich es sehen könnte.

Madem.

Madem. Gut.

Sie können sich einen Theil dieser Abneigung ersparen. Man hat die ganze Zergliederung eines menschlichen Körpers in Wachse oder auch Elfenbeine, wo die Figuren vollkommen eben so sind, als in unserm Körper. Wir wollen aber sehen, was aus unsern Speisen wird.

Dieser zähe Saft, worein sie verwandelt worden, nimmt verschiedene Wege. Ein Theil geht in die Adern, damit er das Blut hervor bringe. Es ist anfangs weiß und nimmt die rothe Farbe nur unterwegens an, indem es durch einen gewissen Ort durchgeht, wovon ich den Namen vergessen habe. Das Uebrige vertheilet sich weislich in die andern Theile des Leibes, und es findet sich nicht der geringste darunter, welcher nicht seinen Antheil davon bekomme. Die Knochen, die Mäuslein, die Sehnen, die Spannadern, alles empfängt den Theil, der ihnen nöthig ist.

Man muß anmerken, meine Fräulein, daß alle diese Theile, die ich Ihnen genannt habe, hohl sind. Haben Sie niemals gesehen, daß man auf der Straße das Pflaster aufgerissen hat? Sie haben da müssen große Stücken Holz oder Bäume in der Eede liegen sehen, die in der Mitten hohl sind. Man nennet sie Röhren, und das Wasser geht dadurch, welches in alle unsere Häuser kömmt. Eben so verhält es sich auch in unserm Körper. Unsere Knochen, unsere Nerven, unsere Mäuslein, unsere Fibern sind große und kleine hohle Stämme oder Röhren, wodurch unaufhör-

hörlich ein mehr oder weniger dicker Saft fließt. In der Jugend sind alle diese Theile überaus weich und zart und können sich folglich erweitern und ausdehnen. Die Theile von der Nahrung legen sich also darinnen an und finden das Mittel, sich Platz machen zu lassen. Durch das starke Drücken derer Theile aber, wo sie sich anlegen, verhärten sie dieselben, so daß sich solche nicht weiter ausdehnen können, und alsdann werden wir nicht mehr größer.

Fräul. Luise.

Allein, dem ungeachtet fahren wir doch immer fort, zu essen. Was wird alsdann aus der Nahrung, die sich nicht mehr in diesen Theilen anlegen und uns größer und stärker machen kann?

Madem. Gut.

Wenn wir nicht mehr von außen wachsen, so wachsen wir von innen. Unsere Adern, wodurch das Blut geht, unsere Nerven, wodurch die Lebensgeister fließen, die uns die Bewegung geben, alle diese Theile werden nach und nach angefüllet und verstopfet; und wenn sie ganz verstopfet sind, so entstehen die entsetzlichsten Zufälle daraus. Werden die Adern verstopfet und kann das Blut nicht mehr durchlaufen, so bekömmt man einen Schlagfluß und stirbt. Sind es die Nerven an der Hand, dem Arme oder Beine, so wird man an diesen Theilen gelähmet, das ist, diese Glieder bleiben ohne Bewegung und als wenn sie abgestorben wären.

Sie

Sie sehen daraus, meine Fräulein, daß die Gefräßigen nothwendig viel eher sterben müssen, als die andern; weil sie eine viel größere Menge Nahrung in diese Theile hineinschicken, welche hohl bleiben sollen, und die dadurch desto geschwinder angefüllet werden, je mehr Sachen man hinein stopfet.

Begreifen Sie jetzo wohl, wie sehr die Gefräßigkeit unsere Tage verkürzet und Krankheiten verursachet? Begreifen Sie wohl, wie vortheilhaft es ist, wenn man sich von Jugend auf gewöhnet, mäßig zu leben?

Jungfer Miekchen.

Ich begreife es so gut, daß ich mich von der bösen Gewohnheit, alle Augenblicke zu essen, bessern will. Ich nehme mir auch vor, ich will mein Feuer schonen, und ihm nicht mehr eine so große Menge Fleisch zu kochen geben; denn ich gestehe es Ihnen, meine liebe Gut, ich esse gern eitel und mehr Fleisch, als Brodt.

Madem. Gut.

Sie haben gute Ursachen, zu versprechen, daß Sie nicht mehr so viel Fleisch essen wollen. Wenn jedermann eben den Entschluß fassete, so würde man nicht so viel scorbutische Personen sehen. Diese Krankheit ist da, wo man weniger Fleisch, als Brodt, ißt, viel seltener.

Fräul. Lucia.

Ich versichere Sie, meine liebe Gut, ich habe niemals etwas gehöret, was mir so viel Vergnü-

gen

gen gemacht hätte. Was für Wunder gehen doch in uns vor, ohne daß wir darauf Acht haben!

Madem. Gut.

Wir haben heute von dieser Materie genug geredet. Jungfer Miekchen, sagen Sie uns nun Ihre Historie.

Jungfer Miekchen.

Der König Nebucadnezar ließ ein sehr großes goldenes Bild machen und auf eine schöne Wiese stellen. Es mußten alle Fürsten, vornehme und große Herren, Räthe und Amtleute, kurz, alle obrigkeitliche Personen in dem ganzen Lande dabey zusammen kommen und gegen über treten. Darauf ließ er öffentlich ausrufen: Wenn sie die Trompeten, Posaunen und andere Musik würden erschallen hören, so sollten sie alle niederfallen und das goldene Bild anbethen: wer das aber nicht thun würde, der sollte sogleich in einen glühenden feurigen Ofen geworfen werden. Sie thaten es auch alle zusammen bis auf die drey jungen Leute, die mit Danieln waren erzogen worden; die wollten das Bild nicht anbethen. Das war für die Chaldäer oder die vermeynten Gelehrten dieses Landes, die ihnen nicht gut waren, weil der König sie für viel klüger und verständiger hielt, eine gute Gelegenheit, sie in Ungnade zu bringen und zu stürzen. Sie verklageten sie also bey dem Könige, daß sie so frevelhaft wären und nicht thun wollten, was er beföhle. Darüber wurde Nebucadnezar sehr

ungnä-

ungnädig und ließ sie vor sich bringen. Er fragete sie, warum sie seinem Befehle nicht gehorcheten? Sie sollten es gleich thun, oder er wollte sie den Augenblick in den feurigen Ofen werfen lassen; er möchte doch sehen, wer der Gott wäre, der sie aus seiner Hand erretten würde. Sie antworteten ihn darauf mit einer ehrerbiethigen Standhaftigkeit: Der Gott, den sie verehreten, könnte sie leicht aus dem feurigen Ofen, und aus seinen Händen erretten: wenn er es aber auch nicht thäte, so könnten sie doch keine andere Götter verehren, noch das goldene Bild anbethen. So gleich befahl Nebucadnezar, in vollem Grimme wider diese frommen Männer, man sollte den Ofen noch siebenmal heisser machen, als sonst, und sie mit allen ihren Kleidern gebunden hinein werfen. Das geschah den Augenblick; und man warf Pech, Schwefel, Werg und dürre Reiser hinzu, daß die Flamme wohl auf funfzig Ellen hoch oben heraus loderte. So entsetzlich groß war das Feuer; und es verbrannte auch viele von denen vor dem Ofen, welche die drey Männer hinein warfen. Aber diesen Männern selbst that es nichts. Sie giengen ganz geruhig und gelassen in den Flammen herum, als wenn sie in einem Garten spazierеten, und die Flammen schlugen überall von ihnen weg. Nebucadnezar sah es selbst und entsetzete sich darüber so gewaltig, daß er auffuhr und zu seinen Räthen sagete: Was ist das? Haben wir nicht nur drey Leute in das Feuer werfen lassen? Ich sehe aber viere darinnen unversehret herum gehen; und der vierte sieht

aus,

aus, als wenn er ein Sohn der Götter wäre. Gott hatte auch wirklich einen Engel zu ihnen in den Ofen geschicket, der es darinnen ganz kühl machete, und die Flamme hinausstieß, daß sie diese Männer nicht berührete. Sie sangen einen schönen Lobgesang in dem Feuer; und Nebucadnezar gieng hin vor das Loch des glühenden Ofens und rief sie mit Namen, sie sollten heraus zu ihm kommen. Da giengen sie alle drey heraus; und es war an ihnen kein Haar versenget und kein Fäschen versehret; ja, man konnte auch nicht einmal einen Brand an ihnen riechen. Als Nebucadnezar dieses Wunder sah, so erhob er seine Stimme und sagete: Gelobet sey der Gott dieser jungen Leute, der sie errettet hat, weil sie ihm vertraueten und ihm mehr gehorcheten, als dem Könige, und lieber ihr Leben hingeben, als einen andern Gott verehren und anbethen wollten. Ich befehle hiermit, wer sich untersteht, er sey wer es wolle, und ihren Gott lästert, der soll umkommen, und sein Haus soll zerstöhret werden; denn es ist kein anderer Gott, der also erretten kann, als dieser. Darauf gab er diesen Männern große Gewalt und Bedienungen, und war überzeuget, daß diejenigen, welche lieber umkommen, als Gotte untreu seyn wollen, nicht vermögend sind, ihren König zu verrathen.

Madem. Gut.

Bedenken Sie das, mein Fräulein. Es ist nur gar zu gewöhnlich, daß man große Herren recht-

rechtschaffene Leute verachten sieht. Wenn sie aber einige Geschäffte von Wichtigkeit auszurichten haben, welche Treue erfordern, so befürchten Sie nur nicht, daß sie solche ihren Mitgenossen in ihren Bosheiten und Lastern anvertrauen werden. Sie nehmen sich wohl davor in Acht, wenn sie gesunde Vernunft haben. Sie hegen weder Hochachtung noch Vertrauen gegen sie. Sie suchen die rechtschaffenen Leute bey dieser Gelegenheit; weil sie wohl wissen, daß, wenn sie solchen gleich übel begegnet sind, dieses doch nicht vermögend seyn wird, ihre Treue zu verändern. — Fräulein Verständig, sagen Sie uns doch etwas von dem nordlichen America, wenn es Ihnen beliebet.

Fräul. Verständig.

Man theilet es in neun Theile. Diese sind Mexico, Neu-Frankreich, Florida, Neu-England, Californien, das Land der Cristinaux, die Landschaft Anian, die Landschaft Quivira, und Neu-Albion. Es gehen drey große Flüsse durch Nordamerica, und das sind der Missisippi, der St. Lorenzfluß, und der Fluß del Norte. Es giebt aber darinnen noch eine große Menge anderer, die nicht so beträchtlich sind. Außer denselben ist auch eine große Anzahl Seen darinnen, welche unter diesen Namen bekannt sind: Der Michivansee, oder das süße Meer; der obere See, der Huronensee, der Eriesee, der Ontariosee, welchen die Franzosen Frontenac nennen, und viele andere.

Mexico wird in alt und neu Mexico eingetheilet. Das erste, welches den Namen von seiner Hauptstadt hat, wird auch Neuspanien genannt. Es liegt fast ganz in dem heißen Erdgürtel; indessen ist die Luft darinnen doch sehr gemäßiget und sehr gesund; und an denen Orten, wo Schatten ist, ist es fast eben so kühl, als bey uns des Sommers im Schatten. Das Erdreich ist daselbst sehr fruchtbar. Es giebt eine ungeheure Menge Gold und Silber darinnen; indessen bedienet man sich doch, an statt des Geldes, einer kleinen Frucht, Cacao genannt, welche eine Art von Mandeln ist, woraus man Chocolate machet. Der Fluß Del-Norte scheidet zum Theile dieses Land von Neu-Frankreich, und hat seine Mündung in dem mexicanischen Meerbusen unter dem Namen Rio-Bravo.

Die Stadt Mexico wird für eine von den schönsten Städten in der Welt gehalten. Man saget, sie soll vordem an zweenen Seen gelegen haben, wovon der eine süßes Wasser und der andere salziges Wasser gehabt, und es hätten funfzig Städte um sie herum gelegen.

Ferdinand Cortez entdeckete diesen Theil der neuen Welt zuerst. Die Einwohner waren Götzendiener und opferten Menschen, welche sie hernach aus Andacht aufaßen. Sie lebeten in wohlgebaueten Städten und hatten ihre Künste und Wissenschaften. Sie macheten bewundernswürdige Schildereyen aus Federn von allerhand Farben, welche dasjenige sehr gut vorstelleten, was sie abmalen

malen wollten. Sie sagen, es hätten gewisse Orakel ihnen vorhergesaget, es würden Fremde übers Meer kommen, die sich ihres Landes bemächtigen würden. Als die Spanier daselbst anländeten, so erstauneten sie über dieselben ungemein. Sie schrieben an ihren Kaiser, diese Leute hätten Häuser, die auf dem Wasser schwämmen; sie führeten den Donner bey sich, und sie säßen auf zahmen Ungeheuern, die sich von ihnen lenken ließen. Diese Vorstellung macheten der Anblick der Schiffe, das Geschütz und die Pferde bey ihnen. Der Kaiser gab den Spaniern große Geschenke, damit er sie bewegen möchte, daß sie wieder zurück giengen. Cortez aber wollte durchaus erst nach seinem Hofe gehen, wo er überaus wohl empfangen wurde. Sein Lebensbeschreiber giebt vor, die Mexicaner hätten gesuchet, die Spanier umzubringen: er saget solches aber ohne Zweifel nur deswegen, damit er die entsetzlichen Grausamkeiten entschuldige, welche sie in diesem Lande begiengen. Sie sind auch in Wahrheit so groß, daß man glauben sollte, wenn man sie liest, es wären vielmehr Teufel, als Menschen, gewesen, die sie ausgeübet hätten. Dieß hat mir einen so großen Abscheu vor den Spaniern gemacht, daß ich lieber in der Wüsten, als unter einer so grausamen Nation, leben wollte.

Madem. Gut.

Ich denke fast eben so, wie das Fräulein Verständig; und dazu bewegt mich noch, daß diese

armen Leute eine sehr gute Gemüthsart hatten. Die Grausamkeiten, welche die Spanier wider sie ausgeübet haben, sind dem Fortgange der christlichen Religion sehr schädlich gewesen. Sie konnten nicht glauben, daß so böse Menschen eine gute Religion hätten. Ich habe sagen hören, es sey einmal ein Eingeborner dieses Landes sehr krank gewesen und habe eben ein Christ werden wollen. Auf einmal aber sey es ihm eingefallen, daß er denjenigen gefraget, der ihn taufen wollte: ob die Spanier auch in den Himmel kämen? Ja, freylich, antwortete ihm derselbe. Wenn das ist, versetzete der Sterbende, so will ich nicht hinein kommen; und ich will lieber bey allen Teufeln in der Hölle wohnen, als bey den Spaniern in dem Paradiese.

Fräul. Lucia.

Die Mexicaner heute zu Tage sind denn wohl keine Christen?

Madem. Gut.

Es sind keine oder fast keine mehr von den ursprünglichen Familien des Landes übrig. Die Spanier haben sie alle niedergemacht. Diejenigen, welche heute zu Tage zu Mexico geboren werden, sind Creolen, das ist, sie werden von einer Frau des Landes und von einem Spanier erzeuget, und sie sind solche Christen, wie ihre Väter.

Frl. Lucia.

Sind denn die Spanier auf eine andere Art Christen, als die andern?

Madem. Gut.

Ja, mein Schatz; sie sind, wie die Portugiesen, so abergläubig, daß sie das Christenthum verunehren. Wir wollen aber davon weitläuftiger reden, wenn wir von Spanien handeln werden.

Fräulein Maria.

Sie sehen ja aus, als wenn Sie böse wären, meine liebe Gut, da Sie dieß sagen.

Madem. Gut.

Ja, mein Schatz. Ich habe einen Dieb, einen Freygeist, ja so gar einen Atheisten, oder einen, der keinen Gott glaubet, lieber, als einen abergläubigen Christen oder falschen Andächtigen. Das ist mein Tod. Leben Sie wohl, meine Fräulein. Wir wollen die Morgenlehrstunde mit der Fortsetzung der Geschichte der Fidelia anfangen.

Das XX Gespräch.

Madem. Gut.

Sie wissen noch wohl, meine lieben Fräulein, daß Fidelia selbst redet. Wir waren da, wo sie von ihrem unwürdigen Vetter hinweg gieng.

Ich kam so niedergeschlagen, so muthlos nach Hause, daß ich viele Tage in meinem Zimmer eingeschlossen blieb und mit niemanden reden wollte, wer es auch immer seyn mochte. Endlich entschloß ich mich gleichwohl, ich wollte noch ei-

nen Versuch thun und sehen, ob die Dürftigkeit und Freundschaft wirklich nicht bey einander bestehen könnten.

Ich hatte eine Freundinn, welche das ganze Vergnügen meiner ersten Jahre gewesen war, und bey der, entschloß ich mich, wollte ich diesen zweyten Versuch thun. Sie hieß Amanda. Ich wußte, daß sie ein zärtliches und zu großmüthigen Empfindungen fähiges Herz hatte. Ich wollte keine Hülfe bey ihr suchen, sondern nur Trost, nur Aufmunterung, alles der Tugend aufzuopfern. Meine alte Freundinn hatte von ihren Aeltern ein mittelmäßiges Vermögen gehabt. Ihre Schönheit konnte solches ersetzen und sie eine vortheilhafte Heurath thun lassen: sie hatte aber der Liebe alle ihre Vortheile aufgeopfert, indem sie einen jungen Officier geheurathet, der weiter nichts hatte, als seinen Gehalt. Ihre Wahl, welche dem Ansehen nach so weit von demjenigen entfernet war, was man menschliche Klugheit nennet, schien mir ihren Beyfall gewiß zu versprechen, daß ich eine bloße Geldheurath ausgeschlagen hätte. Ich gieng also voller Vertrauen zu ihr.

Amanda wußte von meinem Unglücke noch nichts; weil sie erst vom Lande kam, woselbst sie einige Monate zugebracht hatte. Sie hörete mich mit vieler Aufmerksamkeit an, und antwortete mir mit genugsamer Höflichkeit: unter diesem äußerlichen höflichen Bezeugen aber bemerkete ich eine Kaltsinnigkeit, die mich ganz starr machete. „Sie „haben so viel Verstand, meine wertheste Fide-

„lia,

„Lia, sagete sie zu mir, daß ich mich niemals „mit Ihnen habe in Vergleichung stellen wollen. „Ich weis, daß meine Einsicht weit geringer ist, „als Ihre; und daher kömmt mir ohne Zweifel „Ihre Art zu denken sehr seltsam und höchst son„derbar vor; und wenn Sie mir erlauben, daß „ich Ihnen meine Meynung sagen darf, so finde „ich Ihre Aufführung gegen einen so guten Oheim „ganz und gar schlecht, vornehmlich von einem „Mägdchen in denen Umständen, worinnen Sie „sind. Sie haben ihn dadurch beleidiget, daß „Sie eine Lehre behauptet, die gut seyn kann, „die aber denen angenommenen Meynungen höchst „zuwider ist, worinnen man uns alle erzogen hat. „Zum andern haben Sie ihn dadurch grausam be„leidiget, daß Sie seiner Freundschaft und seinem „Schutze entsaget haben, und sich lieber dem gröss„ten Elende aussetzen, als einen Mann nehmen „wollen, den er für Sie ausgesuchet hatte; einen „Mann, gegen den Sie keinen natürlichen Wider„willen hatten, und dem Sie keinen wesentlichen „Fehler vorwerfen konnten.„

„Ey, mein Gott! mein Schatz, antwortete „ich ihr, es giebt viele Stufen, und es ist ein gro„ßer Unterschied unter einen Mann vorzüglich vor „allen andern lieben und ehren, und einen Abscheu „und Widerwillen vor ihm haben. Das erste „ist, nach meiner Meynung, eine Pflicht für eine „rechtschaffene Frau, eine Pflicht, welcher sie sich „willig unterwirft, wenn sie sich auf die feyerlich„ste Art von der Welt verheurathet. Ich merkete,

„daß ich nicht fähig war, diese Pflicht zu erfüllen. „Mein Gewissen erlaubete mir also nicht, mich der„selben zu unterziehen. Es ist wahr, ich finde „mich dadurch allen Unannehmlichkeiten der Armuth „ausgesetzet. Allein, weil sie die Folgen von einer „tugendhaften Handlung sind, so können sie keine „wirkliche Uebel seyn; und sie sind auch nicht ver„mögend, die Glückseligkeit zu zerstören, welche die „Tugend verschaffet.„

„Ich bin höchst erfreut, antwortete Amanda, „daß Sie die Kunst gefunden haben, sich durch „die Stärke der Einbildungskraft glücklich zu ma„chen. Ich wünsche, daß Ihre Begeisterung an„halte, und daß Sie stets durch Ihre Erfahrung „überzeuget seyn können, die Menschen irren sich, „wenn sie dafür halten, die Armuth und Verach„tung seyn wirkliche Uebel.„

Meine Seele wurde wahrhaftig durch die Unmenschlichkeit verwundet, womit Amanda sich unterstund, mich aufzuziehen; und ich wollte ihr die Härtigkeit dessen eben vorrücken, was sie mir aus Freundschaft zu sagen sich stellete, als ihr Mann hereintrat. Er wurde von einem Herrn begleitet, welcher, ungeachtet der Bitterkeit, worein mein Herz versenket war, dennoch alle meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Hatten aber seine äußerlichen Annehmlichkeiten meine Augen schon auf ihn gerichtet, so nahmen mich die wohlgezogene Art in seinem Bezeugen, und die Anmuthigkeit in seinen Reden, vollends auf eine vortheilhafte Art für seinen Geist ein.

Der

Der Hauptmann stellete ihn seiner Gemahlinn, als einen verdienstvollen Mann und einen von seinen besten Freunden, vor; und Georg, so hieß er, bemühete sich, zu zeigen, daß er den Lobspruch verdienete, den man von ihm gemacht hatte. Es glückete ihm darinnen so gut, daß Amanda ohne Zweifel glaubete, er suchete, ihr zu gefallen; und da sie ihm ihrer Seits auch liebenswürdig genug vorkommen wollte, die Neigung zu unterhalten, die sie bey ihm vermuthete, so nahm sie ihre gute Laune und ihr aufgeräumtes Wesen wiederum an.

Ich war aufgestanden und wollte Abschied von ihr nehmen: sie lag mir aber so heftig an, ich sollte zu Tische da bleiben, daß ich es nicht hätte abschlagen können, wofern ich sie nicht hätte wollen glauben lassen, ich wäre noch über ihr hartes Bezeugen empfindlich, welches ich doch vermeiden wollte. Ich glaubete wenigstens, ich handelte aus diesem Bewegungsgrunde: die wahre Ursache aber, warum ich ihrem Anhalten nachgab, war die Begierde, diesen liebenswürdigen Fremden noch näher kennen zu lernen, dessen sich mein Herz schon ingeheim so lebhaft annahm. Die Unterredung wurde munter. Ich vergaß nichts, meinen Witz ohne Zwang und Geziere darinnen sehen zu lassen; und Georgs Aufmerksamkeit belehrete mich, daß es mir damit geglücket wäre.

Bey dem Nachtische fand Amalia Gelegenheit, meine Geschichte, meine Gedanken und

meine unglücklichen Umstände zu erzählen. Georg hörete diese Erzählung sehr aufmerksam an. Das Mitleiden und die Bewunderung zeigeten sich wechselsweise auf seinem Gesichte. Ich erkannte, daß er gerühret war. Wir giengen sehr spät aus einander. Georg hielt auf das inständigste um die Erlaubniß an, daß er mich nach Hause führen dürfte; und ich schlug es ihm durchaus ab: es geschah aber mit einem Widerstreben, welches mehr weibliches, als philosophisches, an sich hatte.

Es ist wahr, ich verdammete meine aufsteigenden Empfindungen: aber ach! sie waren nichts destoweniger da; ich konnte mir es nicht verhehlen, und es geschah vielleicht eben so gut aus List, als aus Wohlstande, daß ich seine Anerbiethungen ausschlug. Unsere Bekanntschaft war noch gar zu neu, als daß ich ihm mit meiner Bewilligung ein leichtes Mittel hätte verschaffen sollen, mich wieder zu sehen; und er hätte dadurch vielleicht eine übele Meynung von mir gefasset.

Ich ließ mir also eine Sänfte holen: ich gewann aber nichts damit. Georg und seine Leute warteten einige Schritte vom Hause auf mich. Ich mochte ihn bitten, wie ich wollte, er möchte mich allein lassen; er blieb hartnäckig dabey, mich mit seinem Gefolge zu begleiten. Dieses verursachete mir die empfindlichste Verwirrung, die ich in meinem Leben gehabt hatte. Denn er mußte vor allen diesen Leuten in ein elendes kleines Zimmer gehen, in welches man nicht anders kommen konnte, als daß man erst durch einen Laden gieng.

Der

Der Anblick meiner armseligen Wohnung hinderte ihn nicht, mit eben so vieler Ehrerbiethung Abschied von mir zu nehmen, als wenn er mich in einen Pallast geführet hätte.

Ich legete mich alsobald nieder: es war mir aber nicht möglich, ein Auge zu zu thun. Das Bezeugen der Amanda hatte eine tiefe Wunde in meinem Herzen gemacht. Ich seufzete, daß ich sie nur noch bloß in die Zahl meiner Bekannten setzen konnte; den Titel einer Freundinn verdienete sie nicht mehr. Mein Herz war trostlos, niedergeschlagen. Meine Umstände vermehreten meine Unruhe. Ich wußte nicht, wozu ich greifen sollte, mir meinen Unterhalt zu verschaffen. Die Martern, welche ich wegen der Verachtung ausgestanden, die ich erfahren hatte, meldeten mir, daß der Stolz noch sehr lebhaft bey mir wäre, und daß ich mich selbst verführet hätte, da ich mir geschmeichelt, ich hätte die menschlichen Leidenschaften unter das Joch der Weltweisheit gebracht. Was war mir nicht noch in dem Zustande der gänzlichen Dürftigkeit zu leiden übrig, den ich in kurzem erfahren mußte! Der Schluß von meinen Betrachtungen war, ich wollte an der Zerstörung meines Hochmuthes arbeiten und das Beyspiel aller alten Weisen zu Hülfe rufen, welche die Ehrenbezeugungen und den Reichthum so großmüthig verachtet hatten; welche den Frieden und die Ruhe ihrer Seelen mitten unter den scheinbaren Beschwernissen der Armuth erhalten hatten.

Nachdem ich mich zu der Verachtung des Beyfalles und der Lobsprüche des Pöbels aufgemuntert hatte, und wie mich dünkete, dahin gekommen war, daß ich die Gunst oder Ungunst des Glückes mit Gleichgültigkeit ansah, so schmeichelte ich mir, ich wäre in der Verfassung, daß ich einiger Ruhe genießen könnte. Allein, Georgens Bild bemächtigte sich meiner Einbildungskraft, und zerstörete darinnen alle meine Vernunftschlüsse. Ich fand, daß ich zwar wirklich im Stande war, die Meynung der ganzen Welt zu verachten: allein, ich war bey dem, was er von mir denken würde, nichts weniger, als gleichgültig; und der Gedanken, ich möchte von ihm verachtet werden, war mir unerträglich. Ich erinnerte mich, daß meine Umstände von der alten Weltweisen ihren ganz unterschieden wären, die meistens in einem hohen Alter gewesen, und die Vergnügungen und Bequemlichkeiten des Lebens vielleicht nur dem Stolze und der Begierde, hochgehalten zu werden, aufgeopfert hätten. Ich empfand, daß meine gegenwärtigen Begierden und Gedanken von denjenigen ganz unterschieden waren, welche die Weltweisheit eingiebt.

Ich konnte mir es nicht verhehlen, daß ich nicht auf Georgens Herz eben den Eindruck gemacht hätte, den er in meinem gemacht hatte; warum hätte ich suchen sollen, dieses gute Glück zu entfernen? Ich hatte nicht gesuchet, ihn wegen meiner Umstände zu hintergehen; er kannte sie. Wenn sie ihm nicht anstößig waren; kam

es

es mir zu, daß ich suchen sollte, Empfindungen zu zerstören, welche mir zu gleicher Zeit so wohl die Süßigkeiten einer wohlgepaarten Vereinigung, als die Bequemlichkeiten eines guten Vermögens, verschaffen konnten? Dieses war damals alles, was sich meinem Gemüthe vorstellete; denn nur daran zu denken, daß ich ihm jemals durch schimpfliche Mittel und Wege zugehören könnte, dazu hielt ich mich versichert ganz unfähig.

Georg überraschete mich den folgenden Morgen mitten in meinen Betrachtungen. Er fieng mit den ehrerbiethigsten Entschuldigungen wegen der Freyheit an, die er sich nähme. Er setzete darauf hinzu, da er die verdrüßlichen Umstände vernommen, worein mich die Härtigkeit meines Oheimes versetzet hätte, so hätte er die Vorstellung nicht ausstehen können, daß er das verehrungswürdigste Frauenzimmer in einer solchen Noth sehen sollte; er hätte also den Vorsatz gefasset, die Ungerechtigkeit des Glückes gegen mich wieder gut zu machen, und ich könnte mit allem, was ihm zugehörete, nach meinem Belieben schalten und walten.

Ich unterbrach ihn, und sagete zu ihm, es stünde nur eine einzige Sache in seiner Macht, die ich mit Ehren annehmen könnte; ich machete mir ein Vergnügen aus dem Gedanken, daß die Ehrerbiethung und das Mitleiden, welche der Tochter eines vornehmen Edelmannes gebühreten, ihn die gewöhnlichen Regeln des Wohlstandes hätten vergessen lassen, welche einem Fremden gar nicht

erlau-

erlaubeten, dergleichen Beystand anzubiethen; ein wohlgezogenes Mägdchen aus einem guten Hause könnte nicht berechtiget seyn, solchen anders anzunehmen, als von einem seit langer Zeit geprüften Freunde. Ich wäre nicht in den Umständen, daß ich mit ihm einen freundschaftlichen Umgang halten oder seine Besuche annehmen könnte, welche in andern Umständen zu der Glückseligkeit meines Lebens etwas hätten beytragen können. Ich dankete ihm also wegen seiner Anerbiethungen und bäthe ihn, er möchte seine Besuche nicht wiederholen.

Kaum hatte er diesen Ausspruch gehöret, so warf er sich zu meinen Füßen, und maß mit aller Kunst eines geschickten Verführers die Freyheit, die er sich genommen hätte, mir seine Dienste anzubiethen, der Stärke der Leidenschaft bey, die ich in ihm erreget hätte. Er beschwur mich, mit Vergießung einiger Thränen, ich sollte ihn nicht so hart strafen; weil es die grösste Strafe wäre, die er erfahren könnte, wenn er meines Angesichtes beraubet seyn und durch meine Rathschläge nicht meiner Hochachtung würdiger werden sollte.

Mein schwaches Herz wurde durch diese Kunstgriffe lebhaft gerühret. Ich hatte gleichwohl die Stärke, daß ich ihm die Freyheit, mich zu besuchen, standhaft abschlagen konnte; und ich bath ihn so ernstlich, er möchte mich verlassen, daß er mir gehorchete. Er zeigete mir, bey seinem Weggehen, so viel Schmerz, so viel Ehrerbiethung

thung und so viel Zärtlichkeit, daß ich einige Zeitlang meine Vernunft nicht hervorrufen konnte, dasjenige zu untersuchen, was ich von seiner Aufführung denken sollte. Die Frucht von meinen Ueberlegungen war ein wohlgegründeter Zweifel an der Reinigkeit seiner Gesinnungen. Seine Absichten schienen mir schimpflich für mich zu seyn; und ich entschloß mich, ich wollte ihn niemals wieder sehen.

Nachdem ich meinem Wirthe den ausdrücklichsten Befehl gegeben, ihn abzuweisen, wenn er zu mir wollte, so schloß ich mich in mein Zimmer ein. Meine Vernunft lobete und billigte diese Aufführung: mein Herz aber wurde davon zerrissen und folgete nur schwer und ungern der Partey, welche ihm die Weisheit anrieth. Ich schmeichelte mir, ich würde wenigstens in mir selbst die Belohnung dieser Aufopferung, die von meinem Vater so gerühmte Süßigkeit, finden, welche stets aus der Tugend entspringt, und welche sie allein nur hervorbringen kann: ich mochte sie aber immerhin lange genug suchen. Anstatt derjenigen innern Zufriedenheit und des Vergnügens, das ich mir versprochen hatte, fand ich in mir neue Leidenschaften, neue Begierden; oder vielmehr diejenige, welcher mein Herz zum Raube war, erweckete alle andere, daß sie ihr hülfen, mich zu Boden zu schlagen. Der Reichthum, welcher bisher der Gegenstand meiner Verachtung gewesen war, kam mir schätzbar vor; weil er mir Gevrgen zum Gemahle hätte verschaffen können. Ich

fand

Mexico wird in alt und neu Mexico eingetheilet. Das erste, welches den Namen von seiner Hauptstadt hat, wird auch Neuspanien genannt. Es liegt fast ganz in dem heißen Erdgürtel; indessen ist die Luft darinnen doch sehr gemäßiget und sehr gesund; und an denen Orten, wo Schatten ist, ist es fast eben so kühl, als bey uns des Sommers im Schatten. Das Erdreich ist daselbst sehr fruchtbar. Es giebt eine ungeheure Menge Gold und Silber darinnen; indessen bedienet man sich doch, an statt des Geldes, einer kleinen Frucht, Cacao genannt, welche eine Art von Mandeln ist, woraus man Chocolate machet. Der Fluß Del-Norte scheidet zum Theile dieses Land von Neu-Frankreich, und hat seine Mündung in dem mexicanischen Meerbusen unter dem Namen Rio-Bravo.

Die Stadt Mexico wird für eine von den schönsten Städten in der Welt gehalten. Man saget, sie soll vordem an zweenen Seen gelegen haben, wovon der eine süßes Wasser und der andere salziges Wasser gehabt, und es hätten funfzig Städte um sie herum gelegen.

Ferdinand Cortez entdeckete diesen Theil der neuen Welt zuerst. Die Einwohner waren Götzendiener und opferten Menschen, welche sie hernach aus Andacht aufaßen. Sie lebeten in wohlgebaueten Städten und hatten ihre Künste und Wissenschaften. Sie macheten bewundernswürdige Schildereyen aus Federn von allerhand Farben, welche dasjenige sehr gut vorstelleten, was sie abmalen

malen wollten. Sie sagen, es hätten gewisse Orakel ihnen vorhergesaget, es würden Fremde übers Meer kommen, die sich ihres Landes bemächtigen würden. Als die Spanier daselbst anländeten, so erstauneten sie über dieselben ungemein. Sie schrieben an ihren Kaiser, diese Leute hätten Häuser, die auf dem Wasser schwämmen; sie führeten den Donner bey sich, und sie säßen auf zahmen Ungeheuern, die sich von ihnen lenken ließen. Diese Vorstellung macheten der Anblick der Schiffe, das Geschütz und die Pferde bey ihnen. Der Kaiser gab den Spaniern große Geschenke, damit er sie bewegen möchte, daß sie wieder zurück giengen. Cortez aber wollte durchaus erst nach seinem Hofe gehen, wo er überaus wohl empfangen wurde. Sein Lebensbeschreiber giebt vor, die Mexicaner hätten gesuchet, die Spanier umzubringen: er saget solches aber ohne Zweifel nur deswegen, damit er die entsetzlichen Grausamkeiten entschuldige, welche sie in diesem Lande begiengen. Sie sind auch in Wahrheit so groß, daß man glauben sollte, wenn man sie liest, es wären vielmehr Teufel, als Menschen, gewesen, die sie ausgeübet hätten. Dieß hat mir einen so großen Abscheu vor den Spaniern gemacht, daß ich lieber in der Wüsten, als unter einer so grausamen Nation, leben wollte.

Madem. Gut.

Ich denke fast eben so, wie das Fräulein Verständig; und dazu bewegt mich noch, daß diese

armen Leute eine sehr gute Gemüthsart hatten. Die Grausamkeiten, welche die Spanier wider sie ausgeübet haben, sind dem Fortgange der christlichen Religion sehr schädlich gewesen. Sie konnten nicht glauben, daß so böse Menschen eine gute Religion hätten. Ich habe sagen hören, es sey einmal ein Eingeborner dieses Landes sehr krank gewesen und habe eben ein Christ werden wollen. Auf einmal aber sey es ihm eingefallen, daß er denjenigen gefraget, der ihn taufen wollte: ob die Spanier auch in den Himmel kämen? Ja, freylich, antwortete ihm derselbe. Wenn das ist, versetzete der Sterbende, so will ich nicht hinein kommen; und ich will lieber bey allen Teufeln in der Hölle wohnen, als bey den Spaniern in dem Paradiese.

Fräul. Lucia.

Die Mexicaner heute zu Tage sind denn wohl keine Christen?

Madem. Gut.

Es sind keine oder fast keine mehr von den ursprünglichen Familien des Landes übrig. Die Spanier haben sie alle niedergemacht. Diejenigen, welche heute zu Tage zu Mexico geboren werden, sind Creolen, das ist, sie werden von einer Frau des Landes und von einem Spanier erzeuget, und sie sind solche Christen, wie ihre Väter.

Frl. Lucia.

Sind denn die Spanier auf eine andere Art Christen, als die andern?

Madem. Gut.

Ja, mein Schatz; sie sind, wie die Portugiesen, so abergläubig, daß sie das Christenthum verunehren. Wir wollen aber davon weitläuftiger reden, wenn wir von Spanien handeln werden.

Fräulein Maria.

Sie sehen ja aus, als wenn Sie böse wären, meine liebe Gut, da Sie dieß sagen.

Madem. Gut.

Ja, mein Schatz. Ich habe einen Dieb, einen Freygeist, ja so gar einen Atheisten, oder einen, der keinen Gott glaubet, lieber, als einen abergläubigen Christen oder falschen Andächtigen. Das ist mein Tod. Leben Sie wohl, meine Fräulein. Wir wollen die Morgenlehrstunde mit der Fortsetzung der Geschichte der Fidelia anfangen.

Das XX Gespräch.

Madem. Gut.

Sie wissen noch wohl, meine lieben Fräulein, daß Fidelia selbst redet. Wir waren da, wo sie von ihrem unwürdigen Vetter hinweg gieng.

Ich kam so niedergeschlagen, so muthlos nach Hause, daß ich viele Tage in meinem Zimmer eingeschlossen blieb und mit niemanden reden wollte, wer es auch immer seyn mochte. Endlich entschloß ich mich gleichwohl, ich wollte noch ei-

armen Leute eine sehr gute Gemüthsart hatten. Die Grausamkeiten, welche die Spanier wider sie ausgeübet haben, sind dem Fortgange der christlichen Religion sehr schädlich gewesen. Sie konnten nicht glauben, daß so böse Menschen eine gute Religion hätten. Ich habe sagen hören, es sey einmal ein Eingeborner dieses Landes sehr krank gewesen und habe eben ein Christ werden wollen. Auf einmal aber sey es ihm eingefallen, daß er denjenigen gefraget, der ihn taufen wollte: ob die Spanier auch in den Himmel kämen? Ja, freylich, antwortete ihm derselbe. Wenn das ist, versetzete der Sterbende, so will ich nicht hinein kommen; und ich will lieber bey allen Teufeln in der Hölle wohnen, als bey den Spaniern in dem Paradiese.

Fräul. Lucia.

Die Mexicaner heute zu Tage sind denn wohl keine Christen?

Madem. Gut.

Es sind keine oder fast keine mehr von den ursprünglichen Familien des Landes übrig. Die Spanier haben sie alle niedergemacht. Diejenigen, welche heute zu Tage zu Mexico geboren werden, sind Creolen, das ist, sie werden von einer Frau des Landes und von einem Spanier erzeuget, und sie sind solche Christen, wie ihre Väter.

Frl. Lucia.

Sind denn die Spanier auf eine andere Art Christen, als die andern?

Madem. Gut.

Ja, mein Schatz; sie sind, wie die Portugiesen, so abergläubig, daß sie das Christenthum verunehren. Wir wollen aber davon weitläuftiger reden, wenn wir von Spanien handeln werden.

Fräulein Maria.

Sie sehen ja aus, als wenn Sie böse wären, meine liebe Gut, da Sie dieß sagen.

Madem. Gut.

Ja, mein Schatz. Ich habe einen Dieb, einen Freygeist, ja so gar einen Atheisten, oder einen, der keinen Gott glaubet, lieber, als einen abergläubigen Christen oder falschen Andächtigen. Das ist mein Tod. Leben Sie wohl, meine Fräulein. Wir wollen die Morgenlehrstunde mit der Fortsetzung der Geschichte der Fidelia anfangen.

Das XX Gespräch.

Madem. Gut.

Sie wissen noch wohl, meine lieben Fräulein, daß Fidelia selbst redet. Wir waren da, wo sie von ihrem unwürdigen Vetter hinweg gieng.

Ich kam so niedergeschlagen, so muthlos nach Hause, daß ich viele Tage in meinem Zimmer eingeschlossen blieb und mit niemanden reden wollte, wer es auch immer seyn mochte. Endlich entschloß ich mich gleichwohl, ich wollte noch ei-

nen Versuch thun und sehen, ob die Dürftigkeit und Freundschaft wirklich nicht bey einander bestehen könnten.

Ich hatte eine Freundinn, welche das ganze Vergnügen meiner ersten Jahre gewesen war, und bey der, entschloß ich mich, wollte ich diesen zweyten Versuch thun. Sie hieß Amanda. Ich wußte, daß sie ein zärtliches und zu großmüthigen Empfindungen fähiges Herz hatte. Ich wollte keine Hülfe bey ihr suchen, sondern nur Trost, nur Aufmunterung, alles der Tugend aufzuopfern. Meine alte Freundinn hatte von ihren Aeltern ein mittelmäßiges Vermögen gehabt. Ihre Schönheit konnte solches ersetzen und sie eine vortheilhafte Heurath thun lassen: sie hatte aber der Liebe alle ihre Vortheile aufgeopfert, indem sie einen jungen Officier geheurathet, der weiter nichts hatte, als seinen Gehalt. Ihre Wahl, welche dem Ansehen nach so weit von demjenigen entfernet war, was man menschliche Klugheit nennet, schien mir ihren Beyfall gewiß zu versprechen, daß ich eine bloße Geldheurath ausgeschlagen hätte. Ich gieng also voller Vertrauen zu ihr.

Amanda wußte von meinem Unglücke noch nichts; weil sie erst vom Lande kam, woselbst sie einige Monate zugebracht hatte. Sie hörete mich mit vieler Aufmerksamkeit an, und antwortete mir mit genugsamer Höflichkeit: unter diesem äußerlichen höflichen Bezeugen aber bemerkete ich eine Kaltsinnigkeit, die mich ganz starr machete. „Sie „haben so viel Verstand, meine wertheste Fide-

„lia,

„Lia, sagete sie zu mir, daß ich mich niemals „mit Ihnen habe in Vergleichung stellen wollen. „Ich weis, daß meine Einsicht weit geringer ist, „als Ihre; und daher kömmt mir ohne Zweifel „Ihre Art zu denken sehr seltsam und höchst son„derbar vor; und wenn Sie mir erlauben, daß „ich Ihnen meine Meynung sagen darf, so finde „ich Ihre Aufführung gegen einen so guten Oheim „ganz und gar schlecht, vornehmlich von einem „Mägdchen in denen Umständen, worinnen Sie „sind. Sie haben ihn dadurch beleidiget, daß „Sie eine Lehre behauptet, die gut seyn kann, „die aber denen angenommenen Meynungen höchst „zuwider ist, worinnen man uns alle erzogen hat. „Zum andern haben Sie ihn dadurch grausam be„leidiget, daß Sie seiner Freundschaft und seinem „Schutze entsaget haben, und sich lieber dem gröss„ten Elende aussetzen, als einen Mann nehmen „wollen, den er für Sie ausgesuchet hatte; einen „Mann, gegen den Sie keinen natürlichen Wider„willen hatten, und dem Sie keinen wesentlichen „Fehler vorwerfen konnten.„

„Ey, mein Gott! mein Schatz, antwortete „ich ihr, es giebt viele Stufen, und es ist ein gro„ßer Unterschied unter einen Mann vorzüglich vor „allen andern lieben und ehren, und einen Abscheu „und Widerwillen vor ihm haben. Das erste „ist, nach meiner Meynung, eine Pflicht für eine „rechtschaffene Frau, eine Pflicht, welcher sie sich „willig unterwirft, wenn sie sich auf die feyerlich„ste Art von der Welt verheurathet. Ich merkete,

„daß ich nicht fähig war, diese Pflicht zu erfüllen. „Mein Gewissen erlaubete mir also nicht, mich der„selben zu unterziehen. Es ist wahr, ich finde „mich dadurch allen Unannehmlichkeiten der Armuth „ausgesetzet. Allein, weil sie die Folgen von einer „tugendhaften Handlung sind, so können sie keine „wirkliche Uebel seyn; und sie sind auch nicht ver„mögend, die Glückseligkeit zu zerstören, welche die „Tugend verschaffet.„

„Ich bin höchst erfreut, antwortete Amanda, „daß Sie die Kunst gefunden haben, sich durch „die Stärke der Einbildungskraft glücklich zu ma„chen. Ich wünsche, daß Ihre Begeisterung an„halte, und daß Sie stets durch Ihre Erfahrung „überzeuget seyn können, die Menschen irren sich, „wenn sie dafür halten, die Armuth und Verach„tung seyn wirkliche Uebel.„

Meine Seele wurde wahrhaftig durch die Unmenschlichkeit verwundet, womit Amanda sich unterstund, mich aufzuziehen; und ich wollte ihr die Härtigkeit dessen eben vorrücken, was sie mir aus Freundschaft zu sagen sich stellete, als ihr Mann hereintrat. Er wurde von einem Herrn begleitet, welcher, ungeachtet der Bitterkeit, worein mein Herz versenket war, dennoch alle meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Hatten aber seine äußerlichen Annehmlichkeiten meine Augen schon auf ihn gerichtet, so nahmen mich die wohlgezogene Art in seinem Bezeugen, und die Anmuthigkeit in seinen Reden, vollends auf eine vortheilhafte Art für seinen Geist ein.

Der Hauptmann stellete ihn seiner Gemahlinn, als einen verdienstvollen Mann und einen von seinen besten Freunden, vor; und Georg, so hieß er, bemühete sich, zu zeigen, daß er den Lobspruch verdienete, den man von ihm gemacht hatte. Es glückete ihm darinnen so gut, daß Amanda ohne Zweifel glaubete, er suchete, ihr zu gefallen; und da sie ihm ihrer Seits auch liebenswürdig genug vorkommen wollte, die Neigung zu unterhalten, die sie bey ihm vermuthete, so nahm sie ihre gute Laune und ihr aufgeräumtes Wesen wiederum an.

Ich war aufgestanden und wollte Abschied von ihr nehmen: sie lag mir aber so heftig an, ich sollte zu Tische da bleiben, daß ich es nicht hätte abschlagen können, wofern ich sie nicht hätte wollen glauben lassen, ich wäre noch über ihr hartes Bezeugen empfindlich, welches ich doch vermeiden wollte. Ich glaubete wenigstens, ich handelte aus diesem Bewegungsgrunde: die wahre Ursache aber, warum ich ihrem Anhalten nachgab, war die Begierde, diesen liebenswürdigen Fremden noch näher kennen zu lernen, dessen sich mein Herz schon ingeheim so lebhaft annahm. Die Unterredung wurde munter. Ich vergaß nichts, meinen Witz ohne Zwang und Geziere darinnen sehen zu lassen; und Georgs Aufmerksamkeit belehrete mich, daß es mir damit geglücket wäre.

Bey dem Nachtische fand Amalia Gelegenheit, meine Geschichte, meine Gedanken und

meine unglücklichen Umstände zu erzählen. Georg hörete diese Erzählung sehr aufmerksam an. Das Mitleiden und die Bewunderung zeigeten sich wechselsweise auf seinem Gesichte. Ich erkannte, daß er gerühret war. Wir giengen sehr spät aus einander. Georg hielt auf das inständigste um die Erlaubniß an, daß er mich nach Hause führen dürfte; und ich schlug es ihm durchaus ab: es geschah aber mit einem Widerstreben, welches mehr weibliches, als philosophisches, an sich hatte.

Es ist wahr, ich verdammete meine aufsteigenden Empfindungen: aber ach! sie waren nichts destoweniger da; ich konnte mir es nicht verhehlen, und es geschah vielleicht eben so gut aus List, als aus Wohlstande, daß ich seine Anerbiethungen ausschlug. Unsere Bekanntschaft war noch gar zu neu, als daß ich ihm mit meiner Bewilligung ein leichtes Mittel hätte verschaffen sollen, mich wieder zu sehen; und er hätte dadurch vielleicht eine übele Meynung von mir gefasset.

Ich ließ mir also eine Sänfte holen: ich gewann aber nichts damit. Georg und seine Leute warteten einige Schritte vom Hause auf mich. Ich mochte ihn bitten, wie ich wollte, er möchte mich allein lassen; er blieb hartnäckig dabey, mich mit seinem Gefolge zu begleiten. Dieses verursachete mir die empfindlichste Verwirrung, die ich in meinem Leben gehabt hatte. Denn er mußte vor allen diesen Leuten in ein elendes kleines Zimmer gehen, in welches man nicht anders kommen konnte, als daß man erst durch einen Laden gieng.

Der

Der Anblick meiner armseligen Wohnung hinderte ihn nicht, mit eben so vieler Ehrerbiethung Abschied von mir zu nehmen, als wenn er mich in einen Pallast geführet hätte.

Ich legete mich alsobald nieder: es war mir aber nicht möglich, ein Auge zu zu thun. Das Bezeugen der Amanda hatte eine tiefe Wunde in meinem Herzen gemacht. Ich seufzete, daß ich sie nur noch bloß in die Zahl meiner Bekannten setzen konnte; den Titel einer Freundinn verdienete sie nicht mehr. Mein Herz war trostlos, niedergeschlagen. Meine Umstände vermehreten meine Unruhe. Ich wußte nicht, wozu ich greifen sollte, mir meinen Unterhalt zu verschaffen. Die Martern, welche ich wegen der Verachtung ausgestanden, die ich erfahren hatte, meldeten mir, daß der Stolz noch sehr lebhaft bey mir wäre, und daß ich mich selbst verführet hätte, da ich mir geschmeichelt, ich hätte die menschlichen Leidenschaften unter das Joch der Weltweisheit gebracht. Was war mir nicht noch in dem Zustande der gänzlichen Dürftigkeit zu leiden übrig, den ich in kurzem erfahren mußte! Der Schluß von meinen Betrachtungen war, ich wollte an der Zerstörung meines Hochmuthes arbeiten und das Beyspiel aller alten Weisen zu Hülfe rufen, welche die Ehrenbezeugungen und den Reichthum so großmüthig verachtet hatten; welche den Frieden und die Ruhe ihrer Seelen mitten unter den scheinbaren Beschwernissen der Armuth erhalten hatten.

Nachdem ich mich zu der Verachtung des Beyfalles und der Lobsprüche des Pöbels aufgemuntert hatte, und wie mich dünkete, dahin gekommen war, daß ich die Gunst oder Ungunst des Glückes mit Gleichgültigkeit ansah, so schmeichelte ich mir, ich wäre in der Verfassung, daß ich einiger Ruhe genießen könnte. Allein, Georgens Bild bemächtigte sich meiner Einbildungskraft, und zerstörete darinnen alle meine Vernunftschlüsse. Ich fand, daß ich zwar wirklich im Stande war, die Meynung der ganzen Welt zu verachten: allein, ich war bey dem, was er von mir denken würde, nichts weniger, als gleichgültig; und der Gedanken, ich möchte von ihm verachtet werden, war mir unerträglich. Ich erinnerte mich, daß meine Umstände von der alten Weltweisen ihren ganz unterschieden wären, die meistens in einem hohen Alter gewesen, und die Vergnügungen und Bequemlichkeiten des Lebens vielleicht nur dem Stolze und der Begierde, hochgehalten zu werden, aufgeopfert hätten. Ich empfand, daß meine gegenwärtigen Begierden und Gedanken von denjenigen ganz unterschieden waren, welche die Weltweisheit eingiebt.

Ich konnte mir es nicht verhehlen, daß ich nicht auf Georgens Herz eben den Eindruck gemacht hätte, den er in meinem gemacht hatte; warum hätte ich suchen sollen, dieses gute Glück zu entfernen? Ich hatte nicht gesuchet, ihn wegen meiner Umstände zu hintergehen; er kannte sie. Wenn sie ihm nicht anstößig waren; kam

es

es mir zu, daß ich suchen sollte, Empfindungen zu zerstören, welche mir zu gleicher Zeit so wohl die Süßigkeiten einer wohlgepaarten Vereinigung, als die Bequemlichkeiten eines guten Vermögens, verschaffen konnten? Dieses war damals alles, was sich meinem Gemüthe vorstellete; denn nur daran zu denken, daß ich ihm jemals durch schimpfliche Mittel und Wege zugehören könnte, dazu hielt ich mich versichert ganz unfähig.

Georg überraschete mich den folgenden Morgen mitten in meinen Betrachtungen. Er fieng mit den ehrerbiethigsten Entschuldigungen wegen der Freyheit an, die er sich nähme. Er setzete darauf hinzu, da er die verdrüßlichen Umstände vernommen, worein mich die Härtigkeit meines Oheimes versetzet hätte, so hätte er die Vorstellung nicht ausstehen können, daß er das verehrungswürdigste Frauenzimmer in einer solchen Noth sehen sollte; er hätte also den Vorsatz gefasset, die Ungerechtigkeit des Glückes gegen mich wieder gut zu machen, und ich könnte mit allem, was ihm zugehörete, nach meinem Belieben schalten und walten.

Ich unterbrach ihn, und sagete zu ihm, es stünde nur eine einzige Sache in seiner Macht, die ich mit Ehren annehmen könnte; ich machete mir ein Vergnügen aus dem Gedanken, daß die Ehrerbiethung und das Mitleiden, welche der Tochter eines vornehmen Edelmannes gebühreten, ihn die gewöhnlichen Regeln des Wohlstandes hätten vergessen lassen, welche einem Fremden gar nicht

erlau-

erlaubeten, dergleichen Beystand anzubiethen; ein wohlgezogenes Mägdchen aus einem guten Hause könnte nicht berechtiget seyn, solchen anders anzunehmen, als von einem seit langer Zeit geprüften Freunde. Ich wäre nicht in den Umständen, daß ich mit ihm einen freundschaftlichen Umgang halten oder seine Besuche annehmen könnte, welche in andern Umständen zu der Glückseligkeit meines Lebens etwas hätten beytragen können. Ich dankete ihm also wegen seiner Anerbiethungen und bäthe ihn, er möchte seine Besuche nicht wiederholen.

Kaum hatte er diesen Ausspruch gehöret, so warf er sich zu meinen Füßen, und maß mit aller Kunst eines geschickten Verführers die Freyheit, die er sich genommen hätte, mir seine Dienste anzubiethen, der Stärke der Leidenschaft bey, die ich in ihm erreget hätte. Er beschwur mich, mit Vergießung einiger Thränen, ich sollte ihn nicht so hart strafen; weil es die grösste Strafe wäre, die er erfahren könnte, wenn er meines Angesichtes beraubet seyn und durch meine Rathschläge nicht meiner Hochachtung würdiger werden sollte.

Mein schwaches Herz wurde durch diese Kunstgriffe lebhaft gerühret. Ich hatte gleichwohl die Stärke, daß ich ihm die Freyheit, mich zu besuchen, standhaft abschlagen konnte; und ich bath ihn so ernstlich, er möchte mich verlassen, daß er mir gehorchete. Er zeigete mir, bey seinem Weggehen, so viel Schmerz, so viel Ehrerbiethung

thung und so viel Zärtlichkeit, daß ich einige Zeitlang meine Vernunft nicht hervorrufen konnte, dasjenige zu untersuchen, was ich von seiner Aufführung denken sollte. Die Frucht von meinen Ueberlegungen war ein wohlgegründeter Zweifel an der Reinigkeit seiner Gesinnungen. Seine Absichten schienen mir schimpflich für mich zu seyn; und ich entschloß mich, ich wollte ihn niemals wieder sehen.

Nachdem ich meinem Wirthe den ausdrücklichsten Befehl gegeben, ihn abzuweisen, wenn er zu mir wollte, so schloß ich mich in mein Zimmer ein. Meine Vernunft lobete und billigte diese Aufführung: mein Herz aber wurde davon zerrissen und folgete nur schwer und ungern der Partey, welche ihm die Weisheit anrieth. Ich schmeichelte mir, ich würde wenigstens in mir selbst die Belohnung dieser Aufopferung, die von meinem Vater so gerühmte Süßigkeit, finden, welche stets aus der Tugend entspringt, und welche sie allein nur hervorbringen kann: ich mochte sie aber immerhin lange genug suchen. Anstatt derjenigen innern Zufriedenheit und des Vergnügens, das ich mir versprochen hatte, fand ich in mir neue Leidenschaften, neue Begierden; oder vielmehr diejenige, welcher mein Herz zum Raube war, erweckete alle andere, daß sie ihr hülfen, mich zu Boden zu schlagen. Der Reichthum, welcher bisher der Gegenstand meiner Verachtung gewesen war, kam mir schätzbar vor; weil er mir Gevrgen zum Gemahle hätte verschaffen können. Ich

fand

fand mich also höchst unglückselig; und ich erstaunete darüber; weil ich nichts gethan hatte, wovon ich glaubete, daß ich es mir vorrücken dürfte, sondern gegentheils meine übeln Umstände vielmehr meine Liebe zur Tugend zur Ursache hatten.

Ungeachtet dieser Erfahrung fassete ich den Entschluß, ich wollte mich von dem Wege nicht entfernen, den mir mein Vater vorgeschrieben hatte, zur Glückseligkeit zu gelangen; und ich wollte mit Geduld erwarten, bis es der Tugend gefiele, meine Bemühungen zu belohnen. Ich war sehr im Irrthume. Ich hatte nicht die geringste Vorstellung von der Gewalt, die ich mir hätte anthun müssen, diesen Entschluß auszuführen. Georg, welcher mein Geschlecht gar zu gut kannte, als daß er sich durch meine erste Abweisung hätte sollen abschrecken lassen, machete alle Tage neue Versuche, es dahin zu bringen, daß er mich sprechen könnte. Er schrieb mir verliebte Briefe, die mir auf solche Art eingehändiget wurden, welche mir nicht verdächtig seyn konnte. Ich brach sie auf, ehe ich nur geargwohnet, was für eine Hand sie geschrieben hätte; und ich konnte mir das Vergnügen, sie zu lesen, nicht versagen. Ich konnte nicht ausgehen, daß ich ihn nicht antraf. O wie beredt war er alsdann, mir die Heftigkeit seiner Liebe zu beweisen!

Alle seine Bemühungen, welche meine Tugend zwar nicht wankend macheten, zerstöreten doch den Frieden meiner Seele gänzlich, welcher die einzige Frucht war, die ich von allen den Opfern er-

war-

wartete, welche ich der Pflicht brachte. Wenn Georg das Mittel fand, mich außer meinem Hause zu sprechen: so nahm ich alle Stärke meiner Seele zusammen, ihm den Abscheu zu zeigen, welchen mir die Unanständigkeit seiner Nachstellungen verursachete. Ich hörete nicht auf das Schreyen meines schwachen Herzens; sondern ich ließ vielmehr aus meinen Augen den Zorn blicken, welchen die Kenntniß meiner Schwäche bey mir erweckete.

Kaum war ich allein, so bezahlete ich den scheinbaren Sieg sehr theuer, welchen ich davon getragen hatte. Ich verfluchete meinen Zustand; ich murrete wider den Urheber der Natur, welcher so heftige Leidenschaften in mich geleget und mir nicht zugleich die Erlaubniß gegeben hatte, ihnen zu willfahren. Ich fand ihn ungerecht, wenn ich Gewissensbisse erfuhr. „Wozu dienen sie? sagete ich zu „mir. Warum hat er sie mir doch wohl gegeben? „Hat er mich unvermeidlichen Martern unterwerfen „wollen, ich möchte nun entweder den Leidenschaften widerstehen oder ihnen unterliegen?„

Ich verglich meinen Zustand mit meines Vetters seinem, dessen schädliche Grundsätze mir so vielen Abscheu gemacht hatten. „Er läßt seinen „Begierden freyen Lauf, sagete ich zu mir; sein „Haus ist der Sammelplatz aller Vergnügungen; „sein Gesicht ist allezeit heiter, und sein Herz scheint „von Sorgen und Unruhen frey zu seyn. Er sa„get, er sey glücklich; welches ist nun die Macht

Jahre von diesem Leben verloren. So gut auch seine Gesundheit gewesen seyn mag, so werden doch alle die Augenblicke, worinnen er etwas gelitten hat, wenn man sie zusammen nimmt, wohl zwölf Jahre ausmachen; und da hat man denn schon funfzig. Sie können nicht leugnen, meine liebe Gut, daß es nicht allerhand Unruhen, allerhand Verdrüßlichkeiten in dem Leben gebe. Ich halte dafür, es habe der freyeste, der glücklichste Mensch wenigstens zwo Stunden des Tages, eines in das andere gerechnet, worinnen er sich anders beschäfftiget, als er es wohl wünschete. Dieses machet acht Jahre, die in der Unruhe zugebracht werden; welches denn schon acht und funfzig Jahre sind. Setzen Sie die sechs oder auch nur vier ersten Jahre seines Lebens hinzu, so werden solches zwey und sechzig ausmachen. So wenig gefräßig man auch ist, so ist es doch eine höchstverdrüßliche Sache, daß man verbunden ist, vielmal in einem Tage von neuem zu essen. Man brauchet dazu wenigstens zwo Stunden; das sind wiederum acht verlorene Jahre, welche zusammen siebenzig ausmachen. Auf diese Art würde also ein Mensch, welcher hundert Jahre am allerglücklichsten in der Welt gelebet hätte, nur dreyßig Jahre gehabt haben, die er nach seinem Sinne hätte anwenden können. Was soll man sagen, wenn er selbst oder die Personen, an die er einigen Antheil genommen, Krankheiten oder Unglücksfälle gehabt hätten?

Madem. Gut.

Was haben Sie darauf zu antworten, meine Fräulein? Denken Sie nicht, die Jungfer Landmänninn habe wohl Recht?

Frl. Lucia.

Nein, meine liebe Gut. Ich bitte Sie um Verzeihung, daß ich mir die Freyheit nehmen will, ihr zu widersprechen. Man verderbet oder verliert seine Zeit nicht, wenn man ißt, wenn man schläft, wenn man seine Geschäffte verrichtet, und so gar wenn man leidet. Dieß sind Pflichten, welche uns die Vorsehung auferleget hat, daß wir sie erfüllen sollen; und es muß uns nicht verdrüßlich fallen, unsere Pflichten zu erfüllen, und wenn sie auch noch so beschwerlich wären. Ich finde, der Gedanken, ich gehorche Gotte, ich vollbringe seinen heiligen Willen, ist vermögend, uns in den allerunschmackhaftesten Beschäfftigungen ein Vergnügen schmecken zu lassen.

Madem. Gut.

Die Jungfer Landmänninn hat als eine heydnische Philosophinn und das Fräulein Lucia als eine christliche einen Ausspruch gethan. Behalten Sie es wohl, mein Schatz, das Leben ist ein Geschenk des Schöpfers, und es ist eine Undankbarkeit, wenn wir solches mit Ekel oder auch nur mit Gleichgültigkeit annehmen. Wenn wir bedächten, daß es uns in der Absicht gegeben worden, den Himmel zu erwerben: so würden uns alle Augenblicke desselben kostbar zu seyn scheinen. Diese

Gleichgültigkeit gegen das Leben, welche auf den ersten Anblick lobenswürdig zu seyn scheint, ist im Grunde also gar nicht lobenswürdig. Man muß des Lebens mit Vergnügen genießen, weil es uns Gott gegeben hat. Alsdann aber hängt man nicht anders an demselben, als bloß weil es von ihm kömmt; und man verläßt es daher auch ohne Widerwillen, wenn er es für dienlich erachtet, uns dessen zu berauben.

Fräul. Charlotte.

Sie haben uns eine Ursache angegeben, welche uns beweist, die Mäßigkeit verlängere das Leben. Giebt es noch andere Beweise von dieser Wahrheit?

Madem. Gut.

Ja, mein Schatz: ich befürchte aber, es möchten diesen Fräulein Zeit und Weile dabey lang werden, wenn ich so lange aus der Naturlehre rede.

Fräul. Heftig.

Ich bin die kleinste in der Gesellschaft, und ich muß am wenigsten Verstand haben. Indessen werden mir doch nicht Zeit und Weile dabey lang; folglich müssen auch die andern keine lange Weile dabey haben.

Madem. Gut.

Wie nun, Fräulein Heftig? Sie reden schon auf geometrische Art? Sie setzen einen Grundsatz; Sie ziehen eine Folge daraus: Sie werden eine vortreffliche Fertigkeit darinnen bekommen.

Fräul. Heftig.

Das ist sehr lustig, meine liebe Gut; ich habe alles das gethan, ohne daß ich es gewußt habe. Haben Sie doch die Gütigkeit und erklären mir das, was ich gethan habe.

Madem. Gut.

Sie setzen anfänglich voraus, eine verständige Person könne keine lange Weile haben, wenn sie etwas lerne; und diese Voraussetzung ist richtig. Sie nehmen darauf an, der Verstand müsse den Jahren gemäß seyn. Das ist nicht allezeit wahr, aber kurz, es sollte doch so seyn. Auf diese beyden Voraussetzungen gründen Sie Ihren Satz: Ich bin die jüngste, ich muß also am wenigsten Verstand haben. Dieß ist die Folge aus Ihrer Voraussetzung, welche der Grundsatz von einer andern Folge wird, die diese ist: Mir werden nicht Zeit und Weile dabey lang, da ich nicht weniger Verstand habe, als die andern; die andern, welche mehr Verstand besitzen, als ich, müssen also auch keine lange Weile dabey haben: denn es ist wahr, der Verstand verhindert, daß einem die Zeit nicht lang wird, wenn man etwas lernet.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Ich habe also bis hieher gar keinen Verstand gehabt; denn diese schönen Sachen haben mir allezeit viele lange Weile gemacht; ich fange denn also jetzt an, Verstand zu bekommen; denn sie fangen an, mir die Zeit zu vertreiben.

Madem. Gut.

Recht vortrefflich, meine Fräulein. Wenn wir in diesem Tone fortfahren, so wird es sehr schwer seyn, Sie in Zukunft zu hintergehen. Weil Ihnen dieses, nach dem Grundsatze, den das Fräulein von Heftig gesetzet hat, die Zeit vertreiben muß, meine Fräulein: so will ich Ihnen noch einen andern physischen Beweis geben, daß die Mäßigkeit das Leben verlängere.

Bemerken Sie, meine Fräulein, daß Sie alle Tage größer werden: Sie werden nicht allein größer, sondern Sie werden auch dicker. Ihre Knochen werden stärker und länger; und dieß wird alle Tage zunehmen bis auf eine gewisse Zeit. Ihre kleinen Aermchen, welche jetzo so schwach sind, Fräulein Heftig, werden mit den Jahren gute starke Aerme werden, wie meine. Sie wissen also, dieses Wachsthum kömmt von der Nahrung, die Sie zu sich nehmen. Alles, was Sie essen und trinken, geht, nach einigen Vorbereitungen, die in dem Munde geschehen, hinunter in den Magen.

Jgfr. Schönichinn.

Und was sind das für Vorbereitungen? Haben Sie doch die Güte und sagen es.

Madem. Gut.

Sie essen vielmals des Tages, meine Kinder, und haben doch wohl noch nicht einmal über die Menge von Geräthe nachgedacht, womit die Vorsehung Sie versehen hat, daß Sie sich ernähren können. Anfänglich hat sie Ihnen zweyerley

Zähne

Zähne gegeben; die einen sind wie Messer gemacht, und die andern wie Mörser. Glauben Sie ja nicht, daß sie solches nur von ungefähr gethan hat. Sie braucheten Schneidezähne, das ist scharfe Zähne, damit Sie Ihre Nahrung oder Speise erstlich in grobe Stücke zertheilen könnten. Hätten Sie aber nur diese Zähne allein gehabt, so würden Sie sehr verlegen gewesen seyn. Diese groben Stücke würden nicht durch Ihre Kehle haben gehen können, und Sie würden in Gefahr gewesen seyn, zu erwürgen. Wenn sie über dieses so grob in Ihren Magen kämen, so würden Sie eine gar zu große Menge Feuer aufgewandt haben, dieselben zu kochen. Dieser Unbequemlichkeit vorzubeugen, hat Ihnen Gott die Backenzähne gegeben, das ist diejenigen, die wie Mörser gemacht sind, welche Ihre Speisen zermalmen und zu Pulver stoßen. Merken Sie aber hierbey an, meine Fräulein, wenn dieses Pulver trocken wäre, so würde es Sie auch noch erwürgen, wenn Sie es hinunter schlucketen. Damit Sie solches nun desto leichter thun könnten, so mußte dieses Pulver mit Wasser durchknetet werden; und da wird es ein klarer und weicher Teig. Zu diesem Ende hat Ihnen Gott viele Wasserbehälter in den Mund gesetzet. Dieses Wasser ist in denen Drüsen eingeschlossen, die man Speicheldrüsen nennet. Es ist salzig und dienet nicht allein, einen Teig aus Ihren Speisen zu machen, sondern sie auch aufzulösen und zur Gährung zu bringen.

Jgfr. Sophia.

Was will das sagen, unsere Speisen auflösen?

Madem. Gut.

Von demjenigen, was wir essen, sind nicht alle Theile geschickt, uns zu ernähren; und unsere Speisen würden diese Wirkung nicht hervorbringen, wenn wir sie so verschlucketen, wie sie sind. Verschlucken Sie einmal Nüsse, ohne sie zu kauen, Erbsen und viele andere Dinge: Sie werden sie so ganz wieder von sich geben, wie Sie solche zu sich genommen haben. Es hat nicht die geringste Nahrung für Sie davon kommen können; denn Ihr Magen hat nicht Hitze genug gehabt, sie zu zerquetschen, zur Gährung zu bringen, und diejenigen Theile, die sie bey sich behalten sollen, von denjenigen abzusondern, die Sie wieder von sich geben müssen, weil sie Ihnen nichts nütze sind. Der Speichel fängt dieses Werk an, welches in dem Magen vollendet wird. Damit Sie aber Ihre Speise zum Teige machen, so haben Sie nöthig, daß Sie solche vielmal in Ihrem Munde hin und wieder kehren; und wenn sie wohl zubereitet ist, so muß sie nach der Kehle gebracht werden. Damit dieses Werk geschehen könne, so hat Ihnen Gott eine Schaufel gegeben; und das ist die Zunge. Dieß ist noch nicht alles. Ihre Nahrung würde an dem Eingange der Kehle stecken bleiben, wenn sie nicht abgeholet würde. Es findet sich daselbst ein Mäuslein, welchem diese Verrichtung aufgetragen ist, und welches eine Bewe-

gung

gung machet, die es hinunter steigen läßt. Auf dem Wege, welche die Nahrung nimmt, ist ein übeler Schritt, den sie zu vermeiden hat. Sie muß sich darinnen nicht irren; denn sonst würde Ihr Leben in Gefahr seyn.

Bemerken Sie es, meine Fräulein, alle Augenblicke machen Sie zwo Bewegungen, welche zur Erhaltung Ihres Lebens so nöthig sind, daß Sie den Augenblick sterben müßten, wenn Sie aufhöreten, solche zu machen. Anfänglich schöpfen Sie Luft, welche in Ihre Lungen geht, sie zu erfrischen; und darauf hauchen Sie die alte Luft aus, die in Ihren Lungen war. Zu dieser aus und eingehenden Luft ist ein eigener Gang oder eine Röhre; und wenn etwas in diesen Gang hinein käme und der Luft den Weg versperrete, so müßte man sterben.

Fräul. Maria

Das ist mir eben neulich bey dem Essen begegnet. Ich trank gar zu geschwind; auf einmal vergieng mir der Athem; ich wurde ganz kirschbraun, und ich glaubete, ich würde sterben. Ohne Zweifel war Wasser in die Luftröhre gekommen. Sie muß doch recht nahe bey dem Wege seyn, wodurch die Nahrung gehen muß; und wenn das ist, so verwundere ich mich, wie wir essen können, ohne daß wir ersticken.

Madem. Gut.

Diesem Zufalle hat Gott vorgebeuget. Dieser Gang oder diese Luftröhre hat eine kleine Thüre, wel-

welche die Luft alle Augenblicke auf- und zumachen läßt; und diese Thüre wird zugemacht, wenn wir Nahrung zu uns nehmen oder vielmehr hinterschlingen. Vermittelst dieser Thüre haben unsere Speisen eine gute Reise und kommen glücklich in den Magen, welcher die Küche des Hauses ist. Daselbst finden sie ein gutes Feuer, welches sie vollends kochet und zu einer Art von zähem Safte machet. Gleichwohl wird nicht die ganze Nahrung also verändert, sondern nur diejenigen Theile, welche geschickt sind, sich mit den Theilen unsers Körpers zu vereinigen. Das Uebrige, was zu nichts taugt, fällt in unsere Gedärme und geht hernach fort, nachdem es gleichwohl erst einen großen Weg gethan hat.

Fräul. Luise.

Wie können Sie sagen, meine liebe Gut, die Nahrung thue einen großen Weg, ehe sie wieder fortgeht? Mich dünket, er sey recht kurz.

Madem. Gut.

Die Personen von einer ordentlichen Größe haben gemeiniglich dreyßig Stab Gedärme in dem Leibe. Durch diese Gedärme muß das Ueberflüßige von der Nahrung hindurchgehen; urtheilen Sie nun, ob der Weg kurz ist. Wenn man das Inwendige des menschlichen Körpers untersuchet, so kann man kaum begreifen, wie er eine so große Menge verschiedener Werkzeuge enthalten könne: es ist aber alles so wohl geordnet, daß ein jedes seinen Platz daselbst findet.

Fräul. Heftig.

Sie reden von dem allen, als wenn Sie es gesehen hätten, meine liebe Gut.

Madem. Gut.

Ich habe es auch gesehen und sehr aufmerksam untersuchet, mein Schatz.

Frl. Luise.

Sie machen, daß mir die Haut schaudert, wenn ich nur daran denke; und wozu kann Ihnen doch wohl der Anblick einer so erschrecklichen Sache dienen? Ich bitte Sie darum.

Madem. Gut.

Fragen Sie das Fräulein Verständig, wozu ihm das gedienet hat. Sie war bey mir, als ich diese Untersuchung anstellete.

Fräul. Verständig.

Ich wollte um vieles in der Welt nicht, daß ich dieses nicht gesehen hätte. Ich gestehe Ihnen aber gleichwohl, meine Fräulein, daß mich anfangs davor geschaudert, und daß es mir einen großen Abscheu verursachet hat; denn ich habe viel Liebe gegen mich selbst. Ich konnte ohne Grauen nicht daran denken, daß ich dereinst zu diesem abscheulichen Zustande gebracht seyn würde. Kurz, ich fassete nach und nach Herz, und ich untersuchete diesen schönen Bau. Was für Triebfedern! Kann man ihn wohl ansehen, und die Weisheit seines Werkmeisters dabey nicht bewundern? Alle Menschen in der Welt möchten sich

vereinigen, mich zu bereden, der Leib des Menschen sey das Werk eines Ungefährs; man würde es doch nicht dahin bringen, daß ich es glaubete. Ich bewunderte darauf, wie wir noch Eitelkeit haben könnten. Ich sah das mit einer verschrumpften Haut bedeckete Gesicht an; und darauf besah ich mich in einem Spiegel und sagete zu mir selbst: Sey nur recht sorgfältig, diesen Kopf zu putzen; betrachte dieses Gesicht mit Vergnügen; wünsche, daß man dich lobe; du wirst in Kurzem recht liebenswürdig werden. Ich machete noch eine andere Betrachtung, die mir meine liebe Gut eingab. Wenn man die Werkzeuge, die in unserm Körper sind, und ihre Zartheit betrachtet, so begreift man nicht, wie man nur vier und zwanzig Stunden leben könne. Ist die Schöpfung ein Wunder, so ist die Erhaltung ein noch viel größeres Wunder; und es ist leicht zu begreifen, daß Gott auf eine ganz besondere Art über uns wachet, damit nicht alle Augenblicke einige von unsern Triebfedern stocken. Es ist alles viel zärter, als in einer Uhr; und indessen wissen Sie doch, meine Fräulein, wie leicht es ist, die in Unordnung zu bringen.

Fräul. Luise.

Ich gestehe es, ich würde mir niemals eingebildet haben, daß man so viel Nutzen aus einem so traurigen Anblicke schöpfen könnte; und ungeachtet der natürlichen Abneigung, die ich dawider empfinde, glaube ich doch, es würde mir lieb seyn, wenn ich es sehen könnte.

Madem.

Madem. Gut.

Sie können sich einen Theil dieser Abneigung ersparen. Man hat die ganze Zergliederung eines menschlichen Körpers in Wachse oder auch Elfenbeine, wo die Figuren vollkommen eben so sind, als in unserm Körper. Wir wollen aber sehen, was aus unsern Speisen wird.

Dieser zähe Saft, worein sie verwandelt worden, nimmt verschiedene Wege. Ein Theil geht in die Adern, damit er das Blut hervor bringe. Es ist anfangs weiß und nimmt die rothe Farbe nur unterwegens an, indem es durch einen gewissen Ort durchgeht, wovon ich den Namen vergessen habe. Das Uebrige vertheilet sich weislich in die andern Theile des Leibes, und es findet sich nicht der geringste darunter, welcher nicht seinen Antheil davon bekomme. Die Knochen, die Mäuslein, die Sehnen, die Spannadern, alles empfängt den Theil, der ihnen nöthig ist.

Man muß anmerken, meine Fräulein, daß alle diese Theile, die ich Ihnen genannt habe, hohl sind. Haben Sie niemals gesehen, daß man auf der Straße das Pflaster aufgerissen hat? Sie haben da müssen große Stücken Holz oder Bäume in der Eede liegen sehen, die in der Mitten hohl sind. Man nennet sie Röhren, und das Wasser geht dadurch, welches in alle unsere Häuser kömmt. Eben so verhält es sich auch in unserm Körper. Unsere Knochen, unsere Nerven, unsere Mäuslein, unsere Fibern sind große und kleine hohle Stämme oder Röhren, wodurch unaufhör-

hörlich ein mehr oder weniger dicker Saft fließt. In der Jugend sind alle diese Theile überaus weich und zart und können sich folglich erweitern und ausdehnen. Die Theile von der Nahrung legen sich also darinnen an und finden das Mittel, sich Platz machen zu lassen. Durch das starke Drücken derer Theile aber, wo sie sich anlegen, verhärten sie dieselben, so daß sich solche nicht weiter ausdehnen können, und alsdann werden wir nicht mehr größer.

Fräul. Luise.

Allein, dem ungeachtet fahren wir doch immer fort, zu essen. Was wird alsdann aus der Nahrung, die sich nicht mehr in diesen Theilen anlegen und uns größer und stärker machen kann?

Madem. Gut.

Wenn wir nicht mehr von außen wachsen, so wachsen wir von innen. Unsere Adern, wodurch das Blut geht, unsere Nerven, wodurch die Lebensgeister fließen, die uns die Bewegung geben, alle diese Theile werden nach und nach angefüllet und verstopfet; und wenn sie ganz verstopfet sind, so entstehen die entsetzlichsten Zufälle daraus. Werden die Adern verstopfet und kann das Blut nicht mehr durchlaufen, so bekömmt man einen Schlagfluß und stirbt. Sind es die Nerven an der Hand, dem Arme oder Beine, so wird man an diesen Theilen gelähmet, das ist, diese Glieder bleiben ohne Bewegung und als wenn sie abgestorben wären.

Sie sehen daraus, meine Fräulein, daß die Gefräßigen nothwendig viel eher sterben müssen, als die andern; weil sie eine viel größere Menge Nahrung in diese Theile hineinschicken, welche hohl bleiben sollen, und die dadurch desto geschwinder angefüllet werden, je mehr Sachen man hinein stopfet.

Begreifen Sie jetzo wohl, wie sehr die Gefräßigkeit unsere Tage verkürzet und Krankheiten verursachet? Begreifen Sie wohl, wie vortheilhaft es ist, wenn man sich von Jugend auf gewöhnet, mäßig zu leben?

Jungfer Miekchen.

Ich begreife es so gut, daß ich mich von der bösen Gewohnheit, alle Augenblicke zu essen, bessern will. Ich nehme mir auch vor, ich will mein Feuer schonen, und ihm nicht mehr eine so große Menge Fleisch zu kochen geben; denn ich gestehe es Ihnen, meine liebe Gut, ich esse gern eitel und mehr Fleisch, als Brodt.

Madem. Gut.

Sie haben gute Ursachen, zu versprechen, daß Sie nicht mehr so viel Fleisch essen wollen. Wenn jedermann eben den Entschluß fassete, so würde man nicht so viel scorbutische Personen sehen. Diese Krankheit ist da, wo man weniger Fleisch, als Brodt, ißt, viel seltener.

Fräul. Lucia.

Ich versichere Sie, meine liebe Gut, ich habe niemals etwas gehöret, was mir so viel Vergnü-

gen

gen gemacht hätte. Was für Wunder gehen doch in uns vor, ohne daß wir darauf Acht haben!

Madem. Gut.

Wir haben heute von dieser Materie genug geredet. Jungfer Miekchen, sagen Sie uns nun Ihre Historie.

Jungfer Miekchen.

Der König Nebucadnezar ließ ein sehr großes goldenes Bild machen und auf eine schöne Wiese stellen. Es mußten alle Fürsten, vornehme und große Herren, Räthe und Amtleute, kurz, alle obrigkeitliche Personen in dem ganzen Lande dabey zusammen kommen und gegen über treten. Darauf ließ er öffentlich ausrufen: Wenn sie die Trompeten, Posaunen und andere Musik würden erschallen hören, so sollten sie alle niederfallen und das goldene Bild anbethen: wer das aber nicht thun würde, der sollte sogleich in einen glühenden feurigen Ofen geworfen werden. Sie thaten es auch alle zusammen bis auf die drey jungen Leute, die mit Danieln waren erzogen worden; die wollten das Bild nicht anbethen. Das war für die Chaldäer oder die vermeynten Gelehrten dieses Landes, die ihnen nicht gut waren, weil der König sie für viel klüger und verständiger hielt, eine gute Gelegenheit, sie in Ungnade zu bringen und zu stürzen. Sie verklageten sie also bey dem Könige, daß sie so frevelhaft wären und nicht thun wollten, was er beföhle. Darüber wurde Nebucadnezar sehr ungnä-

ungnädig und ließ sie vor sich bringen. Er frage-
te sie, warum sie seinem Befehle nicht gehorcheten?
Sie sollten es gleich thun, oder er wollte sie den
Augenblick in den feurigen Ofen werfen lassen; er
möchte doch sehen, wer der Gott wäre, der sie aus
seiner Hand erretten würde. Sie antworteten ihn
darauf mit einer ehrerbiethigen Standhaftigkeit:
Der Gott, den sie verehreten, könnte sie leicht aus
dem feurigen Ofen, und aus seinen Händen erret-
ten: wenn er es aber auch nicht thäte, so könnten
sie doch keine andere Götter verehren, noch das gol-
dene Bild anbethen. So gleich befahl Nebucad-
nezar, in vollem Grimme wider diese frommen
Männer, man sollte den Ofen noch siebenmal heis-
ser machen, als sonst, und sie mit allen ihren Klei-
dern gebunden hinein werfen. Das geschah den
Augenblick; und man warf Pech, Schwefel, Werg
und dürre Reiser hinzu, daß die Flamme wohl auf
funfzig Ellen hoch oben heraus loderte. So ent-
setzlich groß war das Feuer; und es verbrannte
auch viele von denen vor dem Ofen, welche die drey
Männer hinein warfen. Aber diesen Männern
selbst that es nichts. Sie giengen ganz geruhig
und gelassen in den Flammen herum, als wenn sie
in einem Garten spazierеten, und die Flammen
schlugen überall von ihnen weg. Nebucadnezar
sah es selbst und entsetzete sich darüber so gewaltig,
daß er auffuhr und zu seinen Räthen sagete: Was
ist das? Haben wir nicht nur drey Leute in das
Feuer werfen lassen? Ich sehe aber viere darin-
nen unversehret herum gehen; und der vierte sieht

aus,

aus, als wenn er ein Sohn der Götter wäre. Gott hatte auch wirklich einen Engel zu ihnen in den Ofen geschicket, der es darinnen ganz kühl machete, und die Flamme hinausstieß, daß sie diese Männer nicht berührete. Sie sangen einen schönen Lobgesang in dem Feuer; und Nebucadnezar gieng hin vor das Loch des glühenden Ofens und rief sie mit Namen, sie sollten heraus zu ihm kommen. Da giengen sie alle drey heraus; und es war an ihnen kein Haar versenget und kein Fäschen versehret; ja, man konnte auch nicht einmal einen Brand an ihnen riechen. Als Nebucadnezar dieses Wunder sah, so erhob er seine Stimme und sagete: Gelobet sey der Gott dieser jungen Leute, der sie errettet hat, weil sie ihm vertraueten und ihm mehr gehorcheten, als dem Könige, und lieber ihr Leben hingeben, als einen andern Gott verehren und anbethen wollten. Ich befehle hiermit, wer sich untersteht, er sey wer es wolle, und ihren Gott lästert, der soll umkommen, und sein Haus soll zerstöhret werden; denn es ist kein anderer Gott, der also erretten kann, als dieser. Darauf gab er diesen Männern große Gewalt und Bedienungen, und war überzeuget, daß diejenigen, welche lieber umkommen, als Gotte untreu seyn wollen, nicht vermögend sind, ihren König zu verrathen.

Madem. Gut.

Bedenken Sie das, mein Fräulein. Es ist nur gar zu gewöhnlich, daß man große Herren recht-

rechtschaffene Leute verachten sieht. Wenn sie aber einige Geschäffte von Wichtigkeit auszurichten haben, welche Treue erfordern, so befürchten Sie nur nicht, daß sie solche ihren Mitgenossen in ihren Bosheiten und Lastern anvertrauen werden. Sie nehmen sich wohl davor in Acht, wenn sie gesunde Vernunft haben. Sie hegen weder Hochachtung noch Vertrauen gegen sie. Sie suchen die rechtschaffenen Leute bey dieser Gelegenheit; weil sie wohl wissen, daß, wenn sie solchen gleich übel begegnet sind, dieses doch nicht vermögend seyn wird, ihre Treue zu verändern. — Fräulein Verständig, sagen Sie uns doch etwas von dem nordlichen America, wenn es Ihnen beliebet.

Fräul. Verständig.

Man theilet es in neun Theile. Diese sind Mexico, Neu-Frankreich, Florida, Neu-England, Californien, das Land der Cristinaux, die Landschaft Anian, die Landschaft Quivira, und Neu-Albion. Es gehen drey große Flüsse durch Nordamerica, und das sind der Missisippi, der St. Lorenzfluß, und der Fluß del Norte. Es giebt aber darinnen noch eine große Menge anderer, die nicht so beträchtlich sind. Außer denselben ist auch eine große Anzahl Seen darinnen, welche unter diesen Namen bekannt sind: Der Michivansee, oder das süße Meer; der obere See, der Huronensee, der Eriesee, der Ontariosee, welchen die Franzosen Frontenac nennen, und viele andere.

Jgfr. Sophia.

Was will das sagen, unsere Speisen auflösen?

Madem. Gut.

Von demjenigen, was wir essen, sind nicht alle Theile geschickt, uns zu ernähren; und unsere Speisen würden diese Wirkung nicht hervorbringen, wenn wir sie so verschlucketen, wie sie sind. Verschlucken Sie einmal Nüsse, ohne sie zu kauen, Erbsen und viele andere Dinge: Sie werden sie so ganz wieder von sich geben, wie Sie solche zu sich genommen haben. Es hat nicht die geringste Nahrung für Sie davon kommen können; denn Ihr Magen hat nicht Hitze genug gehabt, sie zu zerquetschen, zur Gährung zu bringen, und diejenigen Theile, die sie bey sich behalten sollen, von denjenigen abzusondern, die Sie wieder von sich geben müssen, weil sie Ihnen nichts nütze sind. Der Speichel fängt dieses Werk an, welches in dem Magen vollendet wird. Damit Sie aber Ihre Speise zum Teige machen, so haben Sie nöthig, daß Sie solche vielmal in Ihrem Munde hin und wieder kehren; und wenn sie wohl zubereitet ist, so muß sie nach der Kehle gebracht werden. Damit dieses Werk geschehen könne, so hat Ihnen Gott eine Schaufel gegeben; und das ist die Zunge. Dieß ist noch nicht alles. Ihre Nahrung würde an dem Eingange der Kehle stecken bleiben, wenn sie nicht abgeholet würde. Es findet sich daselbst ein Mäuslein, welchem diese Verrichtung aufgetragen ist, und welches eine Bewe-

gung

gung machet, die es hinunter steigen läßt. Auf dem Wege, welche die Nahrung nimmt, ist ein übeler Schritt, den sie zu vermeiden hat. Sie muß sich darinnen nicht irren; denn sonst würde Ihr Leben in Gefahr seyn.

Bemerken Sie es, meine Fräulein, alle Augenblicke machen Sie zwo Bewegungen, welche zur Erhaltung Ihres Lebens so nöthig sind, daß Sie den Augenblick sterben müßten, wenn Sie aufhöreten, solche zu machen. Anfänglich schöpfen Sie Luft, welche in Ihre Lungen geht, sie zu erfrischen; und darauf hauchen Sie die alte Luft aus, die in Ihren Lungen war. Zu dieser aus und eingehenden Luft ist ein eigener Gang oder eine Röhre; und wenn etwas in diesen Gang hinein käme und der Luft den Weg versperrete, so müßte man sterben.

Fräul. Maria

Das ist mir eben neulich bey dem Essen begegnet. Ich trank gar zu geschwind; auf einmal vergieng mir der Athem; ich wurde ganz kirschbraun, und ich glaubete, ich würde sterben. Ohne Zweifel war Wasser in die Luftröhre gekommen. Sie muß doch recht nahe bey dem Wege seyn, wodurch die Nahrung gehen muß; und wenn das ist, so verwundere ich mich, wie wir essen können, ohne daß wir ersticken.

Madem. Gut.

Diesem Zufalle hat Gott vorgebeuget. Dieser Gang oder diese Luftröhre hat eine kleine Thüre, wel-

welche die Luft alle Augenblicke auf- und zumachen läßt; und diese Thüre wird zugemacht, wenn wir Nahrung zu uns nehmen oder vielmehr hinterschlingen. Vermittelst dieser Thüre haben unsere Speisen eine gute Reise und kommen glücklich in den Magen, welcher die Küche des Hauses ist. Daselbst finden sie ein gutes Feuer, welches sie vollends kochet und zu einer Art von zähem Safte machet. Gleichwohl wird nicht die ganze Nahrung also verändert, sondern nur diejenigen Theile, welche geschickt sind, sich mit den Theilen unsers Körpers zu vereinigen. Das Uebrige, was zu nichts tauget, fällt in unsere Gedärme und geht hernach fort, nachdem es gleichwohl erst einen großen Weg gethan hat.

Fräul. Luise.

Wie können Sie sagen, meine liebe Gut, die Nahrung thue einen großen Weg, ehe sie wieder fortgeht? Mich dünket, er sey recht kurz.

Madem. Gut.

Die Personen von einer ordentlichen Größe haben gemeiniglich dreyßig Stab Gedärme in dem Leibe. Durch diese Gedärme muß das Ueberflüßige von der Nahrung hindurchgehen; urtheilen Sie nun, ob der Weg kurz ist. Wenn man das Inwendige des menschlichen Körpers untersuchet, so kann man kaum begreifen, wie er eine so große Menge verschiedener Werkzeuge enthalten könne: es ist aber alles so wohl geordnet, daß ein jedes seinen Platz daselbst findet.

Fräul. Heftig.

Sie reden von dem allen, als wenn Sie es gesehen hätten, meine liebe Gut.

Madem. Gut.

Ich habe es auch gesehen und sehr aufmerksam untersuchet, mein Schatz.

Frl. Luise.

Sie machen, daß mir die Haut schaudert, wenn ich nur daran denke; und wozu kann Ihnen doch wohl der Anblick einer so erschrecklichen Sache dienen? Ich bitte Sie darum.

Madem. Gut.

Fragen Sie das Fräulein Verständig, wozu ihm das gedienet hat. Sie war bey mir, als ich diese Untersuchung anstellete.

Fräul. Verständig.

Ich wollte um vieles in der Welt nicht, daß ich dieses nicht gesehen hätte. Ich gestehe Ihnen aber gleichwohl, meine Fräulein, daß mich anfangs davor geschaudert, und daß es mir einen großen Abscheu verursachet hat; denn ich habe viel Liebe gegen mich selbst. Ich konnte ohne Grauen nicht daran denken, daß ich dereinst zu diesem abscheulichen Zustande gebracht seyn würde. Kurz, ich fassete nach und nach Herz, und ich untersuchete diesen schönen Bau. Was für Triebfedern! Kann man ihn wohl ansehen, und die Weisheit seines Werkmeisters dabey nicht bewundern? Alle Menschen in der Welt möchten sich

vereinigen, mich zu bereden, der Leib des Menschen sey das Werk eines Ungefährs; man würde es doch nicht dahin bringen, daß ich es glaubete. Ich bewunderte darauf, wie wir noch Eitelkeit haben könnten. Ich sah das mit einer verschrumpften Haut bedeckete Gesicht an; und darauf besah ich mich in einem Spiegel und sagete zu mir selbst: Sey nur recht sorgfältig, diesen Kopf zu putzen; betrachte dieses Gesicht mit Vergnügen; wünsche, daß man dich lobe; du wirst in Kurzem recht liebenswürdig werden. Ich machete noch eine andere Betrachtung, die mir meine liebe Gut eingab. Wenn man die Werkzeuge, die in unserm Körper sind, und ihre Zartheit betrachtet, so begreift man nicht, wie man nur vier und zwanzig Stunden leben könne. Ist die Schöpfung ein Wunder, so ist die Erhaltung ein noch viel größeres Wunder; und es ist leicht zu begreifen, daß Gott auf eine ganz besondere Art über uns wachet, damit nicht alle Augenblicke einige von unsern Triebfedern stocken. Es ist alles viel zärter, als in einer Uhr; und indessen wissen Sie doch, meine Fräulein, wie leicht es ist, die in Unordnung zu bringen.

Fräul. Luise.

Ich gestehe es, ich würde mir niemals eingebildet haben, daß man so viel Nutzen aus einem so traurigen Anblicke schöpfen könnte; und ungeachtet der natürlichen Abneigung, die ich dawider empfinde, glaube ich doch, es würde mir lieb seyn, wenn ich es sehen könnte.

Madem.

Madem. Gut.

Sie können sich einen Theil dieser Abneigung ersparen. Man hat die ganze Zergliederung eines menschlichen Körpers in Wachse oder auch Elfenbeine, wo die Figuren vollkommen eben so sind, als in unserm Körper. Wir wollen aber sehen, was aus unsern Speisen wird.

Dieser zähe Saft, worein sie verwandelt worden, nimmt verschiedene Wege. Ein Theil geht in die Adern, damit er das Blut hervor bringe. Es ist anfangs weiß und nimmt die rothe Farbe nur unterwegens an, indem es durch einen gewissen Ort durchgeht, wovon ich den Namen vergessen habe. Das Uebrige vertheilet sich weislich in die andern Theile des Leibes, und es findet sich nicht der geringste darunter, welcher nicht seinen Antheil davon bekomme. Die Knochen, die Mäuslein, die Sehnen, die Spannadern, alles empfängt den Theil, der ihnen nöthig ist.

Man muß anmerken, meine Fräulein, daß alle diese Theile, die ich Ihnen genannt habe, hohl sind. Haben Sie niemals gesehen, daß man auf der Straße das Pflaster aufgerissen hat? Sie haben da müssen große Stücken Holz oder Bäume in der Eede liegen sehen, die in der Mitten hohl sind. Man nennet sie Röhren, und das Wasser geht dadurch, welches in alle unsere Häuser kömmt. Eben so verhält es sich auch in unserm Körper. Unsere Knochen, unsere Nerven, unsere Mäuslein, unsere Fibern sind große und kleine hohle Stämme oder Röhren, wodurch unaufhör-

hörlich ein mehr oder weniger dicker Saft fließt. In der Jugend sind alle diese Theile überaus weich und zart und können sich folglich erweitern und ausdehnen. Die Theile von der Nahrung legen sich also darinnen an und finden das Mittel, sich Platz machen zu lassen. Durch das starke Drücken derer Theile aber, wo sie sich anlegen, verhärten sie dieselben, so daß sich solche nicht weiter ausdehnen können, und alsdann werden wir nicht mehr größer.

Fräul. Luise.

Allein, dem ungeachtet fahren wir doch immer fort, zu essen. Was wird alsdann aus der Nahrung, die sich nicht mehr in diesen Theilen anlegen und uns größer und stärker machen kann?

Madem. Gut.

Wenn wir nicht mehr von außen wachsen, so wachsen wir von innen. Unsere Adern, wodurch das Blut geht, unsere Nerven, wodurch die Lebensgeister fließen, die uns die Bewegung geben, alle diese Theile werden nach und nach angefüllet und verstopfet; und wenn sie ganz verstopfet sind, so entstehen die entsetzlichsten Zufälle daraus. Werden die Adern verstopfet und kann das Blut nicht mehr durchlaufen, so bekömmt man einen Schlagfluß und stirbt. Sind es die Nerven an der Hand, dem Arme oder Beine, so wird man an diesen Theilen gelähmet, das ist, diese Glieder bleiben ohne Bewegung und als wenn sie abgestorben wären.

Sie

Sie sehen daraus, meine Fräulein, daß die Gefräßigen nothwendig viel eher sterben müssen, als die andern; weil sie eine viel größere Menge Nahrung in diese Theile hineinschicken, welche hohl bleiben sollen, und die dadurch desto geschwinder angefüllet werden, je mehr Sachen man hinein stopfet.

Begreifen Sie jetzo wohl, wie sehr die Gefräßigkeit unsere Tage verkürzet und Krankheiten verursachet? Begreifen Sie wohl, wie vortheilhaft es ist, wenn man sich von Jugend auf gewöhnet, mäßig zu leben?

Jungfer Miekchen.

Ich begreife es so gut, daß ich mich von der bösen Gewohnheit, alle Augenblicke zu essen, bessern will. Ich nehme mir auch vor, ich will mein Feuer schonen, und ihm nicht mehr eine so große Menge Fleisch zu kochen geben; denn ich gestehe es Ihnen, meine liebe Gut, ich esse gern eitel und mehr Fleisch, als Brodt.

Madem. Gut.

Sie haben gute Ursachen, zu versprechen, daß Sie nicht mehr so viel Fleisch essen wollen. Wenn jedermann eben den Entschluß fassete, so würde man nicht so viel scorbutische Personen sehen. Diese Krankheit ist da, wo man weniger Fleisch, als Brodt, ißt, viel seltener.

Fräul. Lucia.

Ich versichere Sie, meine liebe Gut, ich habe niemals etwas gehöret, was mir so viel Vergnü-

gen

gen gemacht hätte. Was für Wunder gehen doch in uns vor, ohne daß wir darauf Acht haben!

Madem. Gut.

Wir haben heute von dieser Materie genug geredet. Jungfer Miekchen, sagen Sie uns nun Ihre Historie.

Jungfer Miekchen.

Der König Nebucadnezar ließ ein sehr großes goldenes Bild machen und auf eine schöne Wiese stellen. Es mußten alle Fürsten, vornehme und große Herren, Räthe und Amtleute, kurz, alle obrigkeitliche Personen in dem ganzen Lande dabey zusammen kommen und gegen über treten. Darauf ließ er öffentlich ausrufen: Wenn sie die Trompeten, Posaunen und andere Musik würden erschallen hören, so sollten sie alle niederfallen und das goldene Bild anbethen: wer das aber nicht thun würde, der sollte sogleich in einen glühenden feurigen Ofen geworfen werden. Sie thaten es auch alle zusammen bis auf die drey jungen Leute, die mit Danieln waren erzogen worden; die wollten das Bild nicht anbethen. Das war für die Chaldäer oder die vermeynten Gelehrten dieses Landes, die ihnen nicht gut waren, weil der König sie für viel klüger und verständiger hielt, eine gute Gelegenheit, sie in Ungnade zu bringen und zu stürzen. Sie verklageten sie also bey dem Könige, daß sie so frevelhaft wären und nicht thun wollten, was er beföhle. Darüber wurde Nebucadnezar sehr

ungnä-

ungnädig und ließ sie vor sich bringen. Er fragete sie, warum sie seinem Befehle nicht gehorcheten? Sie sollten es gleich thun, oder er wollte sie den Augenblick in den feurigen Ofen werfen lassen; er möchte doch sehen, wer der Gott wäre, der sie aus seiner Hand erretten würde. Sie antworteten ihm darauf mit einer ehrerbiethigen Standhaftigkeit: Der Gott, den sie verehreten, könnte sie leicht aus dem feurigen Ofen, und aus seinen Händen erretten: wenn er es aber auch nicht thäte, so könnten sie doch keine andere Götter verehren, noch das goldene Bild anbethen. So gleich befahl Nebucadnezar, in vollem Grimme wider diese frommen Männer, man sollte den Ofen noch siebenmal heisser machen, als sonst, und sie mit allen ihren Kleidern gebunden hinein werfen. Das geschah den Augenblick; und man warf Pech, Schwefel, Werg und dürre Reiser hinzu, daß die Flamme wohl auf funfzig Ellen hoch oben heraus loderte. So entsetzlich groß war das Feuer; und es verbrannte auch viele von denen vor dem Ofen, welche die drey Männer hinein warfen. Aber diesen Männern selbst that es nichts. Sie giengen ganz geruhig und gelassen in den Flammen herum, als wenn sie in einem Garten spazierеten, und die Flammen schlugen überall von ihnen weg. Nebucadnezar sah es selbst und entsetzete sich darüber so gewaltig, daß er auffuhr und zu seinen Räthen sagete: Was ist das? Haben wir nicht nur drey Leute in das Feuer werfen lassen? Ich sehe aber viere darinnen unversehret herum gehen; und der vierte sieht

aus,

aus, als wenn er ein Sohn der Götter wäre. Gott hatte auch wirklich einen Engel zu ihnen in den Ofen geschicket, der es darinnen ganz kühl machete, und die Flamme hinausstieß, daß sie diese Männer nicht berührete. Sie sangen einen schönen Lobgesang in dem Feuer; und Nebucadnezar gieng hin vor das Loch des glühenden Ofens und rief sie mit Namen, sie sollten heraus zu ihm kommen. Da giengen sie alle drey heraus; und es war an ihnen kein Haar versenget und kein Fäschen versehret; ja, man konnte auch nicht einmal einen Brand an ihnen riechen. Als Nebucadnezar dieses Wunder sah, so erhob er seine Stimme und sagete: Gelobet sey der Gott dieser jungen Leute, der sie errettet hat, weil sie ihm vertraueten und ihm mehr gehorcheten, als dem Könige, und lieber ihr Leben hingeben, als einen andern Gott verehren und anbethen wollten. Ich befehle hiermit, wer sich untersteht, er sey wer es wolle, und ihren Gott lästert, der soll umkommen, und sein Haus soll zerstöhret werden; denn es ist kein anderer Gott, der also erretten kann, als dieser. Darauf gab er diesen Männern große Gewalt und Bedienungen, und war überzeuget, daß diejenigen, welche lieber umkommen, als Gotte untreu seyn wollen, nicht vermögend sind, ihren König zu verrathen.

Madem. Gut.

Bedenken Sie das, mein Fräulein. Es ist nur gar zu gewöhnlich, daß man große Herren

recht=

rechtschaffene Leute verachten sieht. Wenn sie aber einige Geschäffte von Wichtigkeit auszurichten haben, welche Treue erfordern, so befürchten Sie nur nicht, daß sie solche ihren Mitgenossen in ihren Bosheiten und Lastern anvertrauen werden. Sie nehmen sich wohl davor in Acht, wenn sie gesunde Vernunft haben. Sie hegen weder Hochachtung noch Vertrauen gegen sie. Sie suchen die rechtschaffenen Leute bey dieser Gelegenheit; weil sie wohl wissen, daß, wenn sie solchen gleich übel begegnet sind, dieses doch nicht vermögend seyn wird, ihre Treue zu verändern. — Fräulein Verständig, sagen Sie uns doch etwas von dem nordlichen America, wenn es Ihnen beliebet.

Fräul. Verständig.

Man theilet es in neun Theile. Diese sind Mexico, Neu-Frankreich, Florida, Neu-England, Californien, das Land der Cristinaux, die Landschaft Anian, die Landschaft Quivira, und Neu-Albion. Es gehen drey große Flüsse durch Nordamerica, und das sind der Missisippi, der St. Lorenzfluß, und der Fluß del Norte. Es giebt aber darinnen noch eine große Menge anderer, die nicht so beträchtlich sind. Außer denselben ist auch eine große Anzahl Seen darinnen, welche unter diesen Namen bekannt sind: Der Michivansee, oder das süße Meer; der obere See, der Huronensee, der Eriesee, der Ontariosee, welchen die Franzosen Frontenac nennen, und viele andere.

Mexico wird in alt und neu Mexico eingetheilet. Das erste, welches den Namen von seiner Hauptstadt hat, wird auch Neuspanien genannt. Es liegt fast ganz in dem heißen Erdgürtel; indessen ist die Luft darinnen doch sehr gemäßiget und sehr gesund; und an denen Orten, wo Schatten ist, ist es fast eben so kühl, als bey uns des Sommers im Schatten. Das Erdreich ist daselbst sehr fruchtbar. Es giebt eine ungeheure Menge Gold und Silber darinnen; indessen bedienet man sich doch, an statt des Geldes, einer kleinen Frucht, Cacao genannt, welche eine Art von Mandeln ist, woraus man Chocolate machet. Der Fluß Del-Norte scheidet zum Theile dieses Land von Neu-Frankreich, und hat seine Mündung in dem mexicanischen Meerbusen unter dem Namen Rio-Bravo.

Die Stadt Mexico wird für eine von den schönsten Städten in der Welt gehalten. Man saget, sie soll vordem an zweenen Seen gelegen haben, wovon der eine süßes Wasser und der andere salziges Wasser gehabt, und es hätten funfzig Städte um sie herum gelegen.

Ferdinand Cortez entdeckete diesen Theil der neuen Welt zuerst. Die Einwohner waren Götzendiener und opferten Menschen, welche sie hernach aus Andacht aufaßen. Sie lebeten in wohlgebaueten Städten und hatten ihre Künste und Wissenschaften. Sie macheten bewundernswürdige Schildereyen aus Federn von allerhand Farben, welche dasjenige sehr gut vorstelleten, was sie abmalen

malen wollten. Sie sagen, es hätten gewisse Orakel ihnen vorhergesaget, es würden Fremde übers Meer kommen, die sich ihres Landes bemächtigen würden. Als die Spanier daselbst anländeten, so erstauneten sie über dieselben ungemein. Sie schrieben an ihren Kaiser, diese Leute hätten Häuser, die auf dem Wasser schwämmen; sie führeten den Donner bey sich, und sie säßen auf zahmen Ungeheuern, die sich von ihnen lenken ließen. Diese Vorstellung macheten der Anblick der Schiffe, das Geschütz und die Pferde bey ihnen. Der Kaiser gab den Spaniern große Geschenke, damit er sie bewegen möchte, daß sie wieder zurück giengen. Cortez aber wollte durchaus erst nach seinem Hofe gehen, wo er überaus wohl empfangen wurde. Sein Lebensbeschreiber giebt vor, die Mexicaner hätten gesuchet, die Spanier umzubringen: er saget solches aber ohne Zweifel nur deswegen, damit er die entsetzlichen Grausamkeiten entschuldige, welche sie in diesem Lande begiengen. Sie sind auch in Wahrheit so groß, daß man glauben sollte, wenn man sie liest, es wären vielmehr Teufel, als Menschen, gewesen, die sie ausgeübet hätten. Dieß hat mir einen so großen Abscheu vor den Spaniern gemacht, daß ich lieber in der Wüsten, als unter einer so grausamen Nation, leben wollte.

Madem. Gut.

Ich denke fast eben so, wie das Fräulein Verständig; und dazu bewegt mich noch, daß diese

armen Leute eine sehr gute Gemüthsart hatten. Die Grausamkeiten, welche die Spanier wider sie ausgeübet haben, sind dem Fortgange der christlichen Religion sehr schädlich gewesen. Sie konnten nicht glauben, daß so böse Menschen eine gute Religion hätten. Ich habe sagen hören, es sey einmal ein Eingeborner dieses Landes sehr krank gewesen und habe eben ein Christ werden wollen. Auf einmal aber sey es ihm eingefallen, daß er denjenigen gefraget, der ihn taufen wollte: ob die Spanier auch in den Himmel kämen? Ja, freylich, antwortete ihm derselbe. Wenn das ist, versetzete der Sterbende, so will ich nicht hinein kommen; und ich will lieber bey allen Teufeln in der Hölle wohnen, als bey den Spaniern in dem Paradiese.

Fräul. Lucia.

Die Mexicaner heute zu Tage sind denn wohl keine Christen?

Madem. Gut.

Es sind keine oder fast keine mehr von den ursprünglichen Familien des Landes übrig. Die Spanier haben sie alle niedergemacht. Diejenigen, welche heute zu Tage zu Mexico geboren werden, sind Creolen, das ist, sie werden von einer Frau des Landes und von einem Spanier erzeuget, und sie sind solche Christen, wie ihre Väter.

Frl. Lucia.

Sind denn die Spanier auf eine andere Art Christen, als die andern?

Madem. Gut.

Ja, mein Schatz; sie sind, wie die Portugiesen, so abergläubig, daß sie das Christenthum verunehren. Wir wollen aber davon weitläuftiger reden, wenn wir von Spanien handeln werden.

Fräulein Maria.

Sie sehen ja aus, als wenn Sie böse wären, meine liebe Gut, da Sie dieß sagen.

Madem. Gut.

Ja, mein Schatz. Ich habe einen Dieb, einen Freygeist, ja so gar einen Atheisten, oder einen, der keinen Gott glaubet, lieber, als einen abergläubigen Christen oder falschen Andächtigen. Das ist mein Tod. Leben Sie wohl, meine Fräulein. Wir wollen die Morgenlehrstunde mit der Fortsetzung der Geschichte der Fidelia anfangen.

Das XX Gespräch.

Madem. Gut.

Sie wissen noch wohl, meine lieben Fräulein, daß Fidelia selbst redet. Wir waren da, wo sie von ihrem unwürdigen Vetter hinweg gieng.

Ich kam so niedergeschlagen, so muthlos nach Hause, daß ich viele Tage in meinem Zimmer eingeschlossen blieb und mit niemanden reden wollte, wer es auch immer seyn mochte. Endlich entschloß ich mich gleichwohl, ich wollte noch ei-

nen Versuch thun und sehen, ob die Dürftigkeit und Freundschaft wirklich nicht bey einander bestehen könnten.

Ich hatte eine Freundinn, welche das ganze Vergnügen meiner ersten Jahre gewesen war, und bey der, entschloß ich mich, wollte ich diesen zweyten Versuch thun. Sie hieß Amanda. Ich wußte, daß sie ein zärtliches und zu großmüthigen Empfindungen fähiges Herz hatte. Ich wollte keine Hülfe bey ihr suchen, sondern nur Trost, nur Aufmunterung, alles der Tugend aufzuopfern. Meine alte Freundinn hatte von ihren Aeltern ein mittelmäßiges Vermögen gehabt. Ihre Schönheit konnte solches ersetzen und sie eine vortheilhafte Heurath thun lassen: sie hatte aber der Liebe alle ihre Vortheile aufgeopfert, indem sie einen jungen Officier geheurathet, der weiter nichts hatte, als seinen Gehalt. Ihre Wahl, welche dem Ansehen nach so weit von demjenigen entfernet war, was man menschliche Klugheit nennet, schien mir ihren Beyfall gewiß zu versprechen, daß ich eine bloße Geldheurath ausgeschlagen hätte. Ich gieng also voller Vertrauen zu ihr.

Amanda wußte von meinem Unglücke noch nichts; weil sie erst vom Lande kam, woselbst sie einige Monate zugebracht hatte. Sie hörete mich mit vieler Aufmerksamkeit an, und antwortete mir mit genugsamer Höflichkeit: unter diesem äußerlichen höflichen Bezeugen aber bemerkete ich eine Kaltsinnigkeit, die mich ganz starr machete. „Sie „haben so viel Verstand, meine wertheste Fide-

„lia,

„Lia, sagete sie zu mir, daß ich mich niemals „mit Ihnen habe in Vergleichung stellen wollen. „Ich weis, daß meine Einsicht weit geringer ist, „als Ihre; und daher kömmt mir ohne Zweifel „Ihre Art zu denken sehr seltsam und höchst son„derbar vor; und wenn Sie mir erlauben, daß „ich Ihnen meine Meynung sagen darf, so finde „ich Ihre Aufführung gegen einen so guten Oheim „ganz und gar schlecht, vornehmlich von einem „Mägdchen in denen Umständen, worinnen Sie „sind. Sie haben ihn dadurch beleidiget, daß „Sie eine Lehre behauptet, die gut seyn kann, „die aber denen angenommenen Meynungen höchst „zuwider ist, worinnen man uns alle erzogen hat. „Zum andern haben Sie ihn dadurch grausam be„leidiget, daß Sie seiner Freundschaft und seinem „Schutze entsaget haben, und sich lieber dem gröss„ten Elende aussetzen, als einen Mann nehmen „wollen, den er für Sie ausgesuchet hatte; einen „Mann, gegen den Sie keinen natürlichen Wider„willen hatten, und dem Sie keinen wesentlichen „Fehler vorwerfen konnten.„

„Ey, mein Gott! mein Schatz, antwortete „ich ihr, es giebt viele Stufen, und es ist ein gro„ßer Unterschied unter einen Mann vorzüglich vor „allen andern lieben und ehren, und einen Abscheu „und Widerwillen vor ihm haben. Das erste „ist, nach meiner Meynung, eine Pflicht für eine „rechtschaffene Frau, eine Pflicht, welcher sie sich „willig unterwirft, wenn sie sich auf die feyerlich„ste Art von der Welt verheurathet. Ich merkete,

„daß ich nicht fähig war, diese Pflicht zu erfüllen. „Mein Gewissen erlaubete mir also nicht, mich der„selben zu unterziehen. Es ist wahr, ich finde „mich dadurch allen Unannehmlichkeiten der Armuth „ausgesetzet. Allein, weil sie die Folgen von einer „tugendhaften Handlung sind, so können sie keine „wirkliche Uebel seyn; und sie sind auch nicht ver„mögend, die Glückseligkeit zu zerstören, welche die „Tugend verschaffet.„

„Ich bin höchst erfreut, antwortete Amanda, „daß Sie die Kunst gefunden haben, sich durch „die Stärke der Einbildungskraft glücklich zu ma„chen. Ich wünsche, daß Ihre Begeisterung an„halte, und daß Sie stets durch Ihre Erfahrung „überzeuget seyn können, die Menschen irren sich, „wenn sie dafür halten, die Armuth und Verach„tung seyn wirkliche Uebel.„

Meine Seele wurde wahrhaftig durch die Unmenschlichkeit verwundet, womit Amanda sich unterstund, mich aufzuziehen; und ich wollte ihr die Härtigkeit dessen eben vorrücken, was sie mir aus Freundschaft zu sagen sich stellete, als ihr Mann hereintrat. Er wurde von einem Herrn begleitet, welcher, ungeachtet der Bitterkeit, worein mein Herz versenket war, dennoch alle meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Hatten aber seine äußerlichen Annehmlichkeiten meine Augen schon auf ihn gerichtet, so nahmen mich die wohlgezogene Art in seinem Bezeugen, und die Anmuthigkeit in seinen Reden, vollends auf eine vortheilhafte Art für seinen Geist ein.

Der

Der Hauptmann stellete ihn seiner Gemahlinn, als einen verdienstvollen Mann und einen von seinen besten Freunden, vor; und Georg, so hieß er, bemühete sich, zu zeigen, daß er den Lobspruch verdienete, den man von ihm gemacht hatte. Es glückete ihm darinnen so gut, daß Amanda ohne Zweifel glaubete, er suchete, ihr zu gefallen; und da sie ihm ihrer Seits auch liebenswürdig genug vorkommen wollte, die Neigung zu unterhalten, die sie bey ihm vermuthete, so nahm sie ihre gute Laune und ihr aufgeräumtes Wesen wiederum an.

Ich war aufgestanden und wollte Abschied von ihr nehmen: sie lag mir aber so heftig an, ich sollte zu Tische da bleiben, daß ich es nicht hätte abschlagen können, wofern ich sie nicht hätte wollen glauben lassen, ich wäre noch über ihr hartes Bezeugen empfindlich, welches ich doch vermeiden wollte. Ich glaubete wenigstens, ich handelte aus diesem Bewegungsgrunde: die wahre Ursache aber, warum ich ihrem Anhalten nachgab, war die Begierde, diesen liebenswürdigen Fremden noch näher kennen zu lernen, dessen sich mein Herz schon ingeheim so lebhaft annahm. Die Unterredung wurde munter. Ich vergaß nichts, meinen Witz ohne Zwang und Geziere darinnen sehen zu lassen; und Georgs Aufmerksamkeit belehrete mich, daß es mir damit geglücket wäre.

Bey dem Nachtische fand Amalia Gelegenheit, meine Geschichte, meine Gedanken und

meine unglücklichen Umstände zu erzählen. Georg hörete diese Erzählung sehr aufmerksam an. Das Mitleiden und die Bewunderung zeigeten sich wechselsweise auf seinem Gesichte. Ich erkannte, daß er gerühret war. Wir giengen sehr spät aus einander. Georg hielt auf das inständigste um die Erlaubniß an, daß er mich nach Hause führen dürfte; und ich schlug es ihm durchaus ab: es geschah aber mit einem Widerstreben, welches mehr weibliches, als philosophisches, an sich hatte.

Es ist wahr, ich verdammete meine aufsteigenden Empfindungen: aber ach! sie waren nichts destoweniger da; ich konnte mir es nicht verhehlen, und es geschah vielleicht eben so gut aus List, als aus Wohlstande, daß ich seine Anerbiethungen ausschlug. Unsere Bekanntschaft war noch gar zu neu, als daß ich ihm mit meiner Bewilligung ein leichtes Mittel hätte verschaffen sollen, mich wieder zu sehen; und er hätte dadurch vielleicht eine übele Meynung von mir gefasset.

Ich ließ mir also eine Sänfte holen: ich gewann aber nichts damit. Georg und seine Leute warteten einige Schritte vom Hause auf mich. Ich mochte ihn bitten, wie ich wollte, er möchte mich allein lassen; er blieb hartnäckig dabey, mich mit seinem Gefolge zu begleiten. Dieses verursachete mir die empfindlichste Verwirrung, die ich in meinem Leben gehabt hatte. Denn er mußte vor allen diesen Leuten in ein elendes kleines Zimmer gehen, in welches man nicht anders kommen konnte, als daß man erst durch einen Laden gieng.

Der

Der Anblick meiner armseligen Wohnung hinderte ihn nicht, mit eben so vieler Ehrerbiethung Abschied von mir zu nehmen, als wenn er mich in einen Pallast geführet hätte.

Ich legete mich alsobald nieder: es war mir aber nicht möglich, ein Auge zu zu thun. Das Bezeugen der Amanda hatte eine tiefe Wunde in meinem Herzen gemacht. Ich seufzete, daß ich sie nur noch bloß in die Zahl meiner Bekannten setzen konnte; den Titel einer Freundinn verdienete sie nicht mehr. Mein Herz war trostlos, niedergeschlagen. Meine Umstände vermehreten meine Unruhe. Ich wußte nicht, wozu ich greifen sollte, mir meinen Unterhalt zu verschaffen. Die Martern, welche ich wegen der Verachtung ausgestanden, die ich erfahren hatte, meldeten mir, daß der Stolz noch sehr lebhaft bey mir wäre, und daß ich mich selbst verführet hätte, da ich mir geschmeichelt, ich hätte die menschlichen Leidenschaften unter das Joch der Weltweisheit gebracht. Was war mir nicht noch in dem Zustande der gänzlichen Dürftigkeit zu leiden übrig, den ich in kurzem erfahren mußte! Der Schluß von meinen Betrachtungen war, ich wollte an der Zerstörung meines Hochmuthes arbeiten und das Beyspiel aller alten Weisen zu Hülfe rufen, welche die Ehrenbezeugungen und den Reichthum so großmüthig verachtet hatten; welche den Frieden und die Ruhe ihrer Seelen mitten unter den scheinbaren Beschwernissen der Armuth erhalten hatten.

Nachdem ich mich zu der Verachtung des Beyfalles und der Lobsprüche des Pöbels aufgemuntert hatte, und wie mich dünkete, dahin gekommen war, daß ich die Gunst oder Ungunst des Glückes mit Gleichgültigkeit ansah, so schmeichelte ich mir, ich wäre in der Verfassung, daß ich einiger Ruhe genießen könnte. Allein, Georgens Bild bemächtigte sich meiner Einbildungskraft, und zerstörete darinnen alle meine Vernunftschlüsse. Ich fand, daß ich zwar wirklich im Stande war, die Meynung der ganzen Welt zu verachten: allein, ich war bey dem, was er von mir denken würde, nichts weniger, als gleichgültig; und der Gedanken, ich möchte von ihm verachtet werden, war mir unerträglich. Ich erinnerte mich, daß meine Umstände von der alten Weltweisen ihren ganz unterschieden wären, die meistens in einem hohen Alter gewesen, und die Vergnügungen und Bequemlichkeiten des Lebens vielleicht nur dem Stolze und der Begierde, hochgehalten zu werden, aufgeopfert hätten. Ich empfand, daß meine gegenwärtigen Begierden und Gedanken von denjenigen ganz unterschieden waren, welche die Weltweisheit eingiebt.

Ich konnte mir es nicht verhehlen, daß ich nicht auf Georgens Herz eben den Eindruck gemacht hätte, den er in meinem gemacht hatte; warum hätte ich suchen sollen, dieses gute Glück zu entfernen? Ich hatte nicht gesuchet, ihn wegen meiner Umstände zu hintergehen; er kannte sie. Wenn sie ihm nicht anstößig waren; kam

es

es mir zu, daß ich suchen sollte, Empfindungen zu zerstören, welche mir zu gleicher Zeit so wohl die Süßigkeiten einer wohlgepaarten Vereinigung, als die Bequemlichkeiten eines guten Vermögens, verschaffen konnten? Dieses war damals alles, was sich meinem Gemüthe vorstellete; denn nur daran zu denken, daß ich ihm jemals durch schimpfliche Mittel und Wege zugehören könnte, dazu hielt ich mich versichert ganz unfähig.

Georg überraschete mich den folgenden Morgen mitten in meinen Betrachtungen. Er fieng mit den ehrerbiethigsten Entschuldigungen wegen der Freyheit an, die er sich nähme. Er setzete darauf hinzu, da er die verdrüßlichen Umstände vernommen, worein mich die Härtigkeit meines Oheimes versetzet hätte, so hätte er die Vorstellung nicht ausstehen können, daß er das verehrungswürdigste Frauenzimmer in einer solchen Noth sehen sollte; er hätte also den Vorsatz gefasset, die Ungerechtigkeit des Glückes gegen mich wieder gut zu machen, und ich könnte mit allem, was ihm zugehörete, nach meinem Belieben schalten und walten.

Ich unterbrach ihn, und sagete zu ihm, es stünde nur eine einzige Sache in seiner Macht, die ich mit Ehren annehmen könnte; ich machete mir ein Vergnügen aus dem Gedanken, daß die Ehrerbiethung und das Mitleiden, welche der Tochter eines vornehmen Edelmannes gebühreten, ihn die gewöhnlichen Regeln des Wohlstandes hätten vergessen lassen, welche einem Fremden gar nicht

erlau-

erlaubeten, dergleichen Beystand anzubiethen; ein wohlgezogenes Mägdchen aus einem guten Hause könnte nicht berechtiget seyn, solchen anders anzunehmen, als von einem seit langer Zeit geprüften Freunde. Ich wäre nicht in den Umständen, daß ich mit ihm einen freundschaftlichen Umgang halten oder seine Besuche annehmen könnte, welche in andern Umständen zu der Glückseligkeit meines Lebens etwas hätten beytragen können. Ich dankete ihm also wegen seiner Anerbiethungen und bäthe ihn, er möchte seine Besuche nicht wiederholen.

Kaum hatte er diesen Ausspruch gehöret, so warf er sich zu meinen Füßen, und maß mit aller Kunst eines geschickten Verführers die Freyheit, die er sich genommen hätte, mir seine Dienste anzubiethen, der Stärke der Leidenschaft bey, die ich in ihm erreget hätte. Er beschwur mich, mit Vergießung einiger Thränen, ich sollte ihn nicht so hart strafen; weil es die größte Strafe wäre, die er erfahren könnte, wenn er meines Angesichtes beraubet seyn und durch meine Rathschläge nicht meiner Hochachtung würdiger werden sollte.

Mein schwaches Herz wurde durch diese Kunstgriffe lebhaft gerühret. Ich hatte gleichwohl die Stärke, daß ich ihm die Freyheit, mich zu besuchen, standhaft abschlagen konnte; und ich bath ihn so ernstlich, er möchte mich verlassen, daß er mir gehorchete. Er zeigete mir, bey seinem Weggehen, so viel Schmerz, so viel Ehrerbiethung

thung und so viel Zärtlichkeit, daß ich einige Zeitlang meine Vernunft nicht hervorrufen konnte, dasjenige zu untersuchen, was ich von seiner Aufführung denken sollte. Die Frucht von meinen Ueberlegungen war ein wohlgegründeter Zweifel an der Reinigkeit seiner Gesinnungen. Seine Absichten schienen mir schimpflich für mich zu seyn; und ich entschloß mich, ich wollte ihn niemals wieder sehen.

Nachdem ich meinem Wirthe den ausdrücklichsten Befehl gegeben, ihn abzuweisen, wenn er zu mir wollte, so schloß ich mich in mein Zimmer ein. Meine Vernunft lobete und billigte diese Aufführung: mein Herz aber wurde davon zerrissen und folgete nur schwer und ungern der Partey, welche ihm die Weisheit anrieth. Ich schmeichelte mir, ich würde wenigstens in mir selbst die Belohnung dieser Aufopferung, die von meinem Vater so gerühmte Süßigkeit, finden, welche stets aus der Tugend entspringt, und welche sie allein nur hervorbringen kann: ich mochte sie aber immerhin lange genug suchen. Anstatt derjenigen innern Zufriedenheit und des Vergnügens, das ich mir versprochen hatte, fand ich in mir neue Leidenschaften, neue Begierden; oder vielmehr diejenige, welcher mein Herz zum Raube war, erweckete alle andere, daß sie ihr hülfen, mich zu Boden zu schlagen. Der Reichthum, welcher bisher der Gegenstand meiner Verachtung gewesen war, kam mir schätzbar vor; weil er mir Gevrgen zum Gemahle hätte verschaffen können. Ich

fand

fand mich also höchst unglückselig; und ich erstaunete darüber; weil ich nichts gethan hatte, wovon ich glaubete, daß ich es mir vorrücken dürfte, sondern gegentheils meine übeln Umstände vielmehr meine Liebe zur Tugend zur Ursache hatten.

Ungeachtet dieser Erfahrung fassete ich den Entschluß, ich wollte mich von dem Wege nicht entfernen, den mir mein Vater vorgeschrieben hatte, zur Glückseligkeit zu gelangen; und ich wollte mit Geduld erwarten, bis es der Tugend gefiele, meine Bemühungen zu belohnen. Ich war sehr im Irrthume. Ich hatte nicht die geringste Vorstellung von der Gewalt, die ich mir hätte anthun müssen, diesen Entschluß auszuführen. Georg, welcher mein Geschlecht gar zu gut kannte, als daß er sich durch meine erste Abweisung hätte sollen abschrecken lassen, machete alle Tage neue Versuche, es dahin zu bringen, daß er mich sprechen könnte. Er schrieb mir verliebte Briefe, die mir auf solche Art eingehändiget wurden, welche mir nicht verdächtig seyn konnte. Ich brach sie auf, ehe ich nur geargwohnet, was für eine Hand sie geschrieben hätte; und ich konnte mir das Vergnügen, sie zu lesen, nicht versagen. Ich konnte nicht ausgehen, daß ich ihn nicht antraf. O wie beredt war er alsdann, mir die Heftigkeit seiner Liebe zu beweisen!

Alle seine Bemühungen, welche meine Tugend zwar nicht wankend macheten, zerstöreten doch den Frieden meiner Seele gänzlich, welcher die einzige Frucht war, die ich von allen den Opfern er-

war-

wartete, welche ich der Pflicht brachte. Wenn Georg das Mittel fand, mich außer meinem Hause zu sprechen: so nahm ich alle Stärke meiner Seele zusammen, ihm den Abscheu zu zeigen, welchen mir die Unanständigkeit seiner Nachstellungen verursachete. Ich hörete nicht auf das Schreyen meines schwachen Herzens; sondern ich ließ vielmehr aus meinen Augen den Zorn blicken, welchen die Kenntniß meiner Schwäche bey mir erweckete.

Kaum war ich allein, so bezahlete ich den scheinbaren Sieg sehr theuer, welchen ich davon getragen hatte. Ich verfluchete meinen Zustand; ich murrete wider den Urheber der Natur, welcher so heftige Leidenschaften in mich geleget und mir nicht zugleich die Erlaubniß gegeben hatte, ihnen zu willfahren. Ich fand ihn ungerecht, wenn ich Gewissensbisse erfuhr. „Wozu dienen sie? sagete ich zu „mir. Warum hat er sie mir doch wohl gegeben? „Hat er mich unvermeidlichen Martern unterwerfen „wollen, ich möchte nun entweder den Leidenschaften widerstehen oder ihnen unterliegen?„

Ich verglich meinen Zustand mit meines Vetters seinem, dessen schädliche Grundsätze mir so vielen Abscheu gemacht hatten. „Er läßt seinen „Begierden freyen Lauf, sagete ich zu mir; sein „Haus ist der Sammelplatz aller Vergnügungen; „sein Gesicht ist allezeit heiter, und sein Herz scheint „von Sorgen und Unruhen frey zu seyn. Er sa„get, er sey glücklich; welches ist nun die Macht

„der Tugend? Ich habe ihr mein Glück, meine „Freunde, die liebste Neigung meines Herzens „aufgeopfert; was für eine Vergütung beut sie „mir dafür an? Was soll ich auf mein übriges „Leben hoffen? Armuth, Demüthigung, Leiden. „Ich werde meinem Herzen alles abschlagen müs„sen, was es wird wünschen können; ich werde die„jenigen Leidenschaften, welche der Menschlichkeit „am liebsten sind, mit Gewalt bestreiten müssen, „und dennoch nicht die Stärke haben, solche zu „überwinden. Ist das denn der Segen, welchen „der Himmel seinen Lieblingen vorbehält? Hat „er schwache Geschöpfe, sein Werk, bestimmet, daß „sie dem Schmerze zum Raube seyn sollen? Das „würde einem Gotte unanständig seyn; mein Herz „sträubet sich, solches zu glauben. Indessen kann „ich es mir, ungeachtet dieses meines Widerstan„des, doch nicht verhehlen, daß der Zustand recht„schaffener Leute viel elender ist, als der boshaf„ten ihrer. Ich habe selbst die traurige Erfah„rung davon. Das Zukünftige beut mir nichts „glücklichers an. Hätte mein Elend die Zeit mei„nes Lebens zur Gränze; und böthe mir eine selige „Ewigkeit eine Vergütung an, so würde ich Geduld „haben. Aber nein, das Ziel alles dessen wird ei„ne gänzliche Zernichtung seyn.

„Aber warum sage ich, die Zukunft beut mir „nichts glücklichers an? Die Liebe will mir alle „Güter geben, die ich brauche; einen liebenswür„digen, reichen, freygebigen Liebhaber, welcher „meinen Begierden zuvor kommen will. Er wird

„mein

„mein Freund, mein Liebhaber, mein Beschützer
„seyn; und alle diese Titel werden in einer einzi-
„gen Person vereiniget seyn, die ich anbethe; und
„ich schlage es aus, mich dessen zu Nutze zu ma-
„chen? Ist denn also der Zustand, den ich fliehe,
„demjenigen nicht vorzuziehen, worein mich die Tu-
„gend versetzet hat? Allein, was ist nun wohl die-
„se Tugend, welcher ich bis jetzo die Glückseligkeit
„meines Lebens aufgeopfert habe? Ist sie nicht
„ein schönes Hirngespinnst, welches ich mir selbst
„geschmiedet? Was muß die Tugend eines Ge-
„schöpfes seyn, das nur einige Jahre zu leben hat?
„Ohne Zweifel, glücklich zu seyn. Ich beklagete
„mich jetzo den Augenblick über den Schöpfer, daß
„er mir Leidenschaften gegeben, mich zu martern.
„Wenn ich meiner neuen Einsicht deswegen glaube,
„so bin ich selbst die Werkmeisterinn meines Un-
„glückes. Gott, welcher mich auf so kurze Zeit in
„die Welt gesetzet hat, will ohne Zweifel, ich solle
„derer Güter genießen, die er darinnen ausgebrei-
„tet hat; er hat mich zwischen das Vergnügen und
„den Schmerz gesetzet, und mir die Freyheit ge-
„lassen, zu wählen. Der Schmerz, das ist das
„Uebel; das Vergnügen, das ist die Tugend.
„Was ich Tugend genannt habe, ist das Uebel für
„mich, weil es mich elend gemacht hat. Warum
„sollte ich die Gewissensbisse fürchten? Habe ich
„welche, wenn ich gegessen und getrunken habe?
„Nein; Gott, welcher der Urheber meiner Bedürf-
„nisse ist, kann nicht beleidiget werden, wenn ich
„denselben genug zu thun suche. Die Glückselig-

„keit ist das größte unter allen meinen Bedürfnis-
„sen. Ich habe nicht dazu gelangen können, da
„ich meinen Leidenschaften widerstanden; ich will
„versuchen, ob ich dazu gelangen kann, wenn ich
„ihnen willfahre.„

Ungeachtet dieser schönen Vernunftschlüsse bemühete sich doch eine heimliche Stimme, mich zu den Grundsätzen der Ehre wieder zurück zu rufen, welche ich zu verlassen bereit war: die Gerechtigkeit Gottes aber wollte meinen Stolz durch einen schimpflichen Fall strafen. Ich hatte die Tugend niemals wahrhaftig geliebet; meine Liebe zum Guten war nur auf die Hoffnung gegründet, glücklich zu seyn; ich selbst war es, was ich suchete; ich war mein Götze. Eine solche Abgötterey verdiente die gerechte Züchtigung, die ich zu erfahren im Begriffe war. Meine Erziehung konnte mich nicht rechtfertigen; die Vernunft lehrete mich, da Gott der Anfang und das Ende aller Dinge wäre, so sollte ich alle meine Handlungen um seinetwillen thun. Diese Treue würde mir die Einsichten zugezogen haben, die mir fehleten.

Fräul. Lucia.

Mein Gott, meine liebe Gut, erzählen Sie es nicht aus; sie wird ohne Zweifel strafbar werden.

Madem. Gut.

Sie hat es Ihnen schon selbst gesaget, daß sie es allezeit gewesen. Der Stolz, die Eigen-

liebe,

liebe, setzen oftmals diejenigen, die am klügsten zu seyn scheinen, unter die Unglückseligen hinunter, welche sich den öffentlichen Unwillen zuziehen. Allein, meine lieben Fräulein, diese Geschichte ist so lang, daß es nicht zu hoffen steht, wir würden sie heute zu Ende bringen: ich verschiebe sie also bis auf ein anderes Mal.

Frl. Lucia.

Ich bin wider Amanden recht aufgebracht; die unwürdige Freundinn!

Madem. Gut.

Die wirklichen Freundinnen sind sehr selten, meine wertheften Fräulein; und das ist nicht zu verwundern. Man giebt diesen Namen seinen Bekanntschaften; und es ist gleichwohl ein großer Unterschied darunter. Sie werden niemals eine wahre Freundinn haben, wofern nicht die Tugend Sie vereiniget hat. Bemerken Sie indessen doch, daß dasjenige, was sie Fidelien saget, sehr vernünftig ist. Die Art aber, wie sie es sagete, war nur beleidigend.

Jgfr. Zina

Ich für meinen Theil finde, daß Fideliens Oheim sehr grausam gewesen. Je mehr er überzeuget war, daß ihr Zustand gefährlich wäre, desto mehr Mitleiden sollte er mit ihr haben. Er glaubete, daß sie an dem Rande eines Abgrundes stünde; und er wandte doch gar nicht alle seine Sorgfalt an, sie abzuhalten, daß sie nicht hinein fiele, sondern er stieß sie vielmehr selbst hinein.

Madem. Gut.

Ihre Betrachtung ist vortrefflich, mein Schatz. Merken Sie auch an, daß diese Aufführung Fidelien in ihren unglückseligen Gesinnungen bestätigte. Nichts thut der Religion, der Andacht, mehr Schaden, als die übele Aufführung derjenigen, die sich dazu bekennen. Ich setze zum Exempel, ich hätte niemals ein einziges Wort von demjenigen geglaubet, was in dem Evangelio steht, kurz, ich wäre keine Christinn; denn Sie wissen, meine Fräulein, ein Christ ist ein Jünger oder Schüler Jesu Christi, welcher das fest glaubet, was er gesaget hat, und welcher dasjenige ausübet, was er befohlen hat. Sie bemüheten sich aber, mich zu bekehren, und mir die Wahrheit des Evangelii zu beweisen: allein, in eben der Zeit, da Sie sich viel Mühe deswegen gäben, übeten sie solche selbst nicht aus. Es ist ganz natürlich, daß ich glauben müßte, Sie hätten zu dem Evangelio nicht mehr Glauben, als ich; denn, würde ich zu mir selbst sagen, wenn Sie überzeuget wären, daß Jesus Christus Gott sey, und daß er das gesaget habe, was in dem Buche enthalten ist, welches Sie für heilig halten, so würden Sie gewiß die Lehre ausüben, die Sie für wahr hielten.

Wir sehen aus dem Evangelio, daß Christus ein großes Mitleiden mit den armen Sündern hatte. Er hat eine Ehebrecherinn nicht verdammen wollen; er hat mit dem samaritischen Weibe gesprochen; er aß und trank mit übel berüchtigten

Per-

Personen, und gieng mit solchen Leuten um, die ein böses Leben führeten.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Und Sie haben es mir doch ausdrücklich empfohlen, ich solle nicht solche Personen besuchen, die einen übeln Ruf haben.

Madem. Gut.

Ich wollte Ihnen die Anmerkung eben machen, Jungfer Eitelfreundinn. Alle Tugenden haben jede ihren Platz und schaden einander nicht. Ein junges Frauenzimmer soll liebreich seyn: es soll aber auch klug seyn. Nun verbeut ihr die Klugheit, sie solle die Gelegenheit nicht suchen, ihre Sitten zu verderben, oder ihren guten Namen dadurch zu zernichten, daß sie sich mit lasterhaften Personen verbindet. Wie soll sie nun die christliche Liebe gegen diese Personen ausüben und dem Beyspiele Christi nachahmen? Dadurch, daß sie für dieselben bethet, daß sie niemals mit irgend einem Menschen von ihren bösen Handlungen redet, daß sie sich hütet und dieselben nicht neben sich verachtet. Mit einem Worte, mein Schatz, man muß ihre Laster hassen und verabscheuen, und ein großes Mitleiden mit ihrer Person und viele christliche Liebe gegen sie haben. Dieß sind die Pflichten eines Frauenzimmers von Ihrem Alter. Ich aber zum Beyspiele, und die andern, die älter sind, als ich, oder auch mehr sind, als ich, wir können noch mehr thun. Unsere Gemüthsart und unser guter Namen müssen schon bestätiget

seyn; und über dieses so sind wir nicht mehr in dem Alter, daß wir Liebeshändel haben sollten. Wir können also ohne Gefahr Personen kennen, deren Aufführung nicht ordentlich ist; wir können uns bemühen, ihre Freundschaft, ihr Vertrauen zu gewinnen, damit wir sie wieder auf den guten Weg bringen, wenn es möglich ist. Wir müssen aber niemals vergessen, daß man solches nicht anders glücklich ausrichten kann, als durch eine große Sanftmuth, durch viel Geduld und durch eine christliche Liebe, die bey allen übeln Erfolgen bewähret ist.

Fräul. Luise.

Was ist denn eine christliche Liebe, die bey allen übeln Erfolgen bewähret ist?

Madem. Gut.

Es geschieht sehr oft, mein Schatz, daß es einem in seinen guten Absichten nicht gelingt. Ich werde mich bemühet haben, zwanzig Personen dem Laster zu entreißen; sie werden meine christliche Liebe nur mit einer schändlichen Undankbarkeit belohnet haben. Es zeiget sich die ein und zwanzigste; und ich sage bey mir selbst: Es wird mit der geben, wie mit den andern; ich werde meine Mühe und Arbeit dabey verlieren: ich will sie also lieber ihrem bösen Schicksale überlassen. Sie sehen, meine christliche Liebe hält nicht wider alle übele Erfolge aus, oder ist dabey bewähret; und dieß ist ein gewisses Merkmaal, daß sie nicht sehr brünstig gewesen. Wenn ich mein ganzes Leben angewandt

wandt hätte, die armen Sünder wieder zur Tugend zu führen, so würde ich wegen meiner Mühe schon belohnet seyn, wenn ich nur bey einem einzigen etwas hätte ausrichten können, wenn ich ihn nur eine einzige Sünde hätte vermeiden lassen. Noch mehr, wenn ich wahrhaftig aus christlicher Liebe handele, das ist aus Liebe gegen Gott, so werde ich über meinen übeln Erfolg zwar bekümmert seyn; ich werde es aber bloß in Absicht auf diese armen unglückseligen Personen seyn, welche das Gute ausschlagen werden, das ich ihnen darreiche. Ich werde meiner Seits alles das Gute gethan haben, was Gott von mir haben wollte; und das wird genug seyn, mich ruhig zu machen.

Fräul. Lucia.

Was verstehen Sie unter den falschen Andächtigen? Sind es die Heuchler, von denen Sie reden wollen?

Madem. Gut.

Und von einer großen Menge anderer. Die wahren Heuchler, das ist diejenigen, die es wissen, daß sie in dem Laster leben, stellen sich, als ob sie tugendhaft wären. Diese Leute sind Ungeheuer, und Gotte sey Dank! nur sehr selten; und von diesen will ich nicht reden. Die Rede ist von ehrlichen Heuchlern, welche die andern nicht eher betriegen, als nachdem sie sich selbst erst betrogen haben, welche sich deswegen, weil sie keine große Verbrechen begehen, fleißig die Kirche besuchen, und einige Almosen austheilen, für höchst vollkommen

halten, und meynen, sie seyn berechtiget, zu sagen: Ich danke dir, Herr, daß ich nicht bin, wie andere Leute. Ich werde Ihnen von diesem Artikel viel zu sagen haben; und wir werden Gelegenheit dazu haben, wenn wir von dem heiligen Evangelio reden. Daselbst werden wir alle Eigenschaften der wahren und falschen Frömmigkeit finden. — Leben Sie wohl, meine lieben Kinder. Die Jungfer Eitelfreundinn kann mit diesen Fräulein zu der besondern Unterredung kommen, wenn Sie ein Belieben dazu hat.

Das XXI Gespräch.

Fräul. Luise, Fräul. Lucia, Jungf. Zina, Jungf. Eitelfreundinn, Madem. Gut, Fräul. Aufrichtig.

Frl. Luise.

Sie wissen, meine liebe Gut, Fräulein Lucia sollte uns lehren, wie sie ihren Tag zubrächte; sie war noch erst bey ihrem Morgengebethe.

Madem. Gut.

Sie wird damit fortfahren, meine Fräulein.

Frl. Lucia.

In Wahrheit, meine liebe Gut, ich begreife nicht, warum Sie solches von mir fordern; es kömmt mir sehr albern vor, wenn ich diese Fräulein von dem unterhalte, was mich angeht.

Madem.

Madem. Gut.

Wenn ich auf eine schmeichlerische Art zu leben wüßte, so würde ich diesen Fräulein anmerken, wie demüthig Sie wären; weil Sie so vielen Widerwillen hätten, von sich selbst zu reden. Allein, das ist mein Werk nicht, mein Schatz; und damit ich mein Wort halte, welches ich Ihnen gegeben habe, ich wolle Ihnen nichts verhehlen, so sehen Sie hier eine in Demuth verkleidete Eigenliebe. Sie fürchten nicht so wohl, daß Sie albern seyn möchten, wenn sie von sich redeten, als vielmehr, daß Sie es scheinen möchten; und Sie machen geschwind, daß Sie uns dieserwegen vorher einnehmen. Zur Bestrafung für diese kleine List des Hochmuthes, wovon Sie sich haben verführen lassen, fordere ich, daß Sie diesen Fräulein ein Genügen leisten, ohne weiter ein Wort zu sagen.

Frl. Lucia.

Ich werde gehorchen: vorher aber muß ich Ihnen danken. Was für einen Dienst leisten Sie mir dadurch, daß Sie mir mein eigenes Herz eröffnen! Wie viele wichtige Dinge sind nicht darinnen noch verstecket, die ich mit Ihrem Beystande daselbst entdecken werde!

Fräul. Aufrichtig.

Erlauben Sie mir, daß ich Sie auf einen Augenblick unterbrechen darf. Von was für Nutzen kann uns diese beständige Untersuchung doch wohl seyn? Sie wollen haben, wir sollen so le-

ben, als man saget, daß die Nonnen in den Klöstern leben. Allein, meine liebe Gut, wir sind geboren, daß wir in der großen Welt leben sollen. Wozu nützet es, daß wir uns vom Morgen bis auf den Abend wegen unserer geheimen Bewegungsgründe den Kopf verwirren? Lassen Sie uns das Gute aufrichtig ohne so viele Untersuchung thun.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Das Fräulein Aufrichtig nimmt meine Partey. Ich dachte diesen Augenblick gerade eben so, wie Sie.

Fräul. Aufrichtig.

Erlauben Sie mir, daß ich mich erklären darf, mein Schatz. Wenn ich meiner lieben Gut Einwürfe mache, so geschieht es bloß, damit ich demjenigen gehorche, was sie mir befohlen hat. Sie will nicht, daß ich ihr auf ihr Wort glaube; folglich muß ich Beweise von ihr verlangen. Im Grunde aber bin ich überzeuget, sie habe gute Gründe, wenn sie etwas behauptet; und ich bin stets geneigt, meine Meynungen fahren zu lassen, so bald sie mir zeiget, daß solche falsch sind.

Madem. Gut.

Das ist eine gute Eigenschaft; und ich bin überzeuget, Sie werden zugeben, daß man nicht bloß den Nonnen oder Klosterfrauen diese beständige Sorge und Wachsamkeit auf dasjenige überlassen muß, was in unserm Herzen vorgeht.

Sie

Sie wollen glückselig seyn, mein Schatz. Wir haben entdecket, daß die Quelle der Glückseligkeit in unserm Herzen ist, daß die Hinderniße bey der Glückseligkeit unsere unordentlichen Leidenschaften und vornehmlich unsere übelverstandene Eigenliebe sind. So wie wir nun aus unserm Herzen einige Wurzeln der Eigenliebe und anderer Leidenschaften herausreißen, so reißen wir auch eine Hinderniß zur Glückseligkeit heraus. Damit wir diese Hinderniße entdecken und sie austreiben, so brauchet man eine beständige Aufmerksamkeit, eine stete Wachsamkeit. Es müssen also alle diejenigen, welche glückselig werden wollen, diese Wachsamkeit ausüben; denn man kann keine Feinde aufreiben, die man nicht kennet.

Fräul. Aufrichtig.

Nunmehr bin ich von der Nothwendigkeit überzeuget, in den allerverborgensten Falten meines Herzens unaufhörlich herum zu stören. Ich bitte Sie, Fräulein Lucia, sagen Sie uns nun weiter, was Sie sagen wollten.

Frl. Lucia.

Ich wende, wie ich schon die Ehre gehabt habe, Ihnen zu sagen, eine halbe Stunde zu meinem Morgengebethe an; und bis zum Frühstücke, welches eine Stunde darauf kömmt, lese ich ein andächtiges Buch.

Madem. Gut.

Und was thun Sie, damit Sie Nutzen von diesem Lesen haben?

Fräul.

Fräul. Lucia.

Ich will setzen, es ist eine Predigt wider die Eitelkeit. Ehe ich sie anfange, so bitte ich den heiligen Geist um Erleuchtung, damit ich mir mein Lesen zu Nutze machen könne. Ich überrede mich, Gott wolle mich unterrichten; und dieses setzet mich in die ehrerbiethigste Gemüthsverfassung, welche sein Wort erfordert. Finde ich, daß man in dieser Predigt einige von denen Fehlern berühret hat, welche die Eitelkeit mich ordentlicher Weise begehen läßt: so bitte ich Gott deswegen um Verzeihung, und suche die Mittel, mich davon zu bessern. Ich denke auch über die Fehler nach, worein mich die Eitelkeit ziehen könnte, wenn ich ihr eine gar zu große Herrschaft über mein Herz ließe; und dieses muntert mich auf, gute Entschließungen auf mein ganzes Leben und besonders auf diesen Tag zu fassen. Weil ich aber meine Schwäche kenne, so bitte ich Gott, durch das Verdienst Jesu Christi, um die nöthige Stärke zur Erfüllung meiner guten Entschließungen. Ich endige mein Lesen damit, daß ich Gotte für alle die guten Regungen danke, die er mir dabey gegeben hat. Ich thue eben das, wenn ich in eine Predigt gehe.

Madem. Gut.

Die Jungfer Eitelfreundinn hat mir versprochen, sie wolle sich bessern und als eine Christinn leben; hier hat sie die Mittel dazu. Gestehen Sie mir nur, mein Schatz, daß Sie nicht einmal

einen

einen Begriff von demjenigen gehabt haben, was man thun müßte, wenn man sich in den Stand setzen wollte, sich das Wort Gottes zu Nutze zu machen.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Ich will Ihnen umständlich erzählen, auf was für Art ich der Predigt beywohne; denn was das Lesen erbaulicher Bücher betrifft, so gestehe ich zu meiner Schande, ich habe niemals eines gelesen. Meine erste Sorge ist, daß nichts an meinem Anputze fehle. Ich sehe die Kirche als einen Schauspielssaal an; und weil ich mir die lange Weile damit vertreibe, daß ich anderer ihre Kleidung untersuche und beurtheile, so bilde ich mir ein, sie thun auf ihrer Seite eben das. Wenn ich vermuthe, es werden einige Herren von meiner Bekanntschaft in der Predigt seyn, so putze ich mich weit mehr. Allein, das ist selten; denn sie kommen nicht viel hinein. Es sind nur die Alten da; und ich bekümmere mich nicht viel darum, ob ich denen gefalle oder nicht.

Madem. Gut.

Vordem, mein Schatz, sah man viel mehr junge Herren in der Kirche, sie waren aber deswegen nicht andächtiger. Die Begierde, das Frauenzimmer zu sehen, zog sie dahin; denn die schönen Kinder giengen sonst nirgend hin, als in die Kirche; und den übrigen Tag blieben sie zu Hause. Heute zu Tage ist es ganz anders. Man sieht sie überall; sie sind allenthalben. Man darf nur in die Gär-

ten, auf die öffentlichen Spatzierplätze gehen, so sieht man ganze Schaaren davon einher ziehen. Es ist nicht schwer, zu errathen, wenn man sie ansieht, daß sie nicht in der Absicht dahin kommen, die zur Gesundheit nöthige Leibesübung vorzunehmen, sondern damit sie sich sehen lassen und gesehen werden. In den Schauspielen, in den Assembleen und dergleichen Oertern wimmelt alles von ihnen. Sie sehen also wohl, daß es unnöthig seyn würde, wenn man sie erst in der Kirche suchen wollte. — Erzählen Sie weiter, Jungfer Eitelfreundinn.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Wenn der Prediger schlecht prediget, so gähne ich und schlafe ein. Schildert er die Laster ab, so deute ich die Abschilderung geschwind auf die oder jene Frau oder Jungfer; und ich habe es mir noch niemals einfallen lassen, daß ich in mich selbst gehen und sehen wollte, ob nicht das auf mich selbst gienge. Zwischen der Zeit, da ich diese Anwendung mache, grüße ich eine Person zur Rechten; ich werfe einen Blick auf eine zur Linken; ich beschäfftige mich in Gedanken mit einer Gesellschaft, wo ich den Abend hingehen will, mit einer andern, worinnen ich kürzlich gewesen; kurz, ich thue mein Bestes, damit die Zeit hingehe, und ich mir diejenige verkürze, die ich da zubringe, und die mir sehr lang vorkömmt.

Fräul. Luise.

Ich thue nicht völlig eben das: aber es läuft doch eben darauf hinaus. Ich höre mit Gleichgül-

gültigkeit zu. Zuweilen habe ich gleichwohl gute Bewegungen: allein, sie vergehen wie ein Blitz; und die Zerstreuungen, denen ich mich überlasse, wenn ich aus der Kirche komme, vertilgen das Andenken von dem, was ich gehöret habe; wenigstens erinnere ich mich dessen nur bloß, damit ich den Prediger beurtheilen könne.

Madem. Gut.

Urtheilen Sie nun darnach, meine Fräulein, von dem Nutzen, den man aus dem Worte Gottes ziehen kann. Indessen lehret uns doch die heilige Schrift, daß es niemals vergebens ausgesprochen werde. Es verhärtet diejenigen, die es nicht bekehret. Es ist wie die Sonne, welche sehr verschiedene Wirkungen, nach der Beschaffenheit derer Gegenstände, hervorbringt, welche sie mit ihren Stralen berühret. Sie bleichet das Wachs und schwärzet das Gesicht; sie zerschmelzet das Eis und verhärtet den Koth. — Was thun Sie nach Ihrem Lesen, mein Schatz?

Fräul. Lucia.

Ich gehe hinunter zum Frühstücke, und unterwegens bitte ich Gott, er wolle doch niemals zulassen, daß ich die Sorge für meine Seele vergesse, und nur gar zu sehr auf meinen Leib denke. Wenn ich mich an den Tisch setze, so danke ich ihm für die Güte, die er hat, daß er mir Speise und auch Lust genug giebt, sie mit Vergnügen zu verzehren.

Jgfr. Zina.

Kann man seine Vergnügungen Gotte eben so wohl darbringen, als seine Beschwerden?

Madem. Gut.

Man muß ihm alles darbringen, meine lieben Freundinnen. Ueber dieses müssen die unschuldigen Ergötzungen, die er uns zu genießen erlaubet, unsere Erkenntlichkeit erwecken. Sie haben zuweilen einen Ekel gehabt; es ist alsdann eine Strafe, etwas zu essen. Was würde es seyn, wenn wir beständig in diesem unangenehmen Zustande wären? Weil Gott nun die Güte gehabt hat, uns dessen zu überheben, und dagegen vielmehr ein Vergnügen damit verbunden hat, wenn wir unsern Bedürfnissen ein Genügen leisten, so ist es das geringste, daß wir ihm unsere Erkenntlichkeit dafür bezeugen. Fahren Sie fort, mein Herz.

Frl. Lucia.

Nach dem Frühstücke mache ich mir eine Stunde eine Lust; das ist, ich gehe in dem Garten herum spatzieren, oder ich singe auch wohl, indem ich etwas arbeite, oder ich spiele auf dem Claviere. Von Zeit zu Zeit erinnere ich mich, daß Gott gegenwärtig ist; ich bringe ihm das dar, was ich thue, oder ich mache auch andere kurze Gebethe.

Fräul. Luise.

Hindert Sie das aber nicht, sich zu vergnügen? Dieser Gedanken und die andern von der Art sind für eine Zeit, wo man sich eine Lust machen will, sehr ernsthaft. Ueber dieses so dünket mich, es müsse

müsse sehr beschwerlich seyn, seine Aufmerksamkeit also zusammen zu nehmen.

Frl. Lucia.

Ganz und gar nicht, mein liebes Fräulein. Dieser Gedanken, Gott ist gegenwärtig, ist sehr tröstlich. Mich dünket alsdann, ich sey ein liebes Kind, welches sich in Gegenwart eines gütigen Vaters die Zeit vertreibt. Dieser zärtliche Vater sieht ihm mit Wohlgefallen zu und hat ein Vergnügen über seine Freude. Weil die Gebethe, die ich alsdann thue, sehr kurz sind, so ist solches nur eine lebhafte Bewegung des Herzens gegen Gott. Im Anfange mußte ich mir freylich alle Mühe geben, daß ich mich dieser guten Gedanken erinnerte: jetzo aber kommen sie von selbst und ohne daß es mir den geringsten Zwang kostet. Um neune gehe ich wieder in mein Zimmer und lese die Historie; ich studiere die Erdbeschreibung; ich schreibe dasjenige auf, was mir bey meinem Leben gefällt. Auf diese Art beschäfftige ich mich bis um zwölfe oder halb ein Uhr, da mein Kammermägdchen kömmt, und mich ankleidet. Diese Zeit ist mir so geschwind vergangen, daß ich stets glaube, sie irre sich um eine Stunde. Wenn ich auf dem Lande bin oder es in der Stadt schön Wetter ist, so höre ich eine Stunde eher auf, damit ich spatzieren gehen könne: allein, das kömmt mir hart an, vornehmlich wenn ich in einem Buche lese, das mich einnimmt.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Und wer zwingt Sie denn, daß Sie Ihr Buch verlassen, wenn Sie mehr Vergnügen an dem Lesen finden, als an dem Spatzierengehen?

Fräul. Lucia

Die Begierde, den Willen Gottes zu vollbringen, und mir nicht anzugewöhnen, daß ich aus Eigensinne handele.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Was fraget doch der liebe Gott darnach, ob Sie lesen oder spatzieren gehen? Ich glaube, das ist ihm sehr gleichgültig. Und hernach so sehe ich auch eben so wenig die Nothwendigkeit, seinen Eigensinn zu zwingen, wenn er so unschuldig ist, als der da, und niemand beleidiget.

Frl. Lucia.

Da mir Gott einen Leib gegeben, so hat er mir auch die Sorge für meine Gesundheit aufgetragen; und ich kann sie nicht hindan setzen oder ihr Abbruch thun, wenn ich es nicht an demjenigen will ermangeln lassen, was er von mir fordert. Nun ist die Leibesübung nothwendig zur Gesundheit; und wenn ich stets eingeschlossen bliebe, so würde ich durch meine Schuld krank werden, das würde aber gewiß dem Willen Gottes zuwider seyn. Sie sagen, es sey nichts böses, seinem Eigensinne zu folgen, wenn er unschuldig ist. Ich gebe es zu; und es geschieht bloß aus Eigenliebe, daß ich mich befleißige, meinen Eigensinn zu brechen. Ich weis nicht, wie es mir in Zukunft ergehen

 wird.

wird. Vielleicht werde ich mich verheurathen; und ungeachtet aller meiner Vorsicht könnte es doch wohl geschehen, daß ich einen Mann bekäme, der eine ganz andere Art von Grillen haben wird, als meine. Hätte ich mich nun gar zu sehr gewöhnet, ihnen zu folgen, so könnte es kommen, daß ich mich vom Morgen bis auf den Abend zanken, oder durch die Nothwendigkeit, stets widersprochen zu werden, viel leiden müßte. Ist es also nicht besser, daß ich mich bey Zeiten darnach einrichte, und mich gewöhne, mir selbst zu widersprechen?

Jgfr. Eitelfreundinn.

Ich bewundere Sie, daß Sie den Entschluß gefasset haben, sich eines Mannes halber zu zwingen. Sie werden ihn verderben, mein Fräulein. Ich sage nicht, daß ich meinem niemals nachgeben werde: aber gewiß, er wird mir erst mit seinem guten Beyspiele vorgehen müssen. Ich werde ihn auf diesen Fuß setzen, bevor ich ihn heurathe; und ich werde ihm die ganze förmliche Erklärung thun, ich begehre nicht, die Sclavinn seiner wunderlichen Einfälle zu werden.

Madem. Gut.

Sie werden eine schöne Haushaltung anfangen, mein Schatz. Ein Liebhaber wird Ihnen versprechen, er wolle den Mond mit den Zähnen fassen, wenn Sie es von ihm verlangen: allein, die Versprechungen dieser Herren sind auf leichte Baumblätter geschrieben, die der erste Wind weg-

führet. Sie erinnern mich an ein eiteles junges Frauenzimmer, welches sich durchaus nicht anders verheurathen wollte, als wenn sie eine Kutsche bekäme. Ihr Liebhaber versprach, er wollte ihr eine anschaffen, und er machte sich so gar schriftlich anheischig dazu. Er hielt ihr auch sein Wort und kaufete ihr eine sehr schöne Kutsche: er wollte aber niemals Pferde dazu halten.

Fräul. Aufrichtig.

Wenn ich glaubete, daß es mir eben so gehen sollte, so wollte ich mein Lebenlang unverheurathet bleiben. Ich gehorche, so lange ich auf der Welt bin, mit Gutem oder Bösem; und ich bin es so sehr überdrüßig, daß ich nun auch meiner Seits begehre, es sollen mir andere gehorchen, und ich will keinem mehr gehorchen.

Jgfr. Zina.

Ich gestehe es Ihnen, mein Schatz, ich denke nicht so, wie Sie. Ich weis, wenn ich einen Mann nehme, so werde ich mir einen Herrn setzen; und ich bin fest entschlossen, alle meine Mühe anzuwenden, daß ich meinen Willen nach seinem richte, es sey im Kleinen oder Großen. Ich werde dieses als eine Pflicht ansehen.

Madem. Gut.

Es fällt mir sehr leicht, meine Fräulein, Ihnen daraus die Nativität zu stellen, oder Ihr künftiges Schicksal voraus zu sagen. Das Fräulein Aufrichtig wird, nach seinen Grundsätzen, die größte Widersprecherinn unter allen Frauen, und

folg-

folglich die unglückseligste seyn: die Jungfer Zina hingegen wird es dahin bringen, daß sie ihren Mann ganz und gar regieret. Man bringt es nur durch Gefälligkeit dahin, daß man sich die Herzen unterwirft. In einigen Jahren, meine lieben Freundinnen, werden Sie mir von meinen Prophezeyungen die Erfüllung sagen können.

Das XXII Gespräch.

Madem. Gut.

Wir wollen mit der Historie des Fräuleins Maria anfangen.

Fräul. Maria.

Cyaxares, des Cyrus Oheim, welchen die heilige Schrift Darius nennet, sah es für gut an, daß er über sein ganzes Königreich viele Landvögte setzete. Sie sollten die unterschiedenen Landschaften desselbigen regieren, damit er der Mühe überhoben wäre. Doch damit sie auch Recht thäten, so setzete er drey andere Fürsten über sie; denen sollten sie Rechnung ablegen. Einer von diesen dreyen war Daniel, dem der König sehr gnädig war. Er übertraf sie auch alle an Verstande und Einsicht; und darum wollte ihn der König sogar über das ganze Königreich setzen. Dieses machete die andern Fürsten und Landvögte eifersüchtig auf ihn, und sie stelleten überall auf, daß sie etwas finden möchten, was ihn stür-

zen könnte. Aber sie konnten nichts wider ihn aufbringen; denn er war treu; und man wußte ihm nichts Schuld zu geben, noch eine Uebelthat beyzumessen. Das erkannten sie wohl und beredeten sich daher, sie wollten ihm wegen seines eifrigen Gottesdienstes eine Falle legen. Sie beredeten also den König, er möchte einen Befehl ergehen lassen, und dadurch verbiethen, es sollte niemand innerhalb dreyßig Tagen von irgend einem Gotte oder Menschen etwas bitten, als nur von ihm; und wer dawider handelte, der sollte in den Graben zu den Löwen geworfen werden. Das that der König und unterzeichnete solchen Befehl. Dadurch konnte er denn nicht wieder geändert werden. Als Daniel solches erfuhr, so gieng er hinauf in sein Haus, und bethete da in seinem Sommerhause, wo er offene Fenster gegen Jerusalem zu hatte. Das geschah dreymal des Tages, wie er es sonst zu thun pflegete. Man wußte, daß er diese Gewohnheit hatte; und seine Feinde giengen deswegen eben um die Zeit zu ihm und fanden ihn also vor seinem Gotte bethen. Sogleich meldeten sie es dem Könige, und stelleten ihm vor, das wäre ein Frevel und großer Ungehorsam von Danieln, der noch dazu ein Gefangener aus Juda wäre; und das könnte nicht so ungestrafet hingehen. Der König wurde sehr betrübt darüber, da er solches hörete, und that alles, was er konnte, damit er Danieln von der Strafe losbrächte, und ihm das Leben rettete. Allein die Großen redeten ihm zu, und sageten: Das gienge nicht an, der

Meden

Meden und Perser Recht wäre, was der König einmal beschlossen und gebothen hätte, das müßte unverändert bleiben. Er ließ also Danieln gegen Abend vor sich bringen und sagete mit betrübtem Herzen zu ihm: Dein Gott, dem du ohne Unterlaß dienest, wird dir schon helfen. Und damit warfen sie ihn zu den Löwen in den Graben. Der König mochte wohl muthmaßen, daß Daniels Feinde ihn gern todt hätten. Er ließ daher einen großen Stein bringen; der wurde vor die Thüre an dem Graben geleget; und der König versiegelte ihn mit seinem eigenen Ringe und mit dem Petschaftringe seiner Gewaltigen, damit keiner an Danieln Muthwillen üben und ihn umbringen könnte, wenn es die Löwen nicht thäten. Darauf gieng er ganz betrübt in das Schloß und wollte den Abend weder essen noch trinken; er konnte auch die ganze Nacht über vor Bekümmerniß nicht schlafen. So bald nur der Tag anbrach, stund er auf und eilete zu dem Graben, worinnen die Löwen waren. Er rief mit klägli-cher Stimme hinein: Mein lieber frommer Daniel, hat dich dein Gott, dem du so fleißig gedienet, auch wohl vor den Löwen bewahret, daß sie dich nicht zerrissen haben? Ja, allergnädigster Herr, antwortete Daniel; mein Gott hat seinen Engel gesandt; der hat den Löwen den Rachen zugehalten, und sie haben mir nichts thun können; denn ich bin unschuldig vor ihm; und ich habe auch nichts wider meinen König verbrochen. Hierüber wurde Darius sehr froh und ließ ihn

sogleich aus dem Graben ziehen. Er war nicht im geringsten beschädiget. Hieraus erkannte nun der König seine Unschuld. Er ließ daher sogleich seine Ankläger holen und zur Strafe für ihre Bosheit zu den Löwen in den Graben werfen. Sie kamen aber nicht einmal hinunter auf den Boden; denn die Löwen sprangen in die Höhe, ergriffen sie, und zermalmeten auch sogar ihre Knochen.

Madem. Gut.

Wenn man allen Eifersüchtigen, Boshaften und Verleumdern also begegnete, so würde deren nicht eine so große Anzahl seyn.

Fräul. Maria.

Ich für mein Theil denke, Cyaxares Darius sey ein rechter zaghafter Herr gewesen, daß er seinen Großen so die Gewalt über sich gelassen, und einen Mann, von dem er doch wußte, daß er unschuldig war, dem Tode ausgesetzet, und dessen Neider und Angeber nicht vielmehr sogleich gestrafet hat.

Madem. Gut.

Das ist das Schicksal der schwachen Prinzen; sie sind die Diener der Leidenschaften aller derjenigen, die um sie sind. Die Schwachheit dienet ihnen statt aller Leidenschaften. Was ich von den Fürsten sage, das ist von allen Menschen zu verstehen. Eine schwache Seele ist zu allem Uebel fähig, das man sie will begehen lassen. Ich wollte lieber, glaube ich, mit einem Boshaften zu thun haben, als mit einem Menschen von solcher Gemüths-

müthsart. Man kann sich nicht eine Vierthelstunde sichere Rechnung auf ihn machen.

Fräul. Verständig.

Sie haben mir erlaubet, ich solle diesen Fräulein die Geschichte erzählen, welche den Cyrus mit angehen. Ich will ihnen beweisen, daß dieser Cyaxares keinen Verstand hatte; denn er war eifersüchtig.

Madem. Gut.

Sie haben Recht, mein Schatz. Die Eifersucht ist das unfehlbare Merkmaal eines kleinen Geistes. Mich dünket aber gleichwohl, man müsse uns erst sagen, wer Cyrus gewesen, ehe wir vom Cyaxares reden. Das Fräulein Geistreich mag anfangen; hernach werden Sie fortfahren.

Fräul. Geistreich.

Astyages, König in Meden, hatte schon eine große Tochter, als Cyaxares, sein Sohn, auf die Welt kam. Er vermählete diese Tochter, welche Mandane hieß, mit dem Erben des Königreiches Persien, Cambyses. Das Königreich Persien war damals eben nicht sehr groß: es war aber doch sehr ansehnlich; weil es von Leuten bewohnet wurde, welche tugendhaft waren. Dieß kam nicht daher, daß die Perser ganz andere Neigungen gehabt hätten, als die andern Völker; sie kamen nicht frömmer und rechtschaffener auf die Welt, als ihre Nachbarn; sondern die gute Erziehung, die sie erhielten, verbesserte ihre Fehler und machte, daß sie eine ganz andere Art Menschen zu seyn

schienen.

schienen. Ihre Aeltern gaben ihnen diese gute Erziehung nicht. Es war keinem Vater erlaubet, seinen Sohn bey sich zu behalten; und man mußte alle diejenigen Kinder, die einmal etwas werden sollten, in die öffentlichen Schulen schicken. Diese waren von dreyerley Art. In der erstern, welche für die kleinen Kinder war, aß man niemals etwas anders, als Brodt und Kresse; und trank nichts, als Wasser. Die Betten waren bloße Decken, die auf der Erde ausgebreitet wurden; und so kalt es auch war, so machete man doch niemals ein Feuer an. In dieser Schule gewöhnete man die Kinder, daß sie die Pflichten der Religion in Ehren halten, sie lieben und ausüben mußten; man gewöhnete sie auch zu einem großen Gehorsame; und wenn sie viele Jahre in dieser Schule zugebracht hatten, so schickete man sie in ihrem funfzehnten oder sechzehnten Jahre in die zweyte Schule oder Classe.

Fräul. Maria..

Sie wissen wohl, meine liebe Gut, ich bin eben nicht genäschig und leckerhaft; und ich weis wohl, ein hartes Leben verlängert unsere Tage. Indessen kann ich doch das Leben nicht billigen, welches man diese armen Kinder führen ließ. Wie? immer Kresse und Kresse? Würden sie nicht eben so stark geworden seyn, wenn man ihnen von Zeit zu Zeit ein Bißchen Angeschlagenes oder ein Stückchen Braten gegeben hätte? Ich befinde mich recht vortrefflich wohl; und ich esse das sehr oft.

Madem.

Madem. Gut.

Die Perser befanden sich noch besser, mein Schatz. Vielleicht gestund man diese kleinen Leckerbißchen den Mägdchen zu. Es war aber gut, daß man die Knaben zu etwas mehrerm gewöhnete. Sie befanden sich besser dabey, wenn sie in den Krieg zogen, wo man sich oftmals glücklich schätzet, wenn man nur Brodt und Wasser hat.

Fräul. Heftig.

Aber so auf der Erde nur auf einer bloßen Decke schlafen, das ist doch wohl sehr hart?

Madem. Gut.

Ich versichere Sie, mein liebes Fräulein, der Leib gewöhnet sich zu allem, wie Ihnen neulich das Fräulein Verständig sagete. Ich habe in meiner Jugend auf einem Bette geschlafen, das so hart war, wie ein Brett; und das hat mir einen guten Dienst geleistet. Ich schlafe überall gut; da ich hingegen Leute sehe, die kein Auge zuthun können, wenn sie in ein anderes Bette kommen. Sagen Sie, ist das nicht recht beschwerlich? Das Fräulein Maria wünschet den Persern nur das, was es kennet, und was es selbst gern ißt. Ein Kind, welches in dem Gebirge geboren wäre, würde ihnen nur Erdäpfel wünschen; und wenn die Schule der Perser noch vorhanden wäre, so würden diese Kinder vielleicht dafür halten, daß sie sehr schlecht gespeiset würden, weil sie nicht bey allen Mahlzeiten Kresse hätten. Alles, was den Leib angeht, beschäfftiget die Aufmerksamkeit einer vernünf-

nünftigen Person nicht. Er ist ein Thier, welches man gewöhnet, wie man will. — Fahren Sie fort, Fräulein Geistreich; was that man in der zweyten Classe?

Fräul. Geistreich.

Man bildete den Leib der jungen Leute vollends durch beschwerliche und saure Uebungen. Sie mußten alle Nacht auf der Wacht seyn und zuweilen mit dem Könige auf die Jagd gehen, wo sie zu den mühsamsten Verrichtungen gebrauchet wurden. In der dritten Classe oder Schule befliß man sich endlich, sie diejenigen Künste und Wissenschaften zu lehren, die zu dem Stande gehöreten, den sie ergreifen wollten. Da Mandane einen Sohn bekam, den sie Cyrus nannte: so wurde er so, wie die andern Kinder, in diesen öffentlichen Schulen erzogen. In seinem zwölften Jahre aber nahm ihn seine Mutter mit sich nach Meden, daß er seinen Großvater besuchen sollte, der ihn gern sehen wollte. Dieß war eine sehr gefährliche Reise für den jungen Cyrus. Man lebete in Meden sehr herrlich; und es war zu befürchten, die Verschwendung, die Pracht und das Wohlleben möchten einem Kinde von zwölf Jahren einen Ekel vor den ungekünstelten und schlechten Sitten der Perser machen. Die gute Gemüthsart des Cyrus rettete ihn vor dieser Gefahr; und als sein Großvater ihn einst fragete, was er von diesen großen Schmausereyen dächte? so antwortete er ihm: Die Meden geben sich viele Mühe und machen große

Umwege, den Bedürfnissen der Natur abzuhelfen; die Perser nehmen einen viel kürzern und leichtern Weg; ein wenig Brodt und Kresse und ein Trunk Wasser sind ihnen genug dazu.

Madem. Gut.

Fräulein Heftig, wenn Sie sich des köstlichen und prächtigen Mahles erinnern, welches Astyages anstellete, damit der junge Cyrus bey ihm bleiben möchte, so seyn Sie so gütig und erzählen es uns.

Frl. Heftig.

Astyages hatte sich in den Kopf gesetzet, er würde den jungen Cyrus durch die Pracht und Herrlichkeit seines Hofes verblenden können. Er lud daher die Vornehmsten an demselben zu einem großen Mahle ein und befahl ihnen, sie sollten sich auf das allerprächtigste dazu kleiden lassen. Cyrus sah alles mit gleichgültigen Augen an. Zu Ende der Tafel sagete Astyages zu ihm: „Ich gebe dir alles, was auf der Tafel ist; du kannst es „nach deinem Gefallen austheilen und denen schenken, die du am liebsten hast.„ Cyrus gab dem einen Bedienten eine Schüssel, weil er bemerket hatte, daß er seinem Großvater gute und treue Dienste leistete; eine andere demjenigen, der für seine Mutter Sorge trug; derjenige, der ihn reiten lehrete, bekam auch ein Geschenk; kurz, er verschenkete nichts, wobey er nicht eine gute Ursache hatte, warum er einem etwas schenkete. Sie erhielten auch alle etwas: des Königes Mundschenk

aber,

aber, welcher Sakas hieß, gieng leer aus. Dieser Bediente hatte zugleich auch das Amt, daß er diejenigen, die zu dem Könige wollten, zu ihm hinein lassen mußte. Nun war es ihm nicht möglich gewesen, den jungen Cyrus so vielmal hinein zu lassen, als er es verlangete; denn er kam oftmals, wenn sein Großvater in Geschäfften war. Dieses konnte Cyrus nicht verschmerzen; und daher ließ er ihm bey dieser Gelegenheit seine Empfindlichkeit blicken und gab ihm nichts. Sein Großvater aber war damit nicht recht zufrieden. „Weil du „doch die Verdienste belohnest, sagete er zu ihm, „so hättest du billig dem Sakas auch etwas schen„ken sollen, der mir so gut zu trinken reichen „kann.„ — „Dazu brauchet man nicht eben sehr „geschickt zu seyn, antwortete Cyrus; ich bin nur „noch ein Kind, und ich bin doch versichert, ich will „es eben so gut machen, als er.„

Das möchten wir doch sehen, sagete der König. Sogleich nahm Cyrus alles, was dazu gehörete, und schenkete ihm mit sehr guter Art zu trinken ein, und überreichete es mit aller nöthigen Geschicklichkeit. Als er wahrnahm, daß sein Großvater ein Vergnügen darüber hatte, so rief er mit Lachen aus: „Du bist verloren, armer Sa„kas, ich werde nun dein Amt bekommen.„ — „Noch nicht, sagete Astyages; denn du hast das „Vornehmste vergessen; du hast den Wein nicht „erst gekostet.„ — „Das habe ich mit allem „Fleiße vergessen, antwortete Cyrus; ich habe „eben kein Gift kosten wollen.„ — „Und warum

„sagest

„sagest du, der Wein sey Gift?„ fragete Astyages. Cyrus antwortete: „Weil er denjenigen den Ver„stand benimmt, die davon trinken. Ich habe es „neulich bemerket. Nachdem Sie davon getrun„ken hatten, so vergaßen Sie, daß Sie König wa„ren; und die andern vergaßen es auch, daß sie „Ihre Unterthanen waren. Sie redeten alle zu„sammen zugleich; sie lacheten ohne Ursache; und „als Sie tanzen wollten, so konnten Sie fast auf „keinem Beine stehen und giengen ganz die Quee„re.„ — „Begegnet denn das deinem Vater „Cambyses nicht?„ fragete Astyages. „Nein, „gar nicht, gab ihm Cyrus zur Antwort. Wenn „mein Vater getrunken hat, so dürstet ihn nicht „mehr; das ist alles, was ihm begegnet.„

Jgfr. Schönichinn.

Meine liebe Gut, ich denke, man würde dafür, daß man den Cyrus gelehret hätte, nur bloß von Kräutern zu leben, wie ein Thier, wohl eben so gut gethan haben, wenn man ihn gewöhnet hätte, daß er nicht zur Unzeit einen Verdruß worüber fassen noch sich zu rächen suchen sollte. Es war sehr häßlich, daß er über den Mundschenken böse wurde; denn kurz, dieser Mann hatte seine Pflicht gethan. Waren nicht die Tugenden der Perser der Lacedämonier ihren ein wenig ähnlich?

Madem. Gut.

Ich gestehe es, Ihre Anmerkung ist sehr gut, mein Fräulein. Des Cyrus Unwillen war nicht

gerecht, und die Rache, die er ausübete, niederträchtig. Ein Mensch, welcher Großmuth besitzt, rächet sich nicht an einem andern, der sich nicht wider ihn vertheidigen kann. Uebrigens war dieses vielleicht nicht ein Fehler der Schule der Perser, sondern des Cyrus. Haben Sie niemals unterlassen, meine Fräulein, dasjenige zu beobachten, was ich Ihnen empfohlen hatte? — Wir wollen zu Ende dieser Lehrstunde noch weiter vom Cyrus reden, wenn wir Zeit dazu haben. Es sind uns noch einige Historien übrig, welche vorgehen müssen. Fräulein Heftig, die Reihe ist an Ihnen.

Frl. Heftig.

Gott redete einmal mit einem Manne, welcher Jona hieß, und sagete zu ihm: Mache dich auf und geh nach der Stadt Ninive und kündige ihr an, sie solle wegen ihrer Bosheit in vierzig Tagen untergehen. Jona wollte dem Herrn nicht gehorchen, sondern gedachte, er wollte lieber vor ihm fliehen. Denn er sagete bey sich selbst: Der Herr ist gnädig, barmherzig, langmüthig und von großer Güte und Treue; er verzeiht leicht und strafet nicht gern. Wenn es die Niniviten bereuen werden, daß sie Böses gethan haben, so wird es ihnen Gott auch vergeben; und dann werde ich für einen Lügner gehalten werden. Er begab sich also auf das Meer zu Schiffe und wollte an einen andern Ort fahren, damit er dem Herrn aus dem Gesichte käme; als wenn auch irgend ein Ort wäre, wo man sich den Augen Gottes und seiner Macht entziehen

ziehen könnte. Aber da er nun auf dem Meere fuhr, so entstund ein starker Wind und ein entsetzliches Ungewitter, daß man nicht anders dachte, als das Schiff müßte zu tausend Trümmern gehen. Die Schiffleute sucheten, es leichter zu machen, und warfen deswegen ihr Geräthe hinaus. Sie waren in grausamer Angst, und ein jeder schrye und bethete zu seinem Gotte. Jona aber war hinunter in das Schiff gestiegen und lag da und schlief. Der Schiffherr gieng zu ihm und weckete ihn auf, und sagete, er sollte doch seinen Gott auch anrufen, vielleicht würde er ihnen helfen. Man losete, damit man erfahren möchte, wer unter ihnen an dem Sturme wohl Schuld wäre. Das Loos traf den Propheten Jona, und man fragete ihn, wer er wäre und was er gethan hätte? Er erzählete es ihnen; und sie erfuhren also mit großem Schrecken, daß er vor dem Herrn flöhe, der die Erde und das Meer gemacht hätte, und dem Wind und Wellen zu Gebothe stünden. Darauf frageten sie ihn in der Angst: Was sollen wir denn nun mit dir anfangen, daß uns das Meer still wird? Das will ich euch wohl sagen, antwortete Jona; nehmet mich und werfet mich in das Meer; denn ich weis, daß euch nur um meinetwillen dieß Unglück begegnet, und daß der Herr mich allein verfolget. Aber die Leute wollten das nicht gern thun, sondern sucheten mit allen Kräften, ob sie etwan an das Land kommen könnten. Doch es gieng nicht an; und der Sturm wurde immer ärger. Sie nahmen daher endlich den Jo-

na und warfen ihn in das Meer; und da hörete es gleich auf zu toben und wurde still. Gott schickete aber einen großen Fisch, der mußte Jonam verschlingen: doch war es eben nicht ein Walfisch; denn der hat kein so großes Maul, sondern ein anderer großer Fisch. Jona blieb in dem Leibe dieses Fisches drey Tage und drey Nacht, und bethete darinnen zu dem Herrn seinem Gotte, der ihn so wunderbarlich erhielt. Nach diesen dreyen Tagen mußte der Fisch Jonam wieder an das Land speyen; und da bekam Jona von neuem den Befehl, er sollte der Stadt Ninive den Untergang ankündigen. Nunmehr war Jona nicht mehr so widerspänstig, sondern er gieng hin.

Ninive aber war eine recht entsetzlich große Stadt, und man brauchete drey Tage dazu, ehe man sie ausgehen konnte. Jona gieng eine Tagereise weit hinein; und da fieng er an zu predigen und sagete: Es sind noch vierzig Tage, alsdann wird Ninive untergehen. Als die Einwohner diese erschrecklichen Drohworte höreten, so wandten sie sich zu Gott, glaubeten an ihn, und ließen predigen, man sollte fasten und bethen; und kleine und große, vornehme und geringe legeten ihren Putz ab, zogen Säcke an und warfen sich auf die Erde und betheten im Staube und in der Asche. Der König selbst that solches und ließ ein sehr strenges Fasten ansetzen, wo weder Menschen noch Vieh das geringste zu sich nehmen sollten; ein jeglicher sollte sich von seinem bösen Wege und von seiner Gottlosigkeit bekehren. Wer weis, se-

sete er hinzu, ob sich Gott nicht durch unsere Reue, durch unser Bitten und Flehen von seinem grimmigen Zorne bewegen läßt und uns Barmherzigkeit erweist, daß wir nicht verderben? Da auch Gott ihre Buße und Bekehrung sah, so erbarmete er sich ihrer; und er that ihnen das Uebel nicht, welches er ihnen hatte drohen lassen. Das verdroß Jona recht sehr, und er wurde überaus zornig. Das habe ich wohl gesaget, sprach er; und darum wollte ich nichts damit zu thun haben, sondern lieber fortgehen. Ich wollte, daß ich nur todt wäre. Er bath auch Gott, in seinem unbilligen Unmuthe, er möchte ihn nur von der Welt nehmen. Er gieng vor Verdrusse zur Stadt hinaus, und machete sich auf dem Felde eine Hütte, worein er sich setzete; denn er wollte doch gern sehen, wie es noch endlich mit der Stadt ablaufen und ob ihr denn gar nichts wiederfahren würde. Hier ließ Gott einen Kürbis wachsen; der schlang sich mit seinen Ranken an der Hütte hinauf und machete dem Jona mit seinen breiten Blättern Schatten. Darüber freuete sich nun Jona sehr. Aber Gott schickete einen Wurm; der stach den Kürbis oder fraß ihm die Wurzel ab; und da verdorrete das Gewächs. Den andern Morgen ließ Gott einen dürren Wind wehen und die Sonne brannte sehr heiß. Sie stach Jona so heftig auf den Kopf, daß er ganz matt und ohnmächtig wurde. Da wünschete er sich vor Verdrusse zum andern Male den Tod und glaubete, er wäre mit Rechte böse. Aber Gott wies es ihm

anders. Dich jammert es, sagete er zu ihm, daß der Kürbis verdorret ist. Du hast ihn aber ja doch nicht gepflanzet, noch aufgezogen, noch sonst etwas daran gethan; er wuchs in einer Nacht auf. Gleichwohl bedaurest du ihn so sehr, daß du dir den Tod wünschest, weil er eben so wieder verdorret ist. Sollte es mich denn nun nicht jammern, wenn Ninive, eine so große Stadt, auf einmal verdürbe? Sollte ich es ihr auch nicht verzeihen, da sie ihre Sünden bereuet? Es sind ja mehr denn hundert und zwanzig tausend Menschen darinnen, die nicht zu unterscheiden wissen, was Recht oder Link ist; die vielen Thiere nicht einmal gerechnet.

Fräul. Maria.

Pfui, das war garstig von dem Propheten, daß er böse darüber war, daß Gott diesen armen Leuten verzieh.

Madem. Gut.

Man muß gleichwohl seinen Fehler vergessen, weil ihm Gott solchen vergeben und ein Wunderwerk gethan hat, damit er ihm denselben zu erkennen gäbe, und die Aufführung rechtfertigte, welche er gegen die strafbare und reuige Stadt beobachtet hat. Bewundern Sie doch auch des Jona Entschuldigung: Der Herr ist gnädig, barmherzig und langmüthig. Er hält lange mit der Strafe zurück: endlich aber strafet er doch, wenn man fortfährt, seine Gnade zu misbrauchen. — Nun sind Sie an der Reihe, Fräulein Charlotte.

Fräul.

Fräul. Charlotte.

Es war einmal ein Mann in dem Lande Uz, der hieß Hiob. Er lebete schlecht und recht und war gottesfürchtig und hütete sich vor dem Bösen. Dafür segnete ihn auch Gott reichlich. Er hatte sieben Söhne und drey Töchter und viel Vieh und Gesinde; und war daher auch reicher und vornehmer, als alle, die da herum wohneten. Alle Tage gab einer von seinen Söhnen, nach der Reihe herum, seinen Brüdern und Schwestern einen Schmaus, und sie lebeten herrlich und in Freuden: den achten Tag aber hatte sie Hiob alle mit einander bey sich. Alsdann opferte er so viele Opfer, als ihrer waren, und bath Gott um Verzeihung wegen aller der Sünden, die sie in der Lust möchten begangen haben, damit er sie wieder mit ihm versöhnete und also heiligte.

Es geschah aber einmal, daß die Kinder Gottes vor den Herrn kamen; und der Satan kam auch mit. Da fragete ihn der Herr: Wo kömmst du her, Satan? Und er antwortete: Ich habe das Land umher durchzogen. Nun, sagete der Herr, hast du nicht auf meinen Knecht Hiob Acht gehabt? Seines Gleichen an Gottesfurcht ist nicht mehr im Lande. O, antwortete Satan, meynest du, daß er umsonst so gottesfürchtig ist? Du hast ihn reichlich gesegnet und groß gemacht, und das Seinige stets behütet. Es ist keine Kunst, daß man dich liebet und ehret, wenn es einem wohl geht. Aber zieh deine Hand von ihm ab, nimm ihm alles, was er hat; was gilts, er wird

dich ins Angesicht segnen oder wider dich murren, dich tadeln und dir nicht mehr so dienen. Darauf sagete Gott: Ich überlasse dir alles das Seinige, du kannst damit machen, was du willst; nur ihm selbst sollst du nichts thun. So gleich gieng Satan weg, hinunter auf die Erde, und dachte, er wollte dem Hiob schon so viel Unglück zufügen, daß er endlich wider Gott murren sollte.

Eines Tages also, da Hiobs Kinder zusammen bey ihrem ältesten Bruder zu Gaste waren, kam ein Bothe zu Hiob und sagete zu ihm: Wir waren auf dem Felde und pflügeten und hüteten das Vieh, da kamen die Araber und trieben alles fort, und schlugen alle deine Leute todt. Ich bin nur allein davon gekommen, daß ich es dir ansagen können. Er hatte noch nicht ausgeredet, so kam schon ein anderer und sagete: Es fiel ein großes Feuer vom Himmel, und verbrannte alle deine Schafe und Knaben oder Hirten. Ich allein bin nur noch dem Unglücke entronnen, damit ich es dir sagen könnte. Als dieser auch noch erzählete, so kam schon wieder einer und berichtete: Es hätten die Chaldäer in dreyen Haufen seine Kameele überfallen, die Leute dabey umgebracht, und sie alle zusammen mitgenommen. Kaum hatte Hiob diese Nachricht gehöret, so meldete ihm noch ein anderer: Ein großer entsetzlicher Wind hat das Haus umgerissen, worinnen deine Kinder bey ihrem ältesten Bruder zu Gaste waren; und sie sind nebst ihren Bedienten alle zusammen von dem eingestürzeten Hause erschlagen worden bis auf mich.

mich. Da Hiob so vielerley Unglück auf einmal hörete, so stund er auf, zerriß seine Kleider, zerraufete sich die Haare, zum Zeichen, daß er bey seinem Verluste nicht unempfindlich wäre. Er fiel nieder auf die Erde und bethete. Dabey sagete er die schönen Worte: „Ich bin nackend von „meiner Mutter Leibe gekommen; nackend werde „ich auch wieder dahin fahren. Der Herr hat es „gegeben; der Herr hat es genommen; der Namen „des Herrn sey gelobet!„ Das war alles, was Hiob in seinem großen Schmerzen bey aller der Widerwärtigkeit sagete; und damit versündigte er sich noch nicht. Durch Murren aber wäre es wohl geschehen; und das wollte Satan auch gern. Als er daher wieder vor Gott kam, und Gott ihn bestrafete, daß er ohne Ursache Hioben so viel Unglück zugefüget, der doch noch immer fromm bliebe, so sagete er: So lange ein Mensch noch gesund bleibt, kann er alles verschmerzen: aber laß Hioben an seinem Gebeine und Fleische leiden, so wird er ganz anders reden. Nun wohl, antwortete Gott, du magst ihn auch noch an seinem Leibe plagen: nur laß ihm das Leben. So gleich machete der Satan, daß Hiob über und über von dem Kopfe bis auf die Füße voller bösen Geschwüre wurde. Er mußte einen Scherben nehmen und sich damit kratzen, oder den Eiter wegnehmen, der aus den Geschwüren gieng, und mußte in Asche sitzen, damit er solche trocken machete; denn er hatte nichts mehr, womit er sich sonst helfen konnte. Zum größten Uuglücke und zu mehrer

Marter hatte ihm Gott seine böse Frau gelassen. Sie war recht gottlos und wollte ihn auch gern so haben. Sie spottete ihn aus, und fragete: Was hilft dir nun alle deine Frömmigkeit? Willst du noch fest an Gott halten? Ich dächte, du segnetest ihn, oder ließest dein Vertrauen auf ihn fahren, und stürbest. Hiob aber kehrete sich an ihr Geschwätz nicht. Er sagete zu ihr: Du redest, wie die närrischen Weiber alle reden. Haben wir von Gott Gutes empfangen; warum sollten wir das Böse nicht auch annehmen? So blieb Hiob noch immer geduldig. Seine Freunde kamen, ihn zu besuchen. Aber da sie ihn in seinem Leiden hätten trösten sollen, so macheten sie ihm vielmehr mancherley Vorwürfe, als wenn er diese Trübsal ganz wohl verdienet hätte. Hiob ertrug alles mit Geduld und wünschete nur, daß sein Leiden durch den Tod bald geendiget würde, und tröstete sich dabey mit einer fröhlichen Auferstehung. Aber Gott wollte seine Unterwerfung und Ergebung in seinen Willen auch noch hier in der Welt belohnen und machte ihn daher wieder gesund. Er gab ihm zweymal so viel wieder, als er gehabt hatte, und segnete ihn mehr, als vorhin. So bekam Hiob auch eben so viel Söhne und Töchter wieder, als er gehabt hatte, die aber noch viel schöner waren; und er lebete nachher noch lange und glücklich.

Madem. Gut.

Diese Erzählung aus der heiligen Schrift reichet uns eine große Menge Betrachtungen dar.

Lassen

Lassen Sie hören, Fräulein Verständig, was für Gedanken und Empfindungen hat diese Geschichte bey Ihnen hervorgebracht?

Fräul. Verständig.

Sie erfüllet mich mit einem großen Vertrauen auf Gott. Es läßt, als wenn die Begebenheiten, welche verdrüßlich zu seyn scheinen, von einem ungefähren Zufalle hervorgebracht werden. Indessen sehe ich doch, Gott verordnet sie, Gott mißt sie ab; und er mißt auch die Geduld ab; welche wir nöthig haben, sie zu ertragen. Mich dünket, nichts sey tröstlicher.

Madem. Gut.

Das ist wahr, mein Schatz, alle Haare auf unserm Haupte sind gezählet. Es fällt keines ohne die Erlaubniß unsers himmlischen Vaters herab. Alle Macht der Hölle mag sich immerhin wider uns vereinigen; sie kann nichts ohne ausdrückliche Erlaubniß Gottes, welcher solche niemals, als zu unserm Besten, bewilliget; das ist, entweder unsere Fehler zu bestrafen, und uns zu vermögen, daß wir wieder zu ihm zurück kehren, wie wir aus des Manasse Geschichte erlernen, oder uns die Gelegenheit zur Ausübung großer Tugenden zu verschaffen, wie es uns die Historie vom Hiob beweist.

Es würde uns noch vieles in der heiligen Schrift zu lernen übrig seyn, meine lieben Kinder. Was Sie aber davon wissen, ist zu Ihrer

Erbauung

Erbauung hinlänglich; und das Uebrige erfordert noch einige Jahre mehr, als Sie haben. Die Bücher der Propheten zum Exempel. Die mögen Sie für sich lesen, und ich will Ihnen das, was Sie nicht recht verstehen werden, so gut erklären, als ich es es nur immer selbst kann.

Jungfer Miekchen.

Meine liebe Gut, ich habe unter meinen Büchern ein Trauerspiel; das heißt Esther; und man saget in der Vorrede, es sey aus der heiligen Schrift genommen. Sie haben uns aber davon nichts gesaget?

Frl. Heftig.

Und mein Papa hat ein Gemälde, worauf der alte blinde Tobias von seinem Sohne wieder sehend gemacht wird; warum haben Sie uns denn auch davon nichts gesaget?

Madem. Gut.

Weil ich niemand beleidigen will, meine Fräulein. Man hat wegen dieser und vieler andern Historien zweyerley Meynungen. Hier in Sachsen, in Brandenburg, in Hanover und noch einigen andern Ländern mehr, saget man, sie seyn nicht durch Eingebung des heiligen Geistes geschrieben worden, und gehören also nicht zur heiligen Schrift; daher setzet man sie auch in denen hier gebräuchlichen Bibeln unter die apokryphischen Bücher, das ist unter diejenigen, die der heiligen Schrift nicht gleich zu achten sind, wenn sie gleich nützlich und

gut

gut zu lesen wären. Man sieht sie als die Geschichte der Perser und anderer Völker an, die man eben nicht durchaus nothwendig glauben darf; weil die Menschen, die sie geschrieben haben, sich haben irren können. In Böhmen, in Oestreich, in Bayern und noch anderwärts hingegen behauptet man, diese Historien seyn von dem heiligen Geiste eingegeben, und man müsse sie also nothwendig glauben, weil es nicht möglich sey, daß er etwas habe aufschreiben lassen, was nicht wahr sey. Dieses hat mich bewogen, daß ich mit Ihnen nicht davon geredet habe. Denn wenn ich Ihnen gesaget hätte, sie wären aus der heiligen Schrift, so würde ich wider die Meynung der Sachsen und vieler andern geredet haben, die es nicht glauben. Sagete ich Ihnen hingegen, sie wären apokryphisch und gehöreten eigentlich nicht mit dazu, so würde ich den Oestreichern, Bayern und andern anstößig seyn, die sie für kanonisch oder von dem heiligen Geiste eingegeben halten. Sie sehen also, daß ich eine gute Ursache gehabt habe, nichts davon zu sagen

Jgfr. Schönichinn.

Ich finde ein gutes Mittel dawider, meine liebe Gut. Geben Sie uns solche auf, und sagen Sie nicht, was Sie davon denken. Alsdann mag sie ein jeder für das nehmen, wofür er sie nehmen will; und es wird niemand Ursache haben, sich darüber zu ärgern.

Madem. Gut.

Sie haben Recht, mein Schatz; ich will sie Ihnen also auf das nächste Mal vorgeben. — Aber Sie gähnen, Fräulein Maria. Das Gähnen ist eine Wirkung, eine Zufälligkeit der langen Weile. Sollte Ihnen das, was wir gesaget haben, wohl lange Weile verursachet haben?

Fräul. Maria.

Was will das sagen, das Gähnen ist eine Wirkung der langen Weile?

Madem. Gut.

Das wird mich in eine weitläuftige Erklärung führen, mein Schatz, und unsere Lehrstunde gar zu lang machen.

Fräul. Heftig.

Je nun, meine liebe Gut, wir werden desto später weggehen. Sie sehen wohl, es regnet; und wir können doch sonst nirgends hingehen. Erlauben Sie uns, daß wir die Besuchzeit bey Ihnen zubringen.

Madem. Gut.

Ich lasse es mir gefallen, mein Schatz; jedoch unter der Bedingung, daß diejenigen, welchen die Zeit lang werden wird, Freyheit haben mögen, hinweg zu gehen. — Zuerst muß man wissen, daß es keine Wirkung ohne Ursache giebt.

Fräul. Maria.

Das verstehe ich noch nicht besser, meine liebe Gut. Geben Sie uns ein Exempel, das bringt

mir

mir gleich anfangs die Dinge in den Kopf, die mir am allerschwersten vorkommen.

Madem. Gut.

Sie haben Recht. Es wird nun bald Nacht; weil die Seite der Erde, worauf wir wohnen, immer weniger und weniger nach der Seite der Sonne gekehret ist; oder damit ich mich der geographischen Redensart bediene, weil die Sonne unter unsern Horizont geht. Morgen früh um zehne wird es heller Tag seyn; weil alsdann die Sonne über unserm Horizonte seyn wird, oder weil alsdann unsere Erdseite nach der Seite der Sonne gekehret seyn wird. Diese Rückkehr des Lichtes beut mir zweyerley Sachen dar: die Sonne, welche das Licht hervorbringt, und das Licht, welches von der Sonne hervor gebracht wird. Ich frage Sie jetzo, Fräulein Maria, was ist die Ursache des Lichtes, oder wovon kömmt das Licht her?

Frl. Maria.

Von der Sonne; sie ist die Ursache des Tages.

Madem. Gut.

Und was ist die Wirkung der Sonne; oder was bringt die Sonne hervor?

Frl. Maria.

Die Wirkung der Sonne ist das Licht; denn das bringt sie hervor. Ich verstehe es nunmehr, meine liebe Gut, und ich will es Ihnen wiederholen. Die Sonne ist die Ursache; und das Licht ist die Wirkung.

Madem. Gut.

Man kann es nicht besser sagen, mein Schatz. Begreifen Sie nunmehr wohl, meine Fräulein, daß es keine Wirkung giebt, die nicht eine Ursache hat?

Fräul. Heftig.

Ja, ich begreife es. Es würde lächerlich seyn, wenn ich zum Exempel sagen wollte: Es ist Nichts, was das Licht hervorbringt. Das Nichts kann nichts hervorbringen; sonst würde es das geben, was es nicht hat; und das ist unmöglich.

Madem. Gut.

Ich will Ihnen ein Beyspiel von dem geben, was Sie gesaget haben, Fräulein Heftig. Ich finde Sie krank; ich befühle Ihnen den Puls; und ich sehe, Sie haben ein starkes Fieber. Sie sagen mir, Sie haben ein gewaltiges Magendrücken, es sey Ihnen, als wenn Sie sich immer brechen wollten; und indessen befanden Sie sich doch heute früh sehr wohl, und Sie hatten eine so große Lust zu essen, daß Sie zweymal so viel gegessen haben, als sonst. Ich erkenne daraus, daß Sie eine Unverdaulichkeit haben; und ich sage, die Unverdaulichkeit ist eine Wirkung; diese Wirkung muß denn eine Ursache haben, und ich kenne diese Ursache, das Fräulein Heftig hat gewiß etwas gegessen, was ihm geschadet hat. Mein Schluß ist vernünftig.

Auf der andern Seite hat das Fräulein Marig eben die Krankheit, die Sie haben; und ich

sage

sage zu ihr: Mein Schatz, was ist die Ursache von Ihrer Unverdaulichkeit? Sie antwortet mir: Nichts, meine liebe Gut; denn ich habe in vielen Tagen nichts gegessen. Sie sehen wohl ein, mein Schatz, daß ich Ursache haben würde, zu glauben, Sie lögen.

Fräul. Verständig.

Ganz gewiß. Denn kurz, was ist eine Unverdaulichkeit? Sie ist eine Krankheit des Magens, welcher nicht Hitze genug gehabt, die Speise zu kochen, und daher diese Speise gar zu lange in dem Zustande verwahret, worinnen sie war, als sie bey ihm ankam. Wo eine Unverdaulichkeit ist, da ist allezeit eine nicht recht verdauete Speise; das Wort zeiget es an. Die nicht recht verdauete Speise also ist nothwendig die Ursache von der Magenbeschwerniß, welche man Unverdaulichkeit nennet. Diese Beschwerniß, welche man empfindet, ist die Wirkung von der schlecht verdaueten Speise. Das eine kann nicht ohne das andere seyn. Wenn man gar zu lange nichts ißt, so bringt dieses eine andere Wirkung hervor; und das ist der Hunger.

Frl. Lucia.

Aus dem, was Sie gesaget haben, begreife ich nicht allein, daß keine Wirkung ohne Ursache ist, sondern auch noch, daß man die Ursache aus den Wirkungen erkennen kann.

Madem. Gut.

Ja, so oft man die Wirkungen vollkommen kennet, so kann man dahin gelangen, daß man

die Ursache erkennet. Ich scheue mich nicht, viele Beyspiele zu geben, meine Fräulein; dieses dienet, die Sachen deutlicher zu machen und sie dem Gemüthe besser und stark einzudrücken.

Ich setze, ich habe niemals von Gotte reden hören. Ich öffne die Augen, das Weltgebäude zu betrachten. Ich bemerke, die Sonne geht nicht bald so, bald so; sondern ihr Lauf ist vollkommen wohl eingerichtet und geordnet. Sie steht weder zu hoch, noch zu tief. Ich nehme auch wahr, daß die Jahreszeiten ebenfalls ordentlich eingerichtet sind, und daß wir im Herbste Regen haben, damit das Getreide keimen könne; im Winter Frost, damit es in der Erde sich befestige; im Frühlinge mäßige Wärme, damit es aus der Erde hervorkomme; und im Sommer eine stärkere Hitze, damit es reif werde. Ich entdecke, daß von Zeit zu Zeit große Winde auf der Erde wehen, um sie zu reinigen. Darauf beobachte ich das Meer; und ich verwundere mich, daß es nicht die ganze Erde bedecket, weil es keine andere Mauer hat, es aufzuhalten, als einige Sandkörner. Ich bewundere die Schönheit des Mondes und der Sterne und tausend andere Anblicke, deren einer immer schöner ist, als die andern. Wenn ich nicht dümmer bin, als ein Thier; was für Gedanken muß das in meinem Gemüthe erregen?

Fräul. Verständig.

Sie werden sagen: Weil es lächerlich seyn würde, daß das Nichts alle diese Dinge gemacht hätte,

te, so muß ich sagen, sie haben eine Ursache, deren Wirkung sie sind. Und weil alle diese Dinge vollkommen wohl geordnet sind, so muß ich denken, die Ursache, welche sie hervorgebracht hat, ist sehr weise; denn man muß aus dem Werke von dem Werkmeister urtheilen.

Jgfr. Sophie.

Sehen Sie hier einen überaus hübschen Ring; die Arbeit daran ist vortrefflich. Dieser Ring ist eine Wirkung; und aus seiner Vollkommenheit urtheile ich, der Meister, der ihn gemacht hat, ist sehr geschickt.

Madem. Gut.

Sehr wohl, mein Fräulein; es scheint mir, Sie begreifen alles dieses vollkommen. Wir wollen unser Beyspiel wiederum vornehmen. Das Licht ist die Wirkung der Sonne. Ich kann also versichern, die Sonne ist ein leuchtender Körper; denn wenn sie nicht leuchtend wäre, so könnte sie uns nicht das Licht geben, welches sie nicht hätte.

Fräul. Luise.

Man kann auch sagen: die Wärme wird von der Sonne hervorgebracht, also ist die Sonne ein Feuer.

Madem. Gut.

Merken Sie, meine Fräulein, ich habe Ihnen gesaget, man könne die Ursache aus der Wirkung erkennen, wenn man nur diese Wirkung vollkommen erkennet. Wenn ich Ihnen nun beweisen kann, daß die Wärme nicht allezeit von der Sonne

hervorgebracht wird, das ist, daß es Oerter giebt, wo die Sonne mit ihren Stralen zwar hinschießt, aber sie doch nicht warm machet; ist es nicht wahr, alsdann werden Sie nicht mehr denken können, die Sonne ist ein Feuer? Denn wenn sie ein Feuer wäre, so würde die Hitze eine nothwendige Wirkung ihrer Gegenwart seyn.

Fräul. Lucia.

Sie werden uns von den Gebirgen in America, den Cordilleras, sagen wollen. Sie liegen in dem heißen Erdgürtel; und indessen ist es daselbst doch sehr kalt.

Madem. Gut.

Ganz recht, mein Schatz. Ein Feuer, welches nicht wärmet, ist ein Unding, das ist etwas, das nicht vorhanden ist. Ich weis, das Feuer muß wärmen; die Hitze ist eine Eigenschaft, die ihm wesentlich ist; folglich ist es lächerlich, wenn man saget, eine Sache, die nicht wärmet, ist ein Feuer; denn man kann eine wesentliche Eigenschaft einem Dinge nicht wegnehmen, und es dabey nicht zugleich zernichten.

Frl. Luise.

Ich bitte Sie um Verzeihung, meine liebe Gut, daß ich so dumm bin: ich verstehe das Wort wesentliche Eigenschaft nicht.

Madem. Gut.

Ich glaube doch gleichwohl, ich habe es diesen Fräulein erkläret: ich weis es aber nicht recht gewiß. Auf allen Fall will ich es wiederholen.

Diese

Diese Sachen sind so nothwendig zu wissen, wenn man richtig urtheilen will, daß man nichts dabey verliert, wenn man sie gleich vielmals saget.

Man muß wissen, meine Fräulein, es giebt nicht die geringste Sache in der Welt, die nicht gute und böse Eigenschaften hat. Nun giebt es einige von diesen Eigenschaften, welche dieser Sache so stark anhangen, daß man sie nicht wegnehmen könnte, ohne die Sache zu zerstören. Gegentheils giebt es andere, die man sehr wohl hinwegnehmen kann, ohne daß die Sache deswegen aufhöret, da zu seyn. Ich muß Ihnen auch davon ein Beyspiel geben.

Eine wesentliche Eigenschaft bey der Materie, das ist bey allem dem, was viele Theile hat, ist, daß es eine runde, viereckichte, spitze, breite, hakichte, oder sonst eine Gestalt hat; denn es liegt nichts daran, was es für eine ist. Dieß ist etwas, welches von der Materie nicht kann abgesondert werden. Wo keine Gestalt ist, da ist auch keine Materie. Eine wesentliche Eigenschaft bey einem Berge ist, daß er erhaben ist. Er würde kein Berg mehr seyn, wenn man ihm die Erhebung nähme. Eine wesentliche Eigenschaft bey einem Stücke Zeuge ist, daß es eine Breite hat. Ein Faden, der nur eine Länge und keine Breite hat, ist kein Stück Zeug. Ich würde Ihnen auslachenswürdig vorkommen, wenn ich Ihnen das Gegentheil sagete.

Die weiße, oder die rothe, oder die grüne Farbe aber ist eine zufällige Eigenschaft bey diesem

Zeuge. Heute ist er weiß; morgen will ich ihn roth färben lassen, und er wird nichts destoweniger ein Zeug seyn; wenn er gleich die Farbe verändert hat. Ein Berg mag aus ebener Erde und ohne Steine oder auch ganz höckricht und voller Felsen seyn, er ist nichts destoweniger ein Berg. Wenn ich alle die Kiesel wegnähme, die ihn schwer zu besteigen machen, so würde das nicht hindern, daß er nicht noch ein Berg wäre. Begreifen Sie das recht, meine Fräulein?

Jgfr. Schönichinn.

Ich bin ein Mägdchen oder ein Knabe, das ist ein Geschöpf, welches aus einem Leibe und einer Seele besteht. Wenn man mir meinen Leib oder meine Seele wegnähme, so würde ich kein Mägdchen oder kein Knabe mehr seyn. Diese beyden Eigenschaften sind also bey mir wesentliche Eigenschaften, damit ich ein Mägdchen oder ein Knabe sey. Allein, ob ich gut oder böse sey, das wird nichts dabey thun. Ich bin eben so gut heute ein Mägdchen, da ich fromm bin, als gestern, da ich böse war. Ich habe nur die Eigenschaft verändert. Wie nennet man die Eigenschaften, die nicht wesentlich sind, und welche man verlieren kann, ohne daß man die Natur oder das Wesen verändert?

Madem. Gut.

Man nennet sie zufällige Eigenschaften, und man muß sie von den andern sehr wohl unterscheiden. So oft sie nun aber einen Gegenstand erken-

erkennen wollen, so müssen Sie die Eigenschaften recht untersuchen, und die wesentlichen auf die eine und die zufälligen auf die andere Seite setzen. Sagen Sie mir jetzo, was ist eine wesentliche Eigenschaft bey dem Feuer?

Jgfr. Schönichinn.

Daß es wärmet, daß es brennet, nachdem man mehr oder weniger hinan geht.

Madem. Gut.

Sehen Sie hier auf dem Gemälde ein Fahrzeug, welches brennet. Wenn ich Ihnen sagete, das ist kein Gemälde, sondern ein wirkliches Feuer; was würden Sie mir sagen?

Jgfr. Schönichinn.

Ich würde mit meiner Hand daran kommen, und sagen: Es ist kein Feuer, meine liebe Gut; denn es machet meine Hand nicht warm; und die Wärme ist eine wesentliche Eigenschaft bey dem Feuer.

Madem. Gut.

Und wenn wir auf den Gebirgen der Cordilleras und also der Sonne viel näher wären, als hier; und wir empfänden da eine sehr große Kälte; was würden Sie sagen?

Jgfr. Schönichinn.

Ich würde sagen, die Sonne ist kein Feuer. Denn wenn sie ein Feuer wäre, so würde sie mich wärmen; so würde sie mich sogar an diesem Orte brennen, wo ich ihr viel näher bin, als an dem Ufer des Meeres, woselbst eine solche Hitze ist, daß man davon ersticken möchte.

Fräul. Lucia.

Das machet einen großen Widerspruch in meinem Kopfe. Denn wenn die Sonne kein Feuer ist; warum machet sie mich denn heiß? Nur das Feuer machet einen heiß.

Fräul. Heftig.

Mit Ihrer Erlaubniß, mein liebes Fräulein. Meine Mama will mir nicht erlauben, daß ich an das Feuer gehe, und ich erhitze mich doch, und werde ohne das Feuer warm. Wenn mich friert, so springe ich, so tanze ich, so laufe ich, und zuweilen machet mich das so heiß, daß ich davon schwitze.

Madem. Gut.

Wollten Sie mir wohl sagen, was Sie alsdann heiß machet?

Fräul. Heftig.

Die Bewegung, die ich allen meinen Gliedern gebe. Ich darf nur meine Hand recht stark und sehr lange reiben; sie ist sehr kalt und sie wird sehr heiß werden.

Madem. Gut.

Hier haben Sie also eine Wirkung der Bewegung. Sie verursachet die Wärme; das ist ganz gewiß. Aber, meine lieben Fräulein, ich weis nicht, ob Sie eben so sind, als ich in Ihrem Alter war. Ich konnte nicht einen Augenblick Ruhe haben, ehe ich nicht die Ursache von der Ursache wußte. Wenn man mir gesaget hätte, die Bewegung brächte die Wärme hervor, so würde ich jedermann so lange geplaget haben, bis

man

man mich gelehret hätte, wie und warum die Bewegung diese Wirkung hervorbrächte.

Jgfr. Landmänninn.

Ich bin gut dafür, so wohl für mich, als für diese Fräulein, wir haben heutiges Tages eben die Neugier, die Sie damals hatten. Willfahren Sie ihr denn nur.

Madem. Gut.

Ich will es um so viel lieber thun, weil dieses zugleich die Schwierigkeiten des Fräuleins Luise beantworten wird.

Sie erinnern sich noch wohl, meine Fräulein, daß ich Ihnen gesaget habe, unser Leib bestehe ganz aus Fäserchen oder Fibern u. s. w. . . . Diese Fibern oder Fäserchen, welche unser Fleisch bilden, sind nicht gar zu sehr an einander gedrücket; denn Sie sehen, daß unser Fleisch weich und beweglich ist. Dieses Fleisch ist mit einer etwas dichtern Haut bedecket, die aber mit unzähligen kleinen Löcherchen durchbohret ist, welche man gemeiniglich mit einem lateinischen Worte Poros oder Schweißlöcher nennet, sonst aber auch wohl füglich Dampfröhrchen heißen könnte.

Jgfr. Sophie.

Ich versichere Sie, meine liebe Gut, meine Haut ist nicht durchlöchert; sehen Sie sie nur recht an. Sie ist dicht und ganz.

Madem. Gut.

Sehen Sie wohl alle diese kleinen Tüpfelchen, die man fast nicht gewahr werden kann; das sind Pori oder Schweißlöcher und Dampfröhrchen;

und wenn Ihnen heiß ist, so dringt das Wasser durch diese Löcherchen und bringt dasjenige hervor, was man den Schweiß nennet. Sie wissen wohl, meine Fräulein, die Luft hat Theilchen; wir haben es in den verwichenen Jahren bewiesen. Diese Luft dringt nun beständig in unser Fleisch und beweget unsere Fibern; und diese Bewegung verursachet die Bewegung aller unserer Säfte, und hindert sie, daß sie nicht erstarren. Wenn es kalt ist, so gesteht oder gefriert das Wasser, welches in Ruhe ist; und alle Theilchen desselben fügen sich zusammen. Wenn man das Wasser unaufhörlich und heftig bewegete, so würden dessen Theile sich nicht zusammenfügen können. Wenn nun die Luft, welche unsere Fibern beweget, überaus fein und zart ist, das ist, wenn ihre Theilchen gar zu klein sind, so dringt sie durch unsere Schweißlöcherchen und Fibern, und beweget sie nicht; indem die Löcher, die sie da findet, groß genug sind, daß sie hinein und herausgehen kann, und dabey nicht den geringsten Widerstand antrifft. Wenn hingegen die Theile der Luft grob sind, so stoßen sie mit Gewalt an die Fibern, damit sie sich einen Durchgang verschaffen. Sie setzen sie in Bewegung und bringen dadurch die Wärme hervor.

Die Größe oder Kleine derer Lufttheilchen, die uns durchdringen, ist es also, welche eine große oder kleine Bewegung verursachet. Die Wärme oder die Kälte kömmt daher auf die Eigenschaft der Luft an, in welcher wir leben. Der

gelehrte Schriftsteller, bey dem ich diese Anmerkung gelesen habe, saget:

Die Sonne setzet die Luft in Bewegung: sie beweget sie aber so, wie sie solche findet. An dem Ufer des Meeres in Peru ist die Luft überaus dick. Die Sonne giebt ihr die Bewegung; und diese Bewegung ist so grob, daß sie unsere Fibern drücket, damit sie sich einen Durchgang verschaffe, und sie so stark erschüttert, daß sie alle unsere Säfte in den Lauf bringt. An dem Fuße der Gebirge ist die Luft weder gar zu dick, noch gar zu dünn; sie beweget uns also nur auf eine geziemende Art, weder gar zu viel, noch gar zu wenig; so daß man daselbst niemals weder Hitze noch Kälte hat. Auf den Gebirgen ist die Luft so fein, so zart und dünn, daß sie ganz zart in die Fibern und Schweißlöcher hinein geht, und daselbst nicht anstößt, noch einige Bewegung verursachet. Alsdann beruhigen sich die Säfte; ihre Theile nähern sich, und erstarren oder gefrieren. Und da unser Leben nur durch die Bewegung unterhalten wird, so endiget es sich mit derselben.

Das ist sehr schwer; nicht wahr, meine Fräulein? Haben Sie es wohl recht verstanden?

Frl. Lucia.

Mich dünket, ich begreife es sehr wohl, wenn es nur gewiß ist, daß die Bewegung die Wärme hervorbringt. — Aber ja, das ist gewiß; so oft ich mich bewege, so fühle ich, daß ich warm werde. Wenn ich still sitze und in Ruhe bin, so fühle

ich

ich nicht so viel Hitze. Sagen Sie mir, meine liebe Gut, ist die Luft im Winter feiner und zärter, als im Sommer?

Madem. Gut.

Ich wollte es wohl gern glauben: allein, weil ich niemals die geringste Untersuchung dieserwegen angestellet habe, so würde ich es Ihnen nicht durch gute Gründe beweisen können, daß dem also wäre; folglich kann ich Ihnen nichts davon sagen; wenigstens darf ich es Sie nicht versichern. Wenn sie aber auch im Winter so dick seyn sollte, als im Sommer, so muß, da die Sonne sie in Bewegung setzet, sie doch im Winter weniger Bewegung haben; weil die Sonne sie nicht senkrecht, sondern nur von der Seite berühret und also weniger Wirkung bey ihr haben muß.

Fräul. Maria.

Ich will dasjenige, was Sie gesaget haben, zu meiner Rechtfertigung brauchen. Denn kurz, Sie haben mich verleumdet; Sie haben gedacht, mir würde die Zeit lang, weil ich gegähnet habe. Sagen Sie mir, meine liebe Gut, ist das Gähnen eine wesentliche Wirkung der langen Weile, und kann es keine andere Ursache haben?

Madem. Gut.

Ja, mein Schatz, es kann durch die Nothwendigkeit zu schlafen verursachet werden.

Fräul. Maria.

Und das eben ist es, warum ich gegähnet habe. Ich habe die vergangene Nacht kein Auge zuge-

zugethan, und ich hätte für mein Leben gern schlafen mögen.

Madem. Gut.

Man muß Sie also geschwind wieder nach Hause schicken, mein armes Kind.

Fräul. Maria.

O Sie haben mich mit allen denen schönen Sachen wieder aufgewecket, die Sie uns gesaget haben. Ich werde so lange warten, bis dieses Fräulein aufbrechen; und Sie haben versprochen, Sie wollten uns nur erst um achte nach Hause schicken.

Madem. Gut.

Nun wohl, unterdessen mag uns das Fräulein Geistreich etwas vom Cyrus erzählen.

Fräul. Geistreich.

Mandane verließ den Hof ihres Vaters Astyages gar bald, und gieng wieder nach Persien: Cyrus aber bath sie um Erlaubniß, daß er noch in Meden bleiben dürfte. Dieß geschah aber nicht, damit er daselbst wohlleben und sich wenigstens lustig machen könnte; denn er fragete nach dem allen nicht viel; sondern die Ursache davon war diese.

Persien ist ein Land voller Gebirge. Nun kann in den Gebirgen ein Heer Reiter nicht leichtlich fechten. Die Perser hatten also nur bey ihren Kriegesheeren Fußvolk und bekümmerten sich nicht viel darum, ob sie zu Pferde zu fechten wüßten oder nicht. Cyrus aber wollte diese Wissenschaft auch

gern

gern lernen; und daher bath er um Erlaubniß, daß er in Meden bleiben dürfte. Daselbst war er das erste Mal mit im Kriege. Dieser daurete nicht lange. Denn nachdem der König von Armenien, welcher des Astyages Feind war, geschlagen worden, so versprach er, einen Tribut zu bezahlen, und erhielt unter dieser Bedingung den Frieden.

Nachdem Cyrus reiten gelernet hatte, so kam er wieder nach Persien zurück und trat in die zweyte Classe. Seine Mitgesellen dachten, es würde ihm schwer fallen, so wie sie in der Armuth und dem Gehorsame zu leben, nachdem er viele Jahre im Ueberflusse und in der Freyheit gelebet hatte. Sie irreten sich aber, und Cyrus war der erste, welcher ihnen das Beyspiel von allen Arten der Tugend gab.

Indessen starb Astyages und hinterließ das Königreich Meden seinem Sohne Cyaxares, welcher des Cyrus Oheim und nur wenige Jahre älter war, als er. Die Könige in Babylon und Lydien hielten dieses für eine günstige Gelegenheit, sich des Königreiches Meden zu bemächtigen, und kündigten dem Cyaxares den Krieg an. Dieser junge König bath seinen Schwager Cambyses um Beystand; und Cambyses schickete ihm ein Kriegesheer, welches Cyrus, ungeachtet seiner Jugend, anführen sollte.

Vor seinem Aufbruche fragete ihn sein Vater Cambyses, wie er es machen wollte, daß er sich bey den Officieren Ehrerbiethung und Gehorsam ver-

verschaffete? Cyrus gab ihm zur Antwort: „Ich „will diejenigen belohnen, die ihre Pflicht thun „werden, und diejenigen bestrafen, die solche un„terlassen. „

„Das ist ein gutes Mittel, sagete Cambyses: „allein man hat noch ein viel kürzeres. Alle die„jenigen, denen du zu befehlen haben wirst, werden „dir hurtig gehorchen, und viele Ehrerbiethung er„weisen, wenn du sie überreden kannst, du seyst viel „geschickter, als sie. „

„Allein, mein lieber Vater, sagete Cyrus, wie „soll ich es anfangen, daß ich sie dessen überre„de? — „Es ist nichts leichter, als das, gab „Cambyses zur Antwort; du darfst nur wirklich „geschickter werden, als sie. Du wirst dazu ge„langen, wenn du unaufhörlich suchest, die Pflich„ten eines Heerführers erkennen zu lernen; wenn „du die alten erfahrenen Kriegesbedienten gern an„höreſt und ihre Rathschläge annimmst; und wenn „du sogar das Gutachten eines gemeinen Soldaten „nicht hindansetzest. „

Cyrus folgete den Lehren seines Vaters treulich. Er befliß sich auch, das Herz seiner Soldaten zu gewinnen und ihnen ein gutes Beyspiel zu geben; und diese Aufführung hatte den Erfolg, den er sich davon versprochen hatte.

Jungfer Miekchen.

Das ist gerade eben das, was meine Universalhistorie davon saget. Cyrus wurde von seinen Soldaten geliebet, weil er sie liebete. Er wurde

von

von ihnen in Ehren gehalten, weil er geschickt war; und man gehorchete ihm, weil er selbst dasjenige that, was er andern befahl.

Madem. Gut.

Diese Antwort enthält das Geheimniß, wie man nicht nur ein guter Heerführer, sondern auch ein guter Lehrmeister, eine gute Hausmutter, ja so gar ein guter König werde. Wollen Sie, daß Ihre Kinder, Ihr Gesinde und alle, die mit Ihnen zu thun haben, Sie lieben sollen; Sie, die Sie eine Hausfrau sind? Lieben Sie dieselben; und Sie werden von ihnen wieder geliebet werden; dieß ist ein unfehlbares Mittel. Wollen Sie von ihnen in Ehren gehalten werden: seyn Sie nur viel geschickter und tugendhafter, als die andern; die Ehrerbiethung wird von sich selbst kommen. Wollen Sie, daß diejenigen, die unter Ihnen sind, Ihnen gehorchen, wenn Sie ihnen befehlen werden, sie sollen sanftmüthig, gerecht, gottesfürchtig und aufmerksam auf ihre Pflichten seyn: so zeigen Sie denselben, daß Sie ihnen nichts befehlen, was Sie nicht selbst thun. — Leben Sie wohl, meine Fräulein; das nächste Mal wollen wir die Geschichte der Fidelia zu Ende bringen.

Das

Das XXIII Gespräch.

Madem. Gut.

Ich will Ihnen heute, meine Fräulein, das Ende von der Geschichte der Fidelia erzählen; oder vielmehr, sie wird fortfahren, solche selbst zu erzählen.

Ich machete eben die erbärmlichen Vernunftschlüsse, wovon ich geredet habe, die aber gleichwohl in Ansehung derer Grundsätze, in welchen ich war erzogen worden, nichts abgeschmacktes hatten; als Georg, welcher eine Magd im Hause bestochen hatte, in mein Zimmer trat und meine Knie umarmete, ehe ich ihn, so zu sagen, wahrgenommen hatte. Ich will die Reden hier nicht wiederholen, die er mir vorsagete, damit er meinen Fall beförderte, welcher ihm doch noch manchen Kampf kostete. Er bewog mich endlich zur Einwilligung, daß ich eben so verächtlich wurde, als er es wünschete. Er befürchtete meine Reue und meine Gewissensbisse, und vermochte mich, daß ich ein Zimmer in seinem Hause einnahm; so sehr befürchtete er, ich möchte ihm entwischen.

Nunmehr war ich also ein Raub einer neuen Art von Marter geworden, die ich bisher noch nicht gekannt hatte. Vergebens bemühete sich mein Verführer, mich durch seine Liebkosungen, seine Lobsprüche und Verschwendungen, mit der Schande zu versöhnen. Sein Vermögen wurde angewandt,

mir Vergnügungen zu verschaffen, die ich nicht schmecken konnte, und mich in einer Pracht zu zeigen, die meine Schande vergrößerte, indem sie solche öffentlich machete; nichts konnte mich beruhigen. Vergebens erinnere ich mich derer Gründe, die mich bewogen hatten, seinen Verfolgungen nachzugeben. Sie macheten zwar einigen Eindruck auf meinen Verstand, dessen Einsichten verdunkelt waren: der Sinn meines Gewissens aber, wenn ich mich dieses Wortes bedienen darf, war nicht stumpf gemacht. Mein Hochmuth und meine zarte Empfindung für die Ehre waren hinreichend, mich zu martern. Dieser Ausdruck zarte Empfindung für die Ehre wird ziemlich schlecht angewandt, wenn man von einer Frauensperson redet, welche dem Verbrechen ergeben ist, wie ich es war. Gleichwohl ist es wahr, daß ich etwas davon behalten hatte; nicht zwar so viel, daß ich mich meiner Schande zu entreißen vermochte, aber doch noch genug, daß ich allen Gräuel derselben fühlen konnte. Diese Beschwerden, welche ich nur schwach ausdrücke, waren schon sehr groß: gleichwohl blieben mir noch viel empfindlichere auszustehen übrig.

Die Liebe, welche Georg für mich hatte, erhielt sich acht Monate lang; und sie war eine Art von Vergütung meiner Beschwerden. Weil ich keinen einzigen Gegenstand, welcher meine Aufmerksamkeit an sich ziehen konnte, keinen Anverwandten oder Freund, welcher meine Zärtlichkeit theilen konnte, vor Augen hatte: so hatten sich

alle

alle Empfindungen meines Herzens, das von Natur zärtlich war, bey ihm vereiniget. Unvermerkt erlosch seine Liebe gegen mich; und diese Verminderung wurde gar bald so merklich, daß es mir nicht möglich war, mich wegen seiner Veränderung zu verblenden. Ich wurde also der Eifersucht, dem Verdrusse und der Verzweifelung zum Raube. Indessen gab mir doch die Furcht, ich möchte ihn ganz und gar verlieren, die Stärke, daß ich meine Seufzer in seiner Gegenwart viele Monate lang erstickete. Nachdem ich aber vernommen hatte, daß er im Begriffe wäre, ein anderes überaus reiches Frauenzimmer zu heurathen, so entschloß ich mich, ihn zu verlassen.

In so grausamen Umständen für mich konnte ich mir nicht die Genugthuung versagen, ihn mit den gerechten Vorwürfen zu überhäufen, die er verdienete; und er wurde darüber so aufgebracht, daß er dasjenige vergaß, was er meinem Geschlechte schuldig war. Er ließ es nicht dabey bewenden, daß er mir mit aller der Verachtung begegnete, die ich verdienete; sondern er unterstund sich auch, mich auf eine barbarische Art zu schlagen. Ich war dergleichen Begegnungen nicht gewohnt. Sie würden mir schon von einem jeden andern unerträglich gewesen seyn; wie viel empfindlicher mußten sie mir daher nicht von einem Menschen seyn, dem ich alles aufgeopfert hatte, und den ich mir auf ewig verbunden zu haben glaubete. Ich unvernünftige! ich bedachte nicht, daß die Liebe nicht lange anhalten kann, wenn man das Recht verloren hat,

hochgeschätzet zu werden; und daß der Ekel eines Liebhabers die unvermeidliche Frucht der Schwachheit ist, die man für ihn hat.

Ich gerieth in eine solche Wuth, da ich mich von Georgens Händen gemishandelt sah, daß ich ihm erst alle Pfänder meines Verbrechens, ich meyne alle Geschenke, die er mir gegeben hatte, in das Gesicht warf, und darauf mit einem Herzen voller Grimm aus seinem Hause gieng. Ich kehrete nach meiner alten Wohnung zurück, wo es mir nicht möglich war, mich zu beruhigen. Der Auftritt, den ich gehabt hatte, erinnerte mich, auf eine höchst niederschlagende Art, an alle Umstände meines Verbrechens, an die demüthigenden Folgen, die es gehabt hatte, und in Ansehung meiner noch haben würde. Ich fand mich so verwirrt und beschämet, daß ich mich nicht unterstund, die Augen gegen einen Menschen aufzuheben, der mich unschuldig gekannt hatte. Auf einmal fassete ich die Hoffnung, ich würde wiederum einige Ruhe finden, wenn ich mich von den Augen der Zeugen meines Verbrechens entfernete. Ich warf mich um zwey Uhr des Morgens in eine Postkutsche und befahl dem Postillion, er sollte so lange fahren, bis es Nacht würde, wobey ich es ihm frey stellete, was für einen Weg er nehmen wollte.

Ich brachte diesen ganzen Tag in einer Art von Unempfindlichkeit zu, und machte nicht die geringste Betrachtung über das Vergangene oder das Zukünftige. Den Abend wollte mein Postillion in einer Stadt still halten und in einen großen Gasthof ein-

einkehren: ich bath ihn aber, er möchte nach einem Dorfe fahren, welches nicht weit davon wäre; und ich stieg in einer schlechten Schenke ab, ohne daß ich die geringste Absicht oder einigen Bewegungsgrund hatte. Ich schloß mich in eine Stube ein, und brachte die Nacht in allen meinen Kleidern auf einem Stuhle zu. Mit Anbruche des Tages gieng ich aus der Stube und auch aus dem Dorfe.

Mein Gang führete mich von ungefähr an das Ufer eines Flusses, der von Weiden beschattet wurde. Ich folgete ihm einige Zeitlang, ohne zu wissen, was ich that. Die frische Luft brachte mir endlich meine Sinne wieder und mit ihnen zugleich meine Vernunft, mein Gedächtniß, meinen Zustand und meine Verzweifelung. Ein jeder Umstand meines Lebens stellete sich meiner Einbildungskraft auf eine niederschlagende Art vor. Wie groß war nicht mein Schrecken, als ich mitten unter diesen verzweifelnden Gedanken die Liebe im Grunde meines Herzens wieder fand! Mein ungetreuer Liebhaber besaß es ganz; und was ich für den Abscheu vor meinem Verbrechen hielt, das war die Verzweifelung, daß ich nicht mehr im Stande war, es zu begehen. Diese Gemüthsbeschaffenheit drückete, so zu sagen, das Siegel auf mein Elend. Es war auf das allerhöchste gestiegen; und ich konnte mir nicht schmeicheln, ein Mittel dawider zu finden.

Die Last meines Unglückes erdrückete mich; und ich fiel nieder auf die Erde, ohne daß ich die Kraft hatte, wieder aufzustehen. Ich hob maschinen-

mäßig die Augen und Hände gen Himmel. Ach leider! es geschah nicht, um daselbst Beystand zu suchen, sondern Gegentheils vielmehr die Schuld auf ihn zu schieben, wider Gott zu murren und Lästerungen auszustoßen. Ich sage auszustoßen; denn ich brachte meine Gedanken mit vernehmlichen Worten vor; und obgleich meine Reden nicht zusammenhiengen, so bewiesen sie doch meine übermäßige Verzweifelung.

Auf einmal warf ich die Augen auf den Fluß, und sagete: „Was hindert mich, daß ich nicht mei„nem Unglücke ein Ende mache? Das Leben ist „mir zu einer unerträglichen Last geworden; ich „muß mich davon befreyen. Da der Augenblick „meines Todes der Augenblick meiner Zernichtung „ist, so wird er der Anfang meiner Ruhe wer„den.„

Dieser Gedanken gab mir meine Beruhigung und auch Stärke genug, daß ich aufstehen und nach dem Flusse laufen konnte, wovon ich nicht weit entfernet war. Ich berührete ihn schon, als ich ziemlich nahe bey mir ein großes Geschrey machen hörete, welches mich nöthigte, den Kopf umzudrehen; und zu gleicher Zeit fühlete ich mich von einem Geistlichen ergriffen, welcher meine Klagen angehöret und meinen Vorsatz erkannt hatte.

Die Scham, welche ich darüber hatte, daß man mich in einem solchen Zustande sah, war die erste Empfindung, die bey mir aufstieg. Die Erkenntlichkeit folgete bald darauf. Dieser Mann redete mit so vieler Leutseligkeit mit mir; die Erbar-

mung,

mung, das Mitleiden, die Wohlgewogenheit schilderten sich mit so vieler Stärke auf seinem Gesichte, daß sich mein zerrissenes Herz für eine Empfindung eröffnete, die etwas süßes und sanftes hatte. Ach! seitdem ich von meinem Oheime weggegangen, war er die einzige Person, bey der ich eine wirkliche Rührung von demjenigen entdecket hatte, was mich betraf.

„Ach, Madame, sagete er zu mir, was für „Dank bin ich nicht dem Allmächtigen schuldig, „daß er meine Schritte nach diesem Orte geleitet „hat! Ich habe Sie seit einiger Zeit beobachtet; „ich habe Ihre Klagen angehöret; Sie klagen „Gott wegen Ihres Kreuzes und Leidens an. „Gleichwohl hat er Sie noch nicht ganz verlassen, „weil er vergönnet hat, daß ich mich zu rechter „Zeit hier befunden habe, damit ich Sie abhalten können, daß Sie nicht Ihre arme Seele in „das Verderben stürzeten. Kommen Sie wieder „zu sich selbst, Madame; nehmen Sie Ihre Vernunft wieder zusammen. So elend auch Ihr „Zustand seyn mag, so verlieren Sie doch nur den „Muth nicht; er kann sich ohne Zweifel ändern; „und wenn mein Rath, meine Freundschaft und „mein schwacher Beystand etwas dazu beytragen „können, so können Sie sich sichere Rechnung darauf machen.„

Wie verführerisch ist doch die christliche Liebe! Man halte mir diesen Ausdruck zu Gute. Die Aufrichtigkeit derer Anerbiethungen, die mir gethan wurden, durchdrang mein Herz. Ich konnte die

Hoffnung nicht verwerfen, die mir angebothen wurde; und es gieng in mir eine Veränderung vor, die sich durch eine Fluth von Thränen ankündigte. Sie setzeten mich außer Stand, meinem Befreyer meine Erkenntlichkeit zu bezeugen. Er verstund aber doch ihre Sprache.

„Mein werthestes Frauenzimmer, sagete er zu „mir, ohne Zweifel haben die größten Trübsale „Sie in diesen traurigen Zustand versetzet, worin„nen ich Sie sehe. Wenn Sie mir aber folgen „wollen, so will ich Ihnen zeigen, daß die Glück„seligkeit und das Kreuz und Leiden noch gar wohl „bey einander stehen können.„

Bey diesen Worten nahm er mich bey der Hand; und ich folgete ihm ohne Widerstrebung. Wir traten in ein schlechtes Haus, wo er mich seiner Frau vorstellete, die auf dem Bette lag. Sie war eine Frau von mittlerm Alter, blaß und überaus mager, so daß man leicht sehen konnte, sie befände sich nicht wohl. Indessen hätte man doch glauben können, wenn man sie sah, ihre Krankheit müßte eben nicht schmerzhaft, sondern vielmehr ein Zustand der Mattigkeit, als des Leidens, seyn. Die Heiterkeit, der Frieden, die Freude selbst erschienen auf ihrem Gesichte und meldeten die Ruhe ihrer Seele an. Der Zustand meiner Seele war nicht zweydeutig. Die Verzweifelung war noch in meinen Augen geschildert; und meine Thränen hielten noch immer an, reichlich zu fließen. Diese Frau vermischete die ihrigen damit; und diese Art, mich zu trösten, war kräftiger, als diejenige, die man gemei-

gemeiniglich bey solcher Gelegenheit anwendet. Sie ermahnete mich darauf, ich möchte mich beruhigen; und das geschah mit dem Tone einer so sanften, so rührenden, so beweglichen Stimme, daß es mir nicht möglich war, zu widerstehen.

Ich habe oftmals von der Höflichkeit reden hören. Sie ist eine Kunst, saget man, die man studieren muß. Wer diese Frau gesehen hätte, würde seine Meynung geändert haben. Da sie weit von der großen Welt entfernet erzogen worden, so wußte sie auch deren Gebräuche nicht. Die Quelle ihrer Höflichkeit war in der christlichen Liebe, welche ihr Herz besaß; und in Wahrheit, sie hätte für ein Muster in dieser Art können gehalten werden. Es war nicht möglich, daß meine Verzweifelung wider dergleichen Trösten bestehen konnte. Ich fieng an, wiederum Athem zu schöpfen; und nachdem ich einige Erfrischungen zu mir genommen, so hatte ich die Stärke, daß ich meine traurigen Begebenheiten erzählen konnte.

„Meine wertheste Fidelia, sagete sie zu mir, „Ihre Fehler sind die nothwendige Folge Ihrer „Erziehung. Die Güte Gottes hat auch darauf „Acht gehabt, und hat Ihnen ein Hülfsmittel „selbst in denen Ausschweifungen zubereitet, denen „Sie sich ergeben haben. Gerade eben die trau„rigen Begebenheiten, die Sie ausgestanden haben, „gehöreten dazu, Ihnen die Falschheit der Grund„sätze Ihres Vaters zu entdecken. Er hatte Recht, „da er sagete, die Tugend allein sey zur Glückselig„keit des Menschen hinreichend: und die Armuth,

„das Leiden und die Verachtung der Menschen kön-
„nen den Frieden einer tugendhaften Seele nicht
„ändern. Allein, nicht die heydnische, nicht die stoi-
„sche Tugend kann diese vortrefflichen Wirkungen
„hervorbringen; sondern nur diejenige kann es,
„welche die Kenntniß und Ausübung der Wahrhei-
„ten des Christenthumes zum Grunde hat. Es kann
„es nur diejenige thun, die ihr Unvermögen erken-
„net, und sich daher alle Augenblicke zu Gott wen-
„det, damit sie einen Beystand von ihm erhalte, den
„er niemals abschlägt, und welcher die schwächsten
„über die Beschwerden des Lebens erhebt. Erlau-
„ben Sie mir, daß ich Ihnen in meiner Person ein
„um so viel rührender Beyspiel davon gebe, weil
„meine Tugend nur eine von den mittelmäßigsten ist.

„Es sind heute zehn Tage, daß ich meinen ein-
„zigen Sohn verloren habe; und das ist der ach-
„te, den ich seit dreyen Jahren verliere. Dieses
„letzte Kind hat seit einem Jahre Uebel ausgestan-
„den, die das Herz einer zärtlichen Mutter recht
„zu zerreißen wußten; und zur Vergrößerung mei-
„ner Beschwerden habe ich mich oftmals außer
„Stande gesehen, ihm den Beystand zu verschaf-
„fen, welchen seine Umstände und sein Leiden ver-
„langeten, ob ich gleich Tag und Nacht mit mei-
„nen Händen arbeitete, es zu unterhalten; denn
„mein Mann ist zwar ein rechtschaffener braver
„Mann, er hat aber kein Vermögen. Die viele
„Arbeit nebst meiner zärtlichen Leibesbeschaffenheit
„und dem Abgange der nöthigen Dinge hat mein
„Blut verderbet. Ich bin von einem Krebse an-
„gegriffen,

„gegriffen, der mich bey lebendigem Leibe verzeh-
„ret, und Schmerzen empfinden läßt, die nicht
„auszudrücken sind. Nichts kann mir das Leben
„erhalten. Es ist wahr, ich könnte mein Uebel
„mildern, wenn ich die Mittel hätte, mir einigen
„Beystand zu verschaffen: meine Armuth aber hin-
„dert mich daran.„

Mit Endigung dieser Worte wies sie mir ihre Brust, und zeigete meinen Augen einen Anblick, worüber ich vor Schrecken erstarrete. „Wie kön-
„nen Sie eine solche Marter ausstehen? sagete ich
„zu ihr. Warum suchen Sie sich nicht durch einen
„freywilligen Tod davon zu befreyen? Wie ist es
„möglich, daß Sie mitten unter so unerträglichem
„Kummer diejenige Heiterkeit haben erhalten kön-
„nen, die man in Ihren Reden und auf Ihrem Ge-
„sichte bemerket?„

„Die Quelle meiner Ruhe ist in meinem Glau-
„ben, antwortete mir diese hochachtungswürdige
„Frau; er ernähret in meinem Herzen die Hoff-
„nung, welche eine reine und süße Freude hervor-
„bringt. Er hat das Schrecken, den Kummer
„und die Verzweifelung daraus verbannet. Glau-
„ben Sie indessen ja nicht, daß ich diese Gesin-
„nungen in meiner Gemüthsart antreffe. Ich
„bin von Natur schwach, ungeduldig und empfind-
„lich. Nehmen Sie hin und lesen Sie, fügete
„sie hinzu, indem sie mir die heilige Schrift dar-
„reichete; das ist meine Lehrerinn, die mich die
„große Kunst, glückselig zu seyn, gelehret hat.
„Daselbst habe ich gelernet, daß eine ewige Herr-

„lichkeit

„lichkeit das Ende alles Leidens derjenigen ist, wel-
„che solches mit Ergebung in den Willen Gottes
„ertragen. Daselbst habe ich gefunden, bey wem
„ich Gelassenheit und Kraft erbitten müßte. Durch
„das Lesen dieses göttlichen Buches habe ich mich
„überzeuget, daß die Hand, die mich schlägt, ei-
„nes Vaters Hand ist, welcher dasjenige kennet,
„was mir vortheilhaft ist, und welcher viel zu gü-
„tig ist, als daß er es mir abschlagen sollte. Ja,
„Madame, meine Armuth, meine Krankheit, der
„Verlust meiner Kinder, sind Wohlthaten des Al-
„lerhöchsten, welcher mich voller Güte durch eine
„Freude, die zwar empfunden, aber nicht ausge-
„drücket werden kann, deswegen belohnet, daß ich
„mich seinen Befehlen unterwerfe, welches doch
„gleichwohl sein Werk ist.„

Unter diesen Reden waren die Augen dieser Frau von einem göttlichen Feuer beseelet. Diejenige innere Freude, wovon sie redete, hatte sich auf ihrem Gesichte ausgebreitet; sie blendete. Ich entschloß mich, eine Religion zu untersuchen, welche vermögend war, dergleichen Wunder zu wirken; ich sage Wunder, und ich glaube nicht, daß der Ausdruck zu stark ist. Die Auferstehung eines Todten geht nicht mehr über die Kräfte der Natur hinaus, als eine solche Freude in einem so klägli-chen Zustande. Diese guten Leute lobeten und bil-ligten meinen Entschluß und lagen mir mit so vieler Gewogenheit an, ich sollte so lange bey ihnen blei-ben, bis ich mich zu etwas entschlossen hätte, daß ich ihre Anerbiethungen annahm; und mit dem

Bey-

Beystande dieses Geistlichen studierete ich die heilige Schrift.

Anfänglich wiederholete ich ihm die Einwürfe der Deisten, die ich nur gar zu gut gelernet hatte; und er antwortete darauf mit einer Stärke, die mir nicht den geringsten Zweifel übrig ließ, und mich in eine gehörige Gesinnung des Geistes setzete, die heilige Schrift mit Ehrerbiethung zu lesen, weil sie von Gotte kam, wie mich die Untersuchung überführete, die ich wegen ihrer Göttlichkeit angestellet hatte. Ehe wir anfiengen, sie zu lesen, thaten wir ein inbrünstiges Gebeth, damit wir von Gott, durch das Verdienst Jesu Christi, denjenigen guten Geist erhielten, welchen er denjenigen versprochen hat, die ihn in seinem Namen darum bitten. Die Frucht meines Nachdenkens über die heilige Schrift war die Erkenntniß meiner Irrthümer und eine feste Entschließung, nichts zu sparen, damit ich das Vergangene durch ein neues Leben wieder gut machete.

Bey meinem Aufenthalte in diesem Hause sah ich das Absterben meiner Wirthinn mit an. Man rühme mir nicht mehr die Standhaftigkeit der Weltweisen in dergleichen Fällen; ich sehe an ihnen nichts mehr, als eine dumme betäubte Gelassenheit, welche durch die Unwissenheit von den Folgen des Todes hervorgebracht wird. Hier war Freude, eine Art von Entzückung, ein ganz außer sich seyn. Es ließ sich bey Erblickung dieser sterbenden Person keine schmerzhafte Empfindung spüren, sondern vielmehr eine Bewegung des Neides;

man

man hätte gewünschet, an ihrer Stelle zu seyn; so daß ich mich nicht enthalten konnte, auszurufen: Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?

Gleich nach ihrem Tode verließ ich meinen großmüthigen Wohlthäter, welcher mir eine Stelle in einer benachbarten Familie verschaffete. Dieser Stand der Dienstbarkeit, welcher mir anfänglich überaus kränkend vorkam, linderte sich bald durch die Verminderung meines Hochmuthes, welchem allein er unerträglich war. Das Christenthum überwand in kurzer Zeit einen Feind, welcher allen Kräften der Weltweisheit widerstanden hatte. Als eine Büßerinn mußte ich mich allen Unannehmlichkeiten meines neuen Standes unterwerfen: als eine Christinn aber empfand ich, daß mich nichts, als das Andenken meiner Verbrechen, demüthigen und kränken sollte.

Dieses Andenken war das einzige, welches meinen Frieden störete. Der ausdrückliche Befehl aber, den mir der Heiland der Welt gab, ich sollte die Verzeihung von der göttlichen Barmherzigkeit hoffen, brachte mein Gemüth wieder zur Ruhe und Stille. Ich bin seit vielen Jahren in dieser glücklichen Verfassung, allezeit arm, allezeit zufrieden und allezeit bereit, dieses Leben zu verlassen, wenn es Gotte gefallen wird, mich von der Welt zu nehmen, und meine Glückseligkeit fortzusetzen und zu vermehren.

Fräul.

Fräul. Luise.

Mein Gott! diese Geschichte ist rührend; ich habe mich bey Anhörung derselben der Thränen nicht enthalten können.

Madem. Gut.

Erinnern Sie sich, meine Fräulein, zu welchem Ende ich sie Ihnen erzählet habe. Die Rede war, es gäbe keine wirkliche und beständige Tugend ohne das Christenthum. Ich fordere jedermann auf, er solle mir einen Deisten finden, welcher der sittlichen Tugend mehr ergeben ist, als Fidelia. Indessen konnte doch diese Ergebenheit wider die verdrüßlichen Umstände, denen sie sich ausgesetzet fand, und wider die heftige Gewalt einer Leidenschaft nicht Stand halten. Wenn uns alle die Personen, welche in Religionssachen so, wie sie, denken, ihre Geschichte erzählen wollten, so würden wir klärlich erkennen, daß ihre Tugend nur falsche Münze sey. Behalten Sie dieses wohl, meine Fräulein. Sie treten in die Welt, oder Sie sind bereit, hineinzutreten, wo Sie nur gar zu viele Leute von dieser Art finden werden. Sie werden Spöttereyen über die einfältigen Seelen hören, welche sich dem Worte Gottes demüthig unterwerfen; die Ohren werden Ihnen von den schlechten Vernunftschlüssen der Freygeister deswegen taub gemacht werden; man wird Sie aufmuntern, gefährliche Bücher zu lesen. Sehen Sie diejenigen, welche auf diese Art mit Ihnen reden werden, oder die Ihnen solche Bücher leihen wollen, als Giftmischer, als eine

öffent-

öffentliche Pest an; scheuen Sie sich nicht, zu denken, es seyn keine rechtschaffene Leute. Könnte Ihnen ihr Herz aufgedecket werden, so würden Sie sehen, daß dieses Urtheil gar nicht zu streng ist.

Frl. Lucia.

Fidelia saget, sie habe sich, durch die Vernunft, von der Göttlichkeit der heiligen Schrift überführet; ist das möglich? Ich habe stets geglaubet, es wäre nur bloß der Glauben, welcher uns vermögen könnte, daß wir unsern Geist denen Sachen unterwürfen, die der Vernunft so zuwider laufen.

Madem. Gut.

Sie besinnen sich nicht, mein Schatz. Haben Sie vergessen, daß Gott die höchste Vernunft ist, daß alle diese Werke unendlich weise und vernünftig sind?

Frl. Lucia.

Ich weis das wohl, meine liebe Gut: indessen giebt es doch viele Dinge in der Schrift, die meiner Vernunft zuwider sind. Zum Beyspiele: ich kann die Nothwendigkeit der Menschwerdung nicht begreifen. Konnte sich Gott nicht mit den Menschen versöhnen, ohne daß er eben seinen Sohn auf die Welt senden durfte? Man glaubet diese Dinge durch den Glauben; ich wiederhole es: aber das ist alles.

Madem. Gut.

Ich könnte gerade zu auf Ihre Frage wegen des Geheimnisses von der Menschwerdung Christi antworten;

worten: allein, es ist jetzo nicht Zeit dazu und wird schon auf ein ander Mal kommen. Ich will überhaupt von allen in der heiligen Schrift enthaltenen Wahrheiten reden. Sie sagen, sie sind der Vernunft zuwider; und Sie sagen unrecht. Es ist aber wahr, es giebt viele Dinge darinnen, die der Vernunft unbegreiflich sind. Sagen Sie mir, mein Schatz, findet sich wohl etwas, welches bey dem ersten Anblicke lächerlicher zu seyn scheint, als wenn man denket, es gebe auf der andern Seite der Erdkugel, gerade der Stelle gegen über, die Sie einnehmen, Menschen, deren Füße an Ihre Füße stoßen würden, wenn Sie die Erde durchbohren und bis dahin kommen könnten?

Frl. Lucia.

Es kam mir ungereimt vor, ehe man es mir erkläret hatte: jetzo scheint es mir ganz natürlich zu seyn.

Madem. Gut.

Konnten Sie aber vor dieser Erklärung wohl glauben, daß es ein America, oder wie man insgemein saget, Gegenfüßler gäbe?

Frl. Lucia.

Ich glaubete es ohne Untersuchung; denn ich konnte mich nicht überreden, daß sich so viele Reisende sollten verglichen haben, mich zu betriegen.

Madem. Gut.

Sie hatten also eine gute Ursache, zu glauben, daß es Gegenfüßler gäbe. Und sagen Sie mir doch, ich bitte Sie darum, wenn Sie jemand fän-

den, der niemals aus Sachsen gekommen wäre, und Ihnen doch behauptete, Deutschland, oder vielmehr Europa, begreife die ganze Welt; weiter darüber hinaus sey nichts, als Meer; und alle diejenigen, die von einer Reise zurück kämen, wären Betrüger, welche Sie durch Erdichtungen zu hintergehen sucheten: was würden Sie zu ihm sagen?

Frl. Lucia.

Er wäre närrisch; und wenn man auch nur das glauben müßte, was man selbst gesehen hätte, so würde man sehr wenig glauben.

Madem. Gut.

Und wenn ich Ihnen sagete, es befände sich in einem Schälchen voll Eßig, der Ihnen sehr klar vorkäme, eine große Menge Würmer und sogar kleine Schlangen?

Fräul. Lucia.

Ich bitte Sie um Verzeihung, meine liebe Gut; ich würde es in der Nähe und recht scharf betrachten; und wenn ich nichts darinnen sähe, so würde ich mir die Freyheit nehmen und wenigstens an demjenigen zweifeln, was Sie mir gesaget hätten.

Madem. Gut.

Es ist leicht, einen Versuch damit anzustellen. Ich habe hier in dem Cabinette weißen Weineßig; ich will etwas davon in ein Caffeeschälchen gießen — Betrachten Sie es recht und genau.

Fräul.

Fräul. Lucia.

Ich mag es immerhin betrachten und genau ansehen; es ist nichts darinnen, als einige unmerkliche Unreinigkeiten, einige kleine Stäubchen, die ich kaum wahrnehme; so klein sind sie. Es ist nicht möglich, noch kleinere Würmchen anzunehmen oder voraus zu setzen, als diese Stäubchen. Wenn welche darinnen wären, so würde ich sie gewahr werden; ich sehe sie nicht, also sind keine da.

Madem. Gut.

Ich sehe, das Fräulein Verständig lächelt über Ihr Also; ich überlasse ihm daher die Mühe, daß es Ihnen sage, warum es lächelt?

Fräul. Verständig.

Verzeihen Sie mir, mein liebstes Fräulein Lucia; ich bin nicht so eitel und glaube, daß ich mehr Einsicht habe, als Sie. Meine liebe Gut aber hat mich schon so lange unterrichtet, daß es nicht zu verwundern ist, wenn ich Ihren Irrthum wahrgenommen habe. Ihr Also stützet sich auf einen falschen Grundsatz oder ist vielmehr die Folge davon. Sie können hundert von dieser Art sagen, ohne daß Sie etwas damit bewiesen, wie es seyn soll. Sie sind doch wenigstens nicht verdrüßlich darüber?

Frl. Lucia.

Verzeihen Sie mir, meine wertheste Freundinn; ich bin wahrhaftig verdrüßlich darüber, daß Sie befürchten, Sie hätten mich beleidiget. Ich bin

nicht dumm genug dazu. Ich suche, mich zu belehren, und man kann mich kühnlich belehren, vornehmlich wenn man sich dabey mit so vieler Höflichkeit und Bescheidenheit aufführet, als Sie gethan haben. Seyn Sie denn so gütig und zeigen mir die Falschheit meines Grundsatzes.

Frl. Verständig.

Sie haben vorausgesetzet oder angenommen, es könne kein kleineres Thier geben, als diese Stäubchen. Wenn uns meine liebe Gut ihr Mikroscopium oder Vergrößerungsglas leihen wollte, so würden Sie Thierchen sehen, bey denen diese Stäubchen Berge zu seyn scheinen werden; und ich habe Gelehrte sagen hören, es gebe noch viel kleinere Thiere, welche auch durch die allervollkommensten Gläser nicht können wahrgenommen werden.

Madem. Gut.

Da haben Sie mein Vergrößerungsglas, meine Fräulein; sehen Sie nunmehr in das Schälchen.

Frl. Lucia.

O mein Himmel! Da ist ja ein großer Haufen Thiere von allerhand Gestalten. Ich gebe mich, meine liebe Gut. Meine Augen waren Schuld, daß ich nicht alles das sah. Sie sind nicht scharfsichtig genug.

Madem. Gut.

Und die Augen Ihrer Vernunft sind Schuld, wenn sie die Dinge nicht begreift, die Ihnen in

der

der heiligen Schrift unbegreiflich vorkommen. Sie ist gar zu schwach dazu.

Fräul. Luise.

Ich suche mich eben so wohl zu belehren, als das Fräulein Lucia, meine liebe Gut. Haben Sie denn also die Geduld und hören eine Frage an, die sehr unbescheiden ist. Weil Gott doch gewollt hat, daß ich die in der heiligen Schrift enthaltenen Geheimnisse glauben solle: warum hat er mir denn nicht eine Vernunft gegeben, die dazu erleuchtet genug ist? Dieses Geschenk würde ihm nicht mehr gekostet haben, als das andere. Diejenige Vernunft, die er mir gegeben hat, wird mir in denen Sachen unnütz, welche von der äußersten Wichtigkeit für mich sind; und sie ist so schwach, daß sie mir höchstens nur dienen kann, Kleinigkeiten zu entdecken, daran mir gar nichts gelegen ist.

Madem. Gut.

Die Vernunft soll Ihnen dienen, diese unbegreiflichen Dinge zu glauben, ohne sie zu fassen. Hören Sie mich aufmerksam an, meine Fräulein.

Es kann in den Werken Gottes kein Widerspruch seyn. Er hat uns einen Verstand gegeben; und eben daher ist es ein gewisses Merkmaal, er wolle, daß wir uns dessen bedienen sollen, unsern Glauben und unsere Aufführung einzurichten. Es giebt nur zweyerley Arten, ein Christ zu seyn und die heilige Schrift zu glauben. Die erste ist, daß man seinen Verstand oder seine Vernunft unter-

wirft, weil unsere Väter ihre unterworfen haben, und nicht untersuchet, ob sie Ursache gehabt haben, es zu thun. Dieses ist die gemeine Art, welche die Anzahl der bösen Christen oder wenigstens der schwachen Christen vervielfältiget.

Fräul. Geistreich.

Ich habe vielmals von verständigen Leuten sagen hören: Ich bin ein Christ, weil ich als ein Christ geboren worden. Wenn ich ein geborener Türk wäre, so würde ich ein Türk bleiben; denn ein rechtschaffener Mann soll seine Religion nicht verändern.

Madem. Gut.

Diejenigen, welche solche Reden führen, sind hier zu Lande so wenig Christen, als sie in der Türkey Türken seyn würden. Ein solcher Glauben ehret Gott nicht. Diese Leute haben gar keine Religion. Ich wiederhole es. Gott hat uns nur die Vernunft gegeben, damit wir uns ihrer bedienen sollen. Sagen Sie mir, Fräulein Lucia, warum habe ich Sie gebethen, Sie sollen niemals weder mir, noch andern, auf unser bloßes Wort glauben?

Fräul. Lucia

Weil Sie uns haben bemerken lassen, es können sich alle Menschen betriegen, oder uns zu betriegen suchen; und es sey also vernünftig, daß man dasjenige untersuche, was sie uns sagen.

Madem. Gut.

Sehr wohl! Wenn Sie aber versichert wären, ich könne mich nicht betriegen, noch auch

Sie

Sie betriegen wollen; würde es da nöthig seyn, daß Sie dasjenige erst untersucheten, was ich Ihnen sagen würde?

Fräul. Lucia.

Nein, gewiß nicht. Die Vernunft würde mich lehren, ich solle Ihnen auf das erste Wort glauben; und ich würde aufhören, als ein vernünftiges Geschöpf zu handeln, wenn ich eine Untersuchung deswegen nöthig hätte.

Madem. Gut.

Nun wohl, meine Fräulein, damit man wisse, ob uns die Vernunft erlaube, christlich zu seyn, ob man allein demjenigen blindlings glauben solle, was in der heiligen Schrift enthalten ist, so hat man nur eine einzige Sache zu untersuchen; und das ist diese. Kann ich mich durch meine Vernunft überzeugen, daß Gott dasjenige eingegeben hat, was in diesen Büchern enthalten ist? Kann mir meine Vernunft diesen Beweis geben, so wird sie mich zu gleicher Zeit lehren, ich sey nicht mehr berechtiget, dasjenige zu untersuchen, was Gott mir zu glauben befiehlt; weil ich versichert bin, daß er sich nicht betriegen kann, noch mich betriegen will. Dieß ist die zweyte Art, christlich zu seyn, meine Fräulein; und das war diejenige, welche Fidelia erwählete. Ihr Glauben war blind; das ist, sie glaubete die Geheimnisse, ohne daß sie solche begriff: die Bewegungsgründe ihres Glaubens aber waren vernünftig; denn sie waren auf die Untersuchung gegründet, welche sie

wegen der Göttlichkeit der heiligen Schrift angestellet hatte.

Frl. Luise.

Was für Vergnügen würde ich haben, wenn ich im Stande wäre, eben die Untersuchung anzustellen!

Madem. Gut.

Wir wollen sie zusammen anstellen, wenn wir die Geschichte des neuen Testamentes, das ist das Leben Jesu Christi, wiederholen werden. Nichts in der Welt ist vermögender, uns zu aufrichtigen Christen zu machen. Ein Christ, dessen Glauben nicht auf die Vernunft gegründet ist, verdienet nicht, diesen Namen zu führen. Ueber dieses so ist nichts leichter, als den Beweis zu machen, den ich fordere. Man darf nur die heilige Schrift mit einiger Aufmerksamkeit lesen. — Doch wieder auf die Geschichte der Fidelia und auf die Gedanken, die sie bey uns erwecket hat.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Ich für mein Theil bin so bitter und böse auf Georgen, daß ich ihm den Hals umdrehen würde, wenn ich könnte. Was für eine Unanständigkeit, dieses arme Mägdchen noch zu schlagen!

Madem. Gut.

Es ist wahr, es ist etwas schändliches. Allein, die Mannspersonen halten sich gegen eine Frauensperson, die sich verunehret hat, zu allem berechtiget; vornehmlich die Mannspersonen von Georgens Gemüthsart.

Fräul. Geistreich.

Ich habe mich davon recht hintergehen lassen; und ich würde im Anfange geschworen haben, er wäre der ehrlichste rechtschaffenste Mensch auf der Welt.

Madem. Gut.

Konnten Sie das wohl denken, mein Schatz? Ein jeder Mensch, welcher eine Frauensperson von ihrer Pflicht abzuziehen suchet, ist ein Betrüger, dem man nicht mehr trauen muß, als einem Diebe. Sagen Sie mir, mein Schatz, was ist die allerkostbarste Sache von der Welt, das Vermögen, das Leben selbst oder die Gnade Gottes und ein guter Ruf?

Fräul. Geistreich.

Versichert, meine liebe Gut, die beyden letzten Sachen sind es; und ich begreife es sehr wohl, daß derjenige, welcher mich darum bringen wollte, viel boshafter seyn würde, als ein anderer, der mir mein Geld rauben oder auch das Leben nehmen wollte.

Jgfr. Zina.

Ich für mein Theil, bin von der Beständigkeit und christlichen Liebe derjenigen armen Frau wahrhaftig gerühret worden, welche den Krebs hatte. Wie viele arme Personen sind nicht in Verzweifelung gerathen und verloren gegangen, bloß weil sie keine solche Tröster gehabt haben!

Madem. Gut.

Sie haben Recht, mein Schatz. Ich wiederhole es Ihnen aber: in Ihrem Alter muß man

nicht dergleichen Werke der christlichen Liebe unternehmen; es würde gefährlich seyn. Es wird eine Zeit kommen, wo Sie in diesem Stücke den Bewegungen Ihres Eifers folgen können. Unterdessen erinnern Sie sich, daß es, wenn Sie im Stande seyn werden, einiges Geld nach Ihrem Belieben auszugeben, eine der größten Mildthätigkeiten sey, die Sie thun können, wenn Sie verhindern, daß arme Mägdchen nicht in diese äußerste Noth gerathen. Es giebt ihrer viele, welche kein Gewerbe zu treiben oder Arbeit zu finden wissen, aber auch nichts zu leben haben, und daher eben der Versuchung ausgesetzet sind, wie Fidelia. Ach! eine kleine Summe würde hinlänglich seyn, sie etwas lernen zu lassen, daß sie ihr Brodt verdienen könnten. Was für eine Freude würden Sie nicht haben, wenn Sie zu sich selbst sagen könnten: Da ist eine ehrliche Person, welche ihren Lebensunterhalt durch Arbeit gewinnt; vielleicht hat sie die Erhaltung ihrer Tugend der kleinen Summe zu danken, die ich ihr gegeben habe. Ich kenne einen Handelsmann, der vor sechs Monaten Gelegenheit gefunden hat, ein gutes Werk von der Art zu thun. Die Aeltern des Mägdchens, welches er gerettet hatte, schrieben vergangene Woche an ihn, sich bey ihm dafür zu bedanken, und meldeten ihm, sie führete sich sehr vernünftig und gut auf. Dieser arme Mann weinete vor Freuden, da er diesen Brief las, und bedaurete die wenigen Thaler gar nicht, die es ihm gekostet hatte. — Leben Sie wohl, meine Fräulein, wir werden uns bald wieder sehen.

Das

Das XXIV Gespräch.

Madem. Gut.

Jungfer Miekchen, sagen Sie uns den Anfang von der Geschichte der Esther her.

Jgfr. Miekchen.

Unter den Königen von Assyrien war auch einer, der hieß Ahasverus, und seine Gemahlinn hieß Vasthi. Im dritten Jahre seiner Regierung stellete er ein großes Fest an. Dabey bewirthete er alle seine Großen und Vornehmen auf das Herrlichste und Prächtigste. Er ließ seine Gemahlinn bitten, sie sollte in ihrem völligen Putze zu ihnen in den Saal kommen. Allein, das wollte sie nicht thun, weil es wider die Gewohnheit des Landes wäre. Hierüber wurde der König sehr zornig, und fragete die Weisen, welche sich auf die Landessitten verstunden: Ob das recht wäre, und was man der Königinn Vasthi thun sollte, daß sie seinem Befehle nicht nachgelebet hätte? Sie antworteten, die Königinn hätte unrecht gethan und allen Weibern ein böses Beyspiel gegeben; sie würden ebenfalls ihre Männer verachten und ihnen nicht gehorchen, wenn es ihr so ungestraft hingienge; der König möchte sie also nicht mehr für seine Gemahlinn erkennen, sondern verstoßen. Das that er auch: doch konnte er sie

nicht sogleich vergessen; denn sie war überaus schön. Damit man sie ihm nun aus den Gedanken brächte, so ließ man allenthalben die schönsten jungen Frauenzimmer aufsuchen und vor den König bringen, damit er sich eine andere Gemahlinn darunter aussuchen möchte.

Zu der Zeit waren die Juden in diesem Lande gefangen; und es befand sich unter ihnen ein frommer gottesfürchtiger Mann, der hieß Mardachai. Er hatte seines Vetters Tochter, eine arme vater- und mutterlose Waise, bey sich, worüber er Vormund war. Sie hieß Esther und war ein sehr schönes feines Mägdchen. Man nahm sie daher auch mit unter diejenigen jungen Frauenzimmer, worunter sich der König eine Gemahlinn aussuchen sollte; und sie gefiel ihm gleich vor allen andern, so bald er sie nur ansah; und er gewann sie so lieb, daß er ihr die königliche Krone aufsetzete, und sie zur Königinn machete. Er wußte aber nicht, von was für einem Geschlechte und Volke sie war; und Esther ließ sich auch nicht durch die königliche Herrlichkeit und Pracht verblenden, sondern blieb ihrem Gotte getreu. Sie seufzete ingeheim über das Unglück ihres Volkes, und daß der Tempel zu Jerusalem noch nicht wieder aufgebauet wäre, obgleich Cyrus Befehl dazu gegeben hatte.

Ahasverus hatte einen Liebling, den er allen andern vorzog und groß machete. Er hieß Haman und war ein sehr gottloser Mensch; denn

er

er hatte alle böse Eigenschaften an sich, und vornehmlich war er sehr stolz und hochmüthig. Ahasverus hatte eine blinde Gefälligkeit für ihn, und ließ allen seinen Unterthanen gebiethen, sie sollten vor Haman die Knie beugen und ihn anbethen. Sie thaten es auch alle zusammen bis auf Mardachai; denn der wollte vor niemanden, als vor Gotte, die Knie beugen und nur ihn allein anbethen; und er sagete es allen denen, die ihn befrageten, warum er den Haman nicht nach des Königes Willen verehrete, er wäre ein Jude, und dürfte es nach seinem Gesetze nicht thun. Das verdroß Haman sehr, da er es erfuhr; und er wollte sich deswegen nicht allein an Mardachai rächen, sondern alle Juden vertilgen, die in dem ganzen Lande wären. Er beredete auch den König, daß er dieserwegen einen Befehl ausgehen ließ. Darüber wurde Mardachai sehr betrübt, und wußte es so anzustellen, daß es auch die Königinn erfahren mußte; da er sie denn bath, sie möchte doch eine Fürbitte bey dem Könige deswegen einlegen.

Nun war es aber bey Lebensstrafe verbothen, es sollte niemand, es sey, wer es wolle, zu dem Könige gehen, wofern er nicht gerufen wäre; und Esther war schon seit vielen Tagen nicht zum Könige gerufen worden. Sie mußte es also wagen, und wider das Geboth, zu ihrem Gemahle hineingehen. Sie machete sich auch nichts daraus, wenn sie gleich deswegen umkäme, weil es doch in einer guten Absicht geschähe. Doch hatte sie auch Hoffnung, daß es wohl glücklich gehen könnte; denn

man wurde nicht gestrafet, wenn der König seinen goldenen Zepter gegen einen neigete. Als sie in den Saal trat, so sah Ahasverus sie mit einem solchen Blicke an, daß sie darüber fast in Ohnmacht gesunken wäre: doch reckete er ihr gleich den goldenen Zepter entgegen, und sie rührete die Spitze desselben an. Er fragete: Was ihr wäre, und was sie verlangete? sie sollte es bekommen, und wenn es auch sein halbes Königreich wäre. Doch Esther bath ihn nur, er möchte die Gnade haben, und sich heute nebst Haman von ihr bewirthen lassen. Das that der König mit Vergnügen; und da er bey der Lust war, so verlangete er, sie sollte sich etwas ausbitten. Sie antwortete, sie wollte es morgen thun, wenn der König und Haman noch einmal so gnädig seyn, und es sich bey ihr wollten gefallen lassen. Haman war wegen dieser Ehre überaus vergnügt, und gieng gutes Muthes von der Königinn hinweg. Da er aber in den Vorsaal kam, so sah er Mardachai, welcher da stund und sich nicht bewegete, noch vor ihm niederfiel. Darüber wurde er voller Zorn: doch hielt er so lange an sich, bis er nach Hause kam. Da erzählete er seinen Freunden und seiner Gemahlinn den Verdruß, den er über Mardachai hätte, welcher sich durchaus nicht vor ihm beugen wollte. Sie sucheten ihn damit zu trösten, daß er doch von allen andern und von der Königinn selbst so hochgeehret und vorgezogen würde; er sollte sich um die dumme Verachtung eines solchen Menschen nicht viel bekümmern.

mern. Allein, Haman antwortete ihnen: Alle Ehre und aller Vorzug würden ihn nicht vergnügen, so lange er den Juden Mardachai vor Augen sehen müßte. Da riethen sie ihm, er sollte einen Galgen bauen und den Mardachai morgen daran aufhängen lassen; darauf könnte er denn fröhlich mit dem Könige zur Königinn gehen. Das gefiel Haman wohl; und er ließ gleich einen sehr hohen Galgen machen: er wußte aber nicht, daß Mardachai der Königinn Oheim war.

Madem. Gut.

Hier haben Sie ein sehr sinnliches Bild eines ehrgeizigen Herzens, und aller derjenigen, die sich durch eine gewaltige Leidenschaft beherrschen lassen. Die geringste Kleinigkeit ist genug, ihre Glückseligkeit zu zerstören; und diese Kleinigkeit treffen sie auf ihrem Wege immer an. Ich habe Ihnen vor einiger Zeit gesaget, meine Fräulein; man könne es mit der Gnade Gottes so weit bringen, daß man seine Begierden mäßige: es sey aber nicht möglich, daß man Ihnen völlig genug thue. — Fahren Sie fort, Fräulein Charlotte.

Fräul. Charlotte.

Damit Haman den armen Mardachai bald aus dem Wege schaffete, so war er zeitig nach Hofe gegangen, damit er den König so gleich beredete, daß er dieses Urtheil vollziehen ließe. Des Königes Zimmer aber waren noch nicht offen; und er mußte also in dem Vorgemache verziehen. Einige Zeit vorher, ehe Haman so hoch gestie-

gestiegen und in Gnaden gekommen war, hatten zween Kämmerer eine Verschwörung wider des Königes Leben vorgehabt. Mardachai aber war dahinter gekommen, und hatte es dem Könige entdecket. Nun vergißt man bey Hofe nichts leichter, als die guten Dienste, die einer geleistet hat, wenn es einem an einem Beschützer und grossen Gönner fehlet. Mardachai hatte also keine Belohnung für seine Entdeckung bekommen, ob man sie gleich sorgfältig in ein Buch geschrieben hatte. Es geschah aber in eben der Nacht, da Haman seinen Untergang beschloß, daß der König, durch Gottes Verhängniß, nicht schlafen konnte. Er ließ sich also dieses Buch holen und etwas daraus vorlesen. Da traf es sich nun, daß man eben auf die Stelle kam, wo von des Mardachai Entdeckung der Verrätherey stund. Sogleich unterbrach der König den Vorleser und fragete: Was für Ehre und Gutes haben wir ihm dafür gethan? Es ist ihm nichts geschehen, antworteten die Kammerjunker, welche die Aufwartung hatten; und er ist täglich an dem Schloßthore in einer sehr elenden Gestalt. Das ist eine große Ungerechtigkeit, sagete der König; sehet zu, ob jemand in dem Hofe oder Vorgemache ist. Man sagete ihm, Haman wäre da; und der König befahl, man sollte ihn herein lassen. Sobald er hinein trat, so fragete ihn der König: Was denkest du, was soll man dem Manne thun, den ich gern besonders ehren wollte? Der stolze Haman dachte bey dieser Frage in seinem Herzen:

Wem

Wem könnte der König wohl anders gern eine große Ehre anthun wollen, als mir? Er sagete daher: Man muß den Mann, den der König gern ehren will, herholen, ihm königliche Kleider anziehen, die königliche Krone auf das Haupt setzen; und ihn hernach in solchem Schmucke auf einem von den prächtigst aufgeputzten Rossen, worauf der König zu reiten pflegt, durch die vornehmsten Straßen der Stadt reiten lassen; es muß einer von den Fürsten des Königes, der allervornehmste unter den Staatsbedienten, das Pferd bey dem Zügel halten und es so durch die Stade führen und vor ihm her ausrufen lassen: So thut man dem Manne, den der König gern ehren will! Das ist recht gut angegeben, sagete der König; geschwind, nimm das Kleid und Pferd und thue also mit dem Juden Mardachai, der immer an dem Schloßthore sitzt, und laß nichts an allem dem fehlen, was du gesaget hast. Der stolze Haman dachte, er hätte des Todes auf der Stelle seyn sollen, als er diesen Befehl hörete. Es war aber nichts anders zu thun, er mußte den Willen des Königes vollbringen, wofern er nicht in die gröss e Ungnade bey ihm fallen wollte. Er gieng also mit einem Herzen voller Grimm hinweg, und dienete selbst zu dem Triumphe eines Mannes, dessen Verderben er geschworen hatte. So bald nur dieß Siegesgepränge vorbey war, eilete er nach Hause, verhüllete sich den Kopf vor Kummer und Herzeleide, und man sagete ihm seinen Fall und Untergang schon vorher.

Jgfr. Schönichinn.

Hier war H an recht angekommen. Ich gestehe es Ihnen, meine liebe Gut, ich bin recht erfreut darüber. Es ist ein großes Vergnügen, wenn man die Leute, die so hochmüthig sind, recht gestrafet sieht.

Madem. Gut.

Dieß stelle ich Ihnen alle Tage vor, meine Fräulein. Wenn dieses einem rechtschaffenen wackern Manne begegnet wäre, so würde es Ihnen sehr nahe gehen. Bemühen Sie sich, durch Ihre Leutseligkeit und durch Ihr gütiges höfliches Bezeugen, sich alle Menschen zu gewinnen. — Fräulein Maria, erzählen Sie uns die Geschichte nun vollends aus.

Fräul. Maria.

Haman wäre bey seiner großen Aergerniß, die er gehabt hatte, gern zu Hause geblieben: aber die Kämmerer des Königes kamen und trieben ihn zu dem Mahle, welches die Königinn Esther angerichtet hatte. Da der König nun wieder lustig und guter Dinge war, so verlangete er, die Königinn Esther sollte sich etwas ausbitten, das er ihr geben könnte. Nun dünkete es sie, Zeit zu seyn, daß sie ihre Fürbitte anbringen könnte, wie Mardachai von ihr verlanget hatte. Weil Sie denn so gnädig sind, sagete sie zu dem Könige, so bitte ich nur um mein und meines Volkes Leben. Denn ich und meine Landesleute sind verkaufet, daß wir umgebracht und vertilget werden sollen.

Woll-

Wollte Gott! wir wären nur zu Knechten und Mägden verkaufet worden, so wollte ich nichts gesaget haben; denn da würde doch unser Feind dem Könige nicht so sehr schaden, als jetzt geschehen wird, da er ihn so vieler Unterthanen auf einmal berauben will. Wer ist dieser Feind? fragete der König Ahasverus in vollem Eifer; oder wo ist der, der es sich hat in den Sinn kommen lassen, solches zu thun? Esther gab ihm zur Antwort: Unser Feind und Widersacher ist dieser gottlose Haman. Ahasverus stutzete darüber; denn er wußte noch nicht, daß sie eine Jüdinn war. Sie meldete ihm darauf, wie verrätherisch Haman gegen ihn gehandelt hätte, damit er einen Befehl von ihm ausgewirket, daß alle Juden in dem ganzen Lande zusammen an einem Tage sollten umgebracht werden. Hierüber entsetzete sich Haman vor dem Könige und der Königinn; und der König gieng in vollem Grimme über ihn hinaus in den Garten am Schlosse, damit er der Sache etwas nachdächte. Unterdessen stund Haman auf und gieng zu der Königinn; denn er sah gar wohl, daß ihm schon ein Unglück von dem Könige bereitet wurde. Er fiel ihr zu Füßen, umarmete ihre Knie und bath sie um sein Leben. In dem Augenblicke trat der König wieder in den Saal; und da er Haman in dieser Stellung bey der Königinn sah, so sagete er: Was? will er nun auch so gar der Königinn bey mir im Hause Gewalt anthun? Kaum hatte Ahasverus das gesaget, so rissen sie Haman hinweg und verhülleten ihm das

Gesicht, wie man es damals mit den Missethätern zu machen pflegete. Da erzählete einer von den Kämmerern dem Könige, Haman hätte einen Galgen von funfzig Ellen hoch aufrichten lassen, woran Mardachai hätte solle aufgehängt werden, der doch dem Könige so getreu und ergeben gewesen. Lasset ihn daran hängen, sagete Ahasverus; und man hängete Haman so gleich auf. Da legete sich der Zorn des Königes, und Mardachai kam an Hamans Stelle; worauf denn das Geboth wider die Juden augenblicklich wiederrufen wurde.

Fräul. Geistreich.

Ich begreife nicht, wie Haman so keck seyn und dem unschuldigen und wohlverdienten Mardachai einen solchen Tod zubereiten konnte. Es mußte ja doch über kurz oder lang einmal heraus kommen; und sollte er nicht geglaubet haben, daß der König sehr zornig darüber seyn würde, wenn er solches erführe?

Madem. Gut.

Recht gut, mein Schatz; haben aber die Könige Augen? Sie sehen nichts weiter, als was ihren Lieblingen gefällt, ihnen zu zeigen. Weil sie meistens nur mit niederträchtigen Sclaven umringt sind, so untersteht sich niemand, sich dem Zorne dieser kleinen Tyrannen auszusetzen.

Fräul. Charlotte.

War denn aber derjenige Hamans Feind, welcher dem Könige von dem Galgen sagete, den derselbe hatte aufrichten lassen?

Madem. Gut.

Es war vielleicht ein Höfling, welcher eine Stunde vorher sich vor ihm niedergeworfen, und ihm seine Dienste angebothen hatte. Sie kennen den Hof noch nicht, meine Fräulein. Man umarmet daselbst denjenigen, den man erwürgen will. Steht jemand in Gnaden, so streuet ihm jedermann Weihrauch. Fällt er in Ungnade, so flieht ihn ein jeder, als wenn er die Pest hätte: und diejenigen, welche sich kurz vorher für seine Freunde ausgaben, glauben, sie sind sehr großmüthig, wenn sie ihm nichts Böses thun.

Jgfr. Landmänninn.

Das ist doch ein seltsames Land. Wenn ich verbunden wäre, daselbst zu leben, so würde ich mich niemals gewöhnen können, meine wahren Gesinnungen also zu verbergen.

Madem. Gut.

Ich hoffe es wenigstens: aber das ist viel schwerer, als Sie wohl denken. Man zieht daselbst eine ansteckende Luft ein, wider welche sich zu verwahren sehr schwer fällt. Man kann es aber gleichwohl doch thun; und es giebt am Hofe noch manchen rechtschaffenen redlichen Mann. Diese Personen sind, überhaupt zu reden, gleichsam wie Lufterscheinungen; sie gefallen nicht so sehr, als die andern: es ist aber gewiß, sie werden weit mehr geachtet und höher geschätzet.

Fräul. Maria.

Was ist denn eigentlich eine Lufterscheinung, meine liebe Gut?

Madem. Gut.

Es ist eine außerordentliche Begebenheit in der Luft; eine Sonnen- oder Mondfinsterniß, ein Komet, ein Nordlicht, kurz, alles, was von den ordentlichen Gesetzen der Natur abzuweichen scheint. Man nennet dergleichen auch sonst mit einem gelehrten Namen ein Phänomenon, und rechnet alsdann die Electricität mit darunter.

Fräul. Maria.

Ich bin jetzo noch eben so klug, als vorher. Ich kenne die Sonnen- und Mondfinsternisse: aber ich habe niemals von Kometen und der Electricität etwas gehöret oder gesehen.

Madem. Gut.

In Wahrheit, mein Schatz, ich weis nicht, ob ich Ihnen eine recht genaue Erklärung davon werde geben können. Ich weis wohl, was ein Komet ist: aber ich weis nicht genug davon, daß ich es Ihnen deutlich erklären kann. Borgen Sie mir diese Erklärung bis Morgen; und ich will Ihnen alles sagen, was ich davon werde gelernet haben.

Fräul. Geistreich.

Ich bewundere etwas an Ihnen, meine liebe Gut; und ich will es mir zu Nutze machen. Wenn ich nur den kleinsten Begriff von einer Sache habe,

und

und man redet in meiner Gegenwart davon, so urtheile ich ganz dreust davon, als wenn ich recht geschickt wäre, vornehmlich, wenn ich bey Personen bin, die ich für unwissender halte, als mich. Ich finde eine große Widersetzung bey mir, wenn ich gestehen soll, ich wisse die Sachen nicht, worüber man mich fraget. Sie sind tausendmal geschickter, als ich, und sagen dennoch aufrichtig heraus: Das weis ich nicht; das weis ich nicht recht oder nur unvollkommen. Wie haben Sie es doch gemacht, daß Sie ganz und gar keine Eitelkeit haben? Denn ich überrede mich, die Eitelkeit machet es, daß ich von allem rede, es sey gut oder schlecht.

Madem. Gut.

Das bedeutet Gegentheils vielmehr, daß ich weit mehr Eitelkeit besitze, als Sie. Mich dünket, nichts kränket die Eigenliebe heftiger, als wenn man sagen höret: Diese Person hat keine Urtheilskraft; sie will von allem reden, und das meiste Mal weis sie nicht, was sie saget. Ich weis, man wird in meiner Gegenwart nicht so sprechen: aber man wird es denken; und das ist allezeit einerley. Ihr Schwatzen und mein Stillschweigen haben also beyde einerley Ursache; die Eitelkeit und die Eigenliebe: und wenn man es recht untersuchet, so kann man sagen, mein Stolz sey ernsthafter und größer, als Ihrer. Ueber dieses, mein Schatz, so giebt es zweyerley Arten von Wissenschaften und folglich auch zweyerley Arten von Unwissenheit. Die erste ist diejenige, welche solche

Sachen begreift, die zu unserm Stande nöthig und gehörig sind. Es ist höchst schimpflich, wenn man diejenigen Wissenschaften nicht weis, welche man dazu brauchet. Die andern Wissenschaften sind allein Wissenschaften zur Anmuth. Es ist sehr vortheilhaft, wenn man sie inne hat: es ist aber nicht schimpflich, wenn man sie auch nicht weis. Wenn es in meiner Gewalt stünde, so möchte ich gern alle Sprachen wissen; ich möchte in keinem Theile der Mathematik unwissend seyn. Indessen schäme ich mich doch nicht, daß ich kein Hebräisch kann, daß ich die Sternseherkunst und viele andere schöne Sachen nicht weis, die ich auch niemals lernen werde. Hingegen würde ich mich zu Tode schämen, wenn ich nicht lesen und schreiben könnte; weil zu vermuthen ist, man habe mir Lehrmeister gehalten, die mich diejenigen Sachen haben lehren sollen, welche sich für meinen Stand schicketen; und wenn ich sie nicht wüßte, so käme es daher, daß ich faul gewesen und unterlassen hätte, in meiner Jugend etwas zu lernen.

Ich befand mich vor einiger Zeit in einer angesehenen Gesellschaft; und da fragete ein Officier, der schon in einem gewissen Alter war, einen Reisenden: Nicht wahr, mein Herr, wenn man zu Lande nach England reisen will, so muß man durch Holland gehen? Dieser alte unwissende Mensch wußte nicht, daß England eine Insel ist, wohin man nicht zu Lande kommen kann. Man hielt sich über ihn auf, und mit Rechte, weil die Geographie eine unumgänglich nöthige Wissenschaft für einen Officier ist,

und

und er die Pflichten seines Standes nicht recht erfüllen kann, wenn er solche nicht weis.

Frl. Aufrichtig.

Ich bitte Sie, meine liebe Gut, sagen Sie uns doch, welches sind denn wohl die Wissenschaften, wo es einem Frauenzimmer von Stande oder aus einem angesehenen guten Hause ein Schande ist, wenn es solche nicht weis?

Madem. Gut.

Das ist eine Frage von einem vernünftigen Frauenzimmer; und ich will darauf antworten. Eine solche Person muß zuerst recht gut lesen und sauber und richtig schreiben können; das ist, ihre Hand muß leserlich und ihre Wörter richtig buchstabieret seyn. Es ist nichts unanständiger, als wenn man dieß beydes nicht weis. Es kam einmal ein Frauenzimmer, das sich für eine Person von einem hohen Stande ausgab, in eine Stadt, worinnen ich war. Jedermann glaubete es ihr; und ich allein behauptete nur, sie wäre eine gemeine Person von geringer Herkunft. Nach Verlaufe einiger Zeit entdeckete man, daß ich mich nicht geirret hatte. Wissen Sie, woraus ich erkannte, daß sie keine Standesperson war? Daraus, daß sie sehr schlecht las und kaum ihren Namen zu unterzeichnen wußte. Gegentheils ist es vielmals geschehen, daß man mich an denen Orten, wo ich nicht bekannt war, durchaus für eine Person von hohem Stande hat halten wollen. Ich mochte immerhin sagen, man irrete sich; man wollte mir nicht glauben;

denn, sagete man, ich hätte für eine gemeine Person viel zu viel Erziehung.

Jgfr. Schönichinn.

Sind Sie denn nicht von Stande, oder aus einem vornehmen angesehenen Hause, meine liebe Gut?

Madem. Gut.

Nein, in Wahrheit nicht, mein Schatz. Ich bin von gemeiner bürgerlicher Herkunft, die Tochter eines Kaufmannes; und zwar keines von denen Kaufleuten, welche große Herren vorstellen können, und Kutsche und Pferde halten, sondern eines kleinern Kaufmannes, der einen offenen Laden oder ein Gewölbe hatte. Es ist wahr, er befand sich in guten Umständen; und dieses hat ihm die Mittel gegeben, mir eine gute Erziehung zu verschaffen.

Frl. Lucia.

Nun, das ist doch das erste Mal, daß ich eine Person finde, die aus einem fremden Lande gekommen ist und nicht saget, daß sie aus einem vornehmen oder angesehenen Hause sey. Ich habe viele französische Hofmeisterinnen gehabt, die jede schon eine Historie fertig hatten, womit sie bewiesen, daß sie aus einem großen Hause herstammeten; und wenn ich aus ihrer Unwissenheit davon urtheile, so mußten sie von sehr geringer Herkunft seyn.

Madem. Gut.

Ich will Ihnen hier das wiederholen, was ich schon vielmals gesaget habe. Der Adel ist ein Vor-

theil; weil man voraussetzet, er sey der Lohn schöner Thaten gewesen. Ich wollte nicht einen Dreyer für denjenigen geben, der einen andern Ursprung hat. Allein, ob ich gleich diesen ersten Adel sehr hoch achte, so geschieht es doch nur unter der Bedingung, daß die Gedanken und Tugenden der Ahnen auf ihre Nachkommen, so wie ihre Titel, geerbet sind. Sonst bin ich der Meynung, was für Verehrung man auch den alten Familien schuldig seyn mag, so sey es doch sehr rühmlich, der erste Adeliche in seiner Familie zu seyn; und wenn man es nicht dahin bringt, daß man es wird, es doch wenigstens zu verdienen, daß man es sey. — Wir wollen dasjenige weiter untersuchen, was ein Frauenzimmer von Stande nothwendig wissen muß.

Sie muß ihre Muttersprache nach Regeln wissen, damit sie solche so rede und schreibe, wie es seyn muß. Sie muß sich mit einer guten Art in einer Gesellschaft zeigen lernen, eine Verbeugung zu machen wissen, wie es sich gehöret; und dazu hat sie einige Zeitlang einen Tanzmeister nöthig. Sie muß die Erdbeschreibung wissen und wenigstens einen allgemeinen Begriff von der Historie haben, auch einen Brief schreiben können. Dieß sind die Wissenschaften, die ich einem Frauenzimmer von Stande oder aus einem guten angesehenen Hause nicht verzeihen kann, wenn es solche nicht weis. Ich setze noch die französische Sprache hinzu, welche unumgänglich nöthig ist, seitdem sie die Sprache aller Höfe geworden. Ich sehe alle Tage Frauenzimmer von einem gewissen Alter,

die

die sich ärgern, daß sie solche nicht können, weil sie sich in der Nothwendigkeit befinden, Fremde aus allen Nationen zu sehen, welche französisch sprechen.

Außer denen Wissenschaften, wovon ich geredet habe, giebt es noch andere, deren Erlernung ich dem jungen Frauenzimmer anrathe, als die Musik, das Zeichnen und die kleinen Handarbeiten. Sie können nicht Vorsicht genug wider die lange Weile und den Müßiggang brauchen, welche den größten Theil ihrer Fehler hervorbringen.

Merken Sie es wohl, meine Fräulein, ich rede nur von Wissenschaften, die zur Anmuth und Zierde dienen und ihnen wohlanständig sind. Es giebt andere, noch viel wesentlichere. Als eine Christinn muß man seine Religion aus dem Grunde erlernen, und sie nach Grundsätzen wissen. Da solche Frauenzimmer auch bestimmet sind, Hausmütter zu werden, so müssen sie die Haushaltung und Wirthschaft, die Art und Weise, ein Haus zu regieren, ihre Kinder zu erziehen, lernen.

Fräulein Luise im Lachen.

Sie haben noch eine dem Frauenzimmer höchst nöthige Wissenschaft vergessen; weil sie eine Sache betrifft, wozu sie einen großen Theil ihres Lebens anwenden; nämlich die Wissenschaft, in der Karte zu spielen. Aus Mangel, daß sie nicht darinnen unterrichtet sind, verlieren sie ihr Geld.

Madem. Gut.

Es ist wahr, das ist ein wichtiger Punct. Ich möchte aber doch gleichwohl einem jungen Frauen-

zimmer,

zimmer, das ich liebe, nicht rathen, daß es viele Zeit auf diese Erlernung wendete.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Ich gestehe es Ihnen, meine liebe Gut, ich liebe das Spielen bis zum Thörichtwerden; und ich würde viele Mühe haben, wenn ich mich eines so allgemeinen Zeitvertreibes berauben wollte; es ist also nothwendig, daß ich spielen lerne. Wenn ich es nicht kann, so würde ich alle mein Geld verlieren, wie das Fräulein Luise sehr wohl saget.

Madem. Gut.

Ich will Ihnen beichten, mein Schatz. Ich habe die Schwachheit, daß ich das Spiel ebenfalls sehr liebe; und es hat mir oftmals gute Dienste geleistet, wenn ich in einer Gesellschaft Thoren gewesen. Ich habe mein ganzes Lebenlang einige Stunden des Tages gespielet: ich habe mich aber niemals darauf beflissen, so zu spielen, wie es sich gehöret. Indessen wollte ich doch wohl wetten, daß ich nicht zween Ducaten verloren habe, so lange ich auf der Welt bin.

Frl. Luise.

Sie gewinnen also immer, wenn Sie spielen?

Madem. Gut.

Wenn das wäre, so würde ich niemals spielen; das würde mich bis auf den Tod verdrießen.

Frl. Luise.

Nun, das begreife ich doch nicht. Wenn ich spiele, so freuet es mich, wenn ich gewinne; und ich kann

mich

mich nicht enthalten, etwas übel aufgeräumet zu seyn, wenn ich ohne Unterlaß verliere.

Madem. Gut.

Jedermann ist so, wie Sie, mein Schatz. Wenn man auch nur um Stecknadeln spielet, so verdrießt es einen, wenn man immer verliert. Nun frage ich Sie aber: Wenn wir mit einander spieleten, und ich gewönne alle Spiele; würden Sie alsdann übel aufgeräumet seyn?

Frl. Luise.

Ganz gewiß. Sie aber würden, weil Sie gewönnen, Gelegenheit haben, gut aufgeräumet zu seyn.

Madem. Gut.

Sie legen mir nicht viel Menschlichkeit bey, mein Schatz. Wie? Sie denken, ich könnte ein Vergnügen über etwas haben, welches andere ärgerte und verdrösse? Das würde eine große Unmenschlichkeit seyn. Wenn wir auch nur um Stecknadeln spieleten, so wollte ich doch nicht wünschen, auf Ihre Unkosten zufrieden zu seyn.

Frl. Luise.

Das ist eine Betrachtung, die ich niemals gemacht habe. Das Spiel machet in der That unmenschlich; weil man nur nach dem Maaße, wie die andern einen Verdruß haben, ein Vergnügen dabey hat. Dieß würde allein genug seyn, mir einen Ekel davor zu erwecken. Wie haben Sie aber, meine liebe Gitt, das Spielen noch ferner lieben können, da Sie diese Betrachtung gemacht haben?

Madem.

Madem. Gut.

Ehe ich Ihnen darauf antworte, wollen wir noch einige Betrachtungen machen. Wir haben vorausgesetzet, wir spieleten nur um Stecknadeln; und in diesem Falle ist es der Hochmuth, der uns übel aufgeräumt machet, wenn wir verlieren. Wir wollen aber nunmehr das setzen, was sehr gewöhnlich ist, daß wir um große Summen spieleten oder doch wenigstens um solche Summen, die vermögend sind, uns beschwerlich zu fallen, wenn wir alle Tage verlören: ist es nicht wahr, man würde alsdann einen guten Grund haben, übel aufgeräumet zu seyn?

Fräul. Heftig.

Wenn man nicht verlieren kann, ohne sich zu ärgern oder verdrüßlich zu werden: so darf man nur niemals spielen; das ist so schwer nicht. Wofern ich unglücklich spiele, wenn ich groß seyn werde, so schwöre ich Ihnen zu, ich werde niemals wieder eine Karte anrühren; denn alsdann würde mir das Spielen viel böses Geblüt machen, da es mich doch dafür vergnügen sollte.

Jgfr. Sophie.

Aber mein liebes Fräulein, man spielet niemals anders, als in der Hoffnung, zu gewinnen.

Madem. Gut.

Hören Sie mich wohl an, meine Fräulein. Es ist gewiß, diejenigen, die hoch spielen, begehen eine große Menge Fehler, die ich Ihnen umständ-

lich

lich anzeigen will. Dieß ist heute zu Tage von der äußersten Wichtigkeit, da die Wuth zum Spielen allgemein geworden ist.

Wenn man sich an einen Spieltisch setzet, so geschieht es in der Hoffnung, zu gewinnen, oder bloß aus Gefälligkeit gegen andere. Geschieht es aus dem ersten Bewegungsgrunde, so ist Unmenschlichkeit dabey; weil man sich vornimmt, man wolle sich mit dem Schmerze anderer, und nicht allein mit ihrem Schmerze, sondern auch noch mit ihrem schlechten Zustande, ein Vergnügen machen. Diejenige Frau, die Sie mit so vieler Zufriedenheit ausgezogen haben, wie die Spieler sagen, hatte das Geld, was sie verloren hat, vielleicht zur Bezahlung unglücklicher Handwerksleute nöthig, welche auf dieses Geld warten, damit sie davon leben können. Sie setzen sie außer Stande, sich tausenderley kleine Bequemlichkeiten zu verschaffen, deren Entbehrung ihr vielen Verdruß verursachen wird. Sie entziehen ihr einen Ueberfluß, den sie den Armen schuldig ist. Sie werden Ursache seyn, daß sie morgen wieder spielen wird, damit sie das Geld, wo es möglich ist, wieder gewinne, was sie verloren hat; und daß sie vielleicht noch mehr verlieren wird; daß sie genöthiget seyn wird, ihren Schmuck zu versetzen oder zu verkaufen, welches sie mit ihrem Manne entzweyen wird; oder, welches noch ärger ist, sie wird einem großmüthigen Liebhaber Gehör geben, der ihr Geld anbiethen wird, daß sie ihren Schmuck wieder einlösen und ihren Verlust vor ihrem Manne verhehlen kann. In solche

Um-

Umstände setzen Sie diejenige, der Sie eine ansehnliche Summe abgenommen.

Fräul. Luise.

Das ist nicht meine Schuld; ich frage nach ihrem Gelde nichts; ich spiele nur aus Gefälligkeit: könnte man das nicht antworten, meine liebe Gut?

Madem. Gut.

Nein, mein Schatz; es ist sehr übel, wenn man sich der Schwachheit einer Person zu Nutze machet, damit man sie ausziehe; es ist darinnen eine wahrhaftige Niederträchtigkeit. Aber Sie fragen nach ihrem Gelde nichts, und Sie spielen nur aus Gefälligkeit; denn das Spielen ist Ihnen von Natur zuwider. Und wenn diese Person sie bäthe, Sie möchten ihr doch Ihr Messer leihen, damit sie sich den Hals abschneiden könnte; würden Sie sich für verbunden erachten, ihr solches zu geben? Sie spielen nur aus Gefälligkeit, und das Spielen ist Ihnen eben kein Vergnügen: Sie sind denn also leichtlich zu beschwatzen, daß Sie das Böse ohne Vergnügen und mit Widerwillen thun? Denn kurz, Sie setzen sich allen denen Unbequemlichkeiten aus, die ich angeführet habe, wenn Sie verlieren. Sie mögen immerhin reich seyn; dieser Ueberfluß gehöret Ihnen nicht zu. Es ist der Armen Gut; Sie stehlen ihnen dieses Geld; und Sie werden eine sehr strenge Rechnung von dem übeln Gebrauche ablegen müssen, wozu Sie es angewendet haben.

Fräul. Luise.

Haben Sie uns nicht gesaget, es sey erlaubet, sich auf eine anständige Art zu vergnügen; und

es sey so gar eine Pflicht? Kann ich nicht mit gutem Gewissen einen Theil meines Vermögens darauf verwenden?

Madem. Gut.

Hören Sie, meine lieben Fräulein; ich will bey Ihnen keine gar zu strenge Sittenlehrerinn abgeben. Es ist Ihnen ohne Zweifel erlaubet, einiges Geld zu Ihren anständigen Vergnügungen aufzuopfern. Wenn Sie aber spielen, damit Sie viel Geld gewinnen, so haben wir gezeiget, dieses Vergnügen sey nicht anständig. Spielen Sie mit Widerwillen, so ist es kein Vergnügen.

Fräul. Lucia.

Ich denke, wie Sie, meine liebe Gut. Dieß hindert mich aber nicht, daß ich nicht ganz anders handele. Was wollen Sie, daß ich thun soll, wenn ich bey Frauenzimmer bin, das hoch zu spielen pflegt, und mir den Antrag thut, ich solle eine Partie mit ihnen machen? Wollen Sie, ich solle nicht die Gefälligkeit für sie haben, sondern es ihnen abschlagen?

Madem. Gut.

Ja, mein Fräulein; es ist nicht erlaubet, die Gefälligkeit gar zu weit zu treiben. Ueber dieses dürfen Sie sich nur auf einen gewissen Fuß setzen; man wird es bald an Ihnen gewohnet werden. Setzen Sie Ihr Spiel auf etwas sehr weniges. Diejenigen, welche, wie Sie, aus dem Spiele einen bloßen Zeitvertreib machen, werden gern mit Ihnen Partie machen wollen; und es giebt eine große Anzahl Frauenzimmer, welche in diesem

Stücke

Stücke nur ein gutes Beyspiel erwarten, dem sie folgen können. Ich gestehe es, diejenigen, welche aus dem Spielen ein schändliches Gewerbe machen, werden sich nicht dazu bequemen. Sie werden Sie lächerlich machen; sie werden sagen, man könne nichts mit Ihnen anfangen; Sie taugeten zu nichts in der Gesellschaft. Aber was fragen Sie nach diesen albernen Reden? Man muß eben so dumm seyn, als diejenigen, welche sie vorbringen, wenn man sich darum bekümmern will.

Fräul. Luise.

Ich werde deswegen immer wieder auf meine Frage kommen: Wie können Sie bey diesen Gedanken alle Tage spielen?

Madem. Gut.

Ich will Ihnen antworten. Ich sehe das Spiel als eine Ausruhung an; folglich will ich ganz und gar nicht dabey studieren und ernsthaft an einem Tische sitzen, ohne daß ich mich unterstehe, die Augen aufzuschlagen. Ein solches Spiel ist eine Arbeit. Damit ich mir aber bey dem Spielen die Zeit vertreibe, so will ich die Freyheit haben, dabey zu reden, zu lachen. Sie begreifen leicht, daß das Spiel sehr klein seyn muß; denn man hat nicht Lust, zu lachen, wenn man viel Geld verliert; und es würde nicht wohlanständig seyn, wenn man in derjenigen Gegenwart lachete, welche Ursache haben möchten, über einen großen Verlust verdrüßlich zu seyn. Ich habe mich also auf den Fuß gesetzet, daß ich mich niemals in Ha-

zardspiele einlasse, und bey den Gesellschaftsspielen nur um eine Kleinigkeit spiele. Man hat mir immerhin deswegen anliegen mögen; mein Entschluß ist unverbrüchlich gewesen; und ich habe denjenigen geantwortet, welche mir dieserhalb zusetzeten: Sie sind gute Spieler, und würden Ihre Ohren verlieren, ohne daß Sie sich darüber ärgerten; ich hingegen bin eine schlechte Spielerinn und will nicht Gelegenheit haben, häßliche Gesichter zu schneiden, wenn Sie mir viel Geld abgewönnen. Indem ich also die Sache zum Scherze machete und den Fehler auf mich schob, so machete ich keinen böse, und war im Stande, daß ich meinen Entschluß halten konnte.

Frl. Lucia.

Und ich fasse auch den festen Entschluß, ich will Ihnen nachahmen. Wollen die starken Spielerinnen, ich solle mit Ihnen Partie machen, so mögen sie die Gütigkeit haben und sich zu mir herablassen; ich werde mich nicht zu ihnen erheben.

Fräul. Aufrichtig.

Sie haben uns gesaget, es geschähe aus Hochmuthe und Eigenliebe, daß man sich, auch bey einem kleinen Spiele, ärgerte, wenn man verlöre. Erklären Sie mir doch das, wenn Sie so gütig seyn wollen. Ich glaubete, es geschähe allezeit aus Eigennutze; er möchte nun groß oder klein seyn.

Madem. Gut.

Es müßte ein Frauenzimmer von Stande eine sehr niederträchtige und eigennützige Seele haben, wenn es sich über den Verlust einiger Groschen ärgern wollte. Indessen empfindet doch die

aller=

allergroßmüthigste Person eine Regung vom Verdrusse, wenn sie diese Groschen verliert, nach denen sie eben nichts fraget. Das kömmt daher, weil die Eigenliebe allezeit die Oberhand haben will. Ist die Rede vom Spatzierengehen, so will man am besten gehen können. Spricht man vom Reiten, so machet man sich eine Ehre daraus, daß man besser über einen Graben setzen kann, als eine andere. Kömmt die Kleidung auf das Tapet, so will man den feinsten und besten Geschmack darinnen haben; man weist den Zeug, den man ausgesuchet hat; man sollte sagen, diejenige, die ihn gekaufet hat, hätte ihn auch verfertiget; ein solches Vergnügen hat sie, wenn das Muster und die Schattirungen bewundert werden. Ist von dem Spielen die Rede, so will man es besser verstehen, als eine andere; man hält im Grunde des Herzens sogar dafür, das Glück sey ungerecht, daß es einer andern zu unserm Nachtheile wohl wolle. Gewinnen ist ein kleiner Vorzug des Glückes; und man will in allem und überall seinem Nachbar vorgezogen seyn, in kleinen Dingen so wohl, als in großen.

Fräul. Lucia.

Man muß gestehen, unser Herz ist ein wahrhaftiges Labyrinth, welches tausenderley Krümmungen und Wendungen hat, in welchen sich die Eigenliebe so gut verbirgt, daß es fast nicht möglich ist, sie heraus zu bringen.

Frl. Luise.

Sie wollen dieser armen Eigenliebe doch recht zu Leibe, mein Fräulein. Es scheint, Sie ha-

ben sich mit meiner lieben Gut beredet, Sie wollen sie verfolgen. Wenn sie ihr einen Streich versetzet hat, so machen Sie hurtig, daß Sie ihr einen andern versetzen. Ich bin viel verträglicher, und ich bewillige ihr einen Stillestand.

Madem. Gut.

Das machet, Sie kennen sie nicht recht. Wenn Sie dieselbe sähen, so wie sie ist, so würden Sie einen Abscheu davor haben.

Frl. Luise.

Aber kurz um, was hat sie denn so entsetzliches?

Madem. Gut.

Sie ist boshaft, grausam, unmenschlich. Sie ernähret sich nur von dem Verdrusse und den Schmerzen anderer Leute.

Frl. Luise.

Ich glaube, ich habe ein gutes Theil Eigenliebe: indessen getraue ich mir doch, Sie zu versichern, sie gleicht dem häßlichen Bilde ganz und gar nicht, welches Sie davon machen.

Madem. Gut.

Jetzt sind wir auf dem rechten Fleckchen. Das machet, Sie kennen sie nicht. Sie zeiget sich Ihren Augen nur unter einer angenehmen Maske. Soll ich es Ihnen beweisen, daß sie Sie unmenschlich und grausam machet?

Fräul. Luise.

Von Herzen gern: ich schmeichele mir aber, Sie werden damit nicht fortkommen können.

Madem. Gut.

Sie haben viele Diamanten, mein Schatz; und Sie bedienen sich derselben zu Ihrem Putze mit

Vergnügen. Suchen Sie im Grunde Ihres Herzens sorgfältig nach, was doch wohl die Ursache dieses Vergnügens ist. Steht etwan ein Kopfputz von Diamanten besser zu Ihrem Gesichte, als einer von Bluhmen? Werden Sie sich nicht selbst gestehen, dieser Putz habe große Unbequemlichkeiten? Ihr Kopf wird von der Last gedrücket; die Furcht, etwas von Ihren Diamanten zu verlieren, giebt Ihnen eine gewisse Sorge und stets eine Art von Unruhe.

Frl. Luise.

Ich will Ihnen aufrichtig darauf antworten. Es ist gewiß, eine Bluhme, eine Feder, oder eine andere dergleichen Kleinigkeit steht besser zu dem Gesichte, als ein Diamant. Es ist auch wahr, die Diamanten haben eine gewisse Last und sind sehr schwer so an zu machen, wie es sich gehöret. Allein, ein jedes geringes Bürgermägdchen kann eine Bluhme, eine Feder, und dergleichen haben: Diamanten aber kann es nicht haben. Dieser Putz unterscheidet mich von ihm; und man mag doch gern von andern unterschieden seyn. Dieß ist Eigenliebe, ich gestehe es: ich sehe aber nicht, worinnen sie eben grausam und unmenschlich ist.

Madem. Gut.

Glauben Sie, daß andere nicht auch Eigenliebe haben, und daß sie nicht ebenfalls wünschen, sie hätten auch dieses Mittel, sich zu unterscheiden? Wären die Diamanten so gemein, als die Bluhmen; nicht wahr, Sie würden sie niemals tragen?

ben sich mit meiner lieben Gut beredet, Sie wollen sie verfolgen. Wenn sie ihr einen Streich versetzet hat, so machen Sie hurtig, daß Sie ihr einen andern versetzen. Ich bin viel verträglicher, und ich bewillige ihr einen Stillestand.

Madem. Gut.

Das machet, Sie kennen sie nicht recht. Wenn Sie dieselbe sähen, so wie sie ist, so würden Sie einen Abscheu davor haben.

Frl. Luise.

Aber kurz um, was hat sie denn so entsetzliches?

Madem. Gut.

Sie ist boshaft, grausam, unmenschlich. Sie ernähret sich nur von dem Verdrusse und den Schmerzen anderer Leute.

Frl. Luise.

Ich glaube, ich habe ein gutes Theil Eigenliebe: indessen getraue ich mir doch, Sie zu versichern, sie gleicht dem häßlichen Bilde ganz und gar nicht, welches Sie davon machen.

Madem. Gut.

Jetzt sind wir auf dem rechten Fleckchen. Das machet, Sie kennen sie nicht. Sie zeiget sich Ihren Augen nur unter einer angenehmen Maske. Soll ich es Ihnen beweisen, daß sie Sie unmenschlich und grausam machet?

Fräul. Luise.

Von Herzen gern: ich schmeichele mir aber, Sie werden damit nicht fortkommen können.

Madem. Gut.

Sie haben viele Diamanten, mein Schatz; und Sie bedienen sich derselben zu Ihrem Putze mit

Vergnügen. Suchen Sie im Grunde Ihres Herzens sorgfältig nach, was doch wohl die Ursache dieses Vergnügens ist. Steht etwan ein Kopfputz von Diamanten besser zu Ihrem Gesichte, als einer von Bluhmen? Werden Sie sich nicht selbst gestehen, dieser Putz habe große Unbequemlichkeiten? Ihr Kopf wird von der Last gedrücket; die Furcht, etwas von Ihren Diamanten zu verlieren, giebt Ihnen eine gewisse Sorge und stets eine Art von Unruhe.

Frl. Luise.

Ich will Ihnen aufrichtig darauf antworten. Es ist gewiß, eine Bluhme, eine Feder, oder eine andere dergleichen Kleinigkeit steht besser zu dem Gesichte, als ein Diamant. Es ist auch wahr, die Diamanten haben eine gewisse Last und sind sehr schwer so an zu machen, wie es sich gehöret. Allein, ein jedes geringes Bürgermägdchen kann eine Bluhme, eine Feder, und dergleichen haben: Diamanten aber kann es nicht haben. Dieser Putz unterscheidet mich von ihm; und man mag doch gern von andern unterschieden seyn. Dieß ist Eigenliebe, ich gestehe es: ich sehe aber nicht, worinnen sie eben grausam und unmenschlich ist.

Madem. Gut.

Glauben Sie, daß andere nicht auch Eigenliebe haben, und daß sie nicht ebenfalls wünschen, sie hätten auch dieses Mittel, sich zu unterscheiden? Wären die Diamanten so gemein, als die Bluhmen; nicht wahr, Sie würden sie niemals tragen?

Frl. Luise.

Ich gebe es zu; denn alsdann könnten sie nicht mehr dienen, mich von andern zu unterscheiden.

Madem. Gut.

Was will das sagen, sich unterscheiden, mein Schatz? Heißt es nicht, sich über andere erheben, suchen, sich auf ihren Kopf zu setzen und sie unter unsere Füße zu bringen? Ihre Diamanten haben in Ihren Augen keinen andern Werth, als denjenigen, den sie von dem Schmerze und dem Verdrusse derjenigen ziehen, die keine Diamanten haben. Sie machen sich ein Vergnügen daraus, daß Sie solche vor deren Augen auskramen, bloß damit Sie dieselben demüthigen, damit Sie ihnen beweisen, ihr Vermögen komme dem Ihrigen nicht bey, sie seyn nur arm gegen Sie. Wollten Sie diese Gesinnungen wohl menschliche und großmüthige Gesinnungen nennen?

Fräul. Luise.

Das ist doch recht sonderbar; mein Herz war boshaft, und ich hatte nicht den geringsten Argwohn deswegen. Ich bitte ganz inständigst, meine liebe Gut, entzweyen Sie mich vollends mit der Eigenliebe dadurch, daß Sie ihr die Maske abnehmen, die mir ihre Häßlichkeit verbirgt.

Madem. Gut.

Ich werde keine Gelegenheit verlieren, solches zu thun. Allein, meine lieben Fräulein, wir haben eine wichtige Betrachtung vergessen, welche uns Esther darbeut. Mitten an einem ganz heydnischen Hofe erhält sie die Reinigkeit ihrer Sitten. Das ist sehr tröstlich für Sie, die Sie bestimmet sind,

in

in der großen Welt zu lebeu. Was für ein Geheimniß hatte diese fromme Königinn dazu angewandt? Sie selbst lehret es Sie: „Herr, der du „alle Dinge weißt, saget sie, du erkennest, daß ich „keine Freude an der Ehre habe, die ich bey den „Gottlosen genieße; du weißt, daß ich den herrlichen „Schmuck nicht achte, den ich auf meinem Haupte „trage, wenn ich prangen muß, daß ich es aber „bey großem Gepränge thun muß.„ Dieß ist eben so viel, als ob sie gesaget hätte: Herr, da mich deine göttliche Vorsehung auf den Thron gesetzet hat, so hat sie mich der beschwerlichen Sorgen unterworfen, im Putze zu erscheinen, mich bey den Feyerlichkeiten, dem Gepränge, den Lustbarkeiten einzufinden; du weißt, daß ich an alles das mein Herz nicht gehänget habe; ich habe es vielmehr verabscheuet; und wenn es in meiner Macht stünde, so würde ich der Pracht und Herrlichkeit und denen Lustbarkeiten, welchen ich bloß beywohne, damit ich deinen Willen vollbringe und die Pflichten meines Standes erfülle, die Einfalt und Einsamkeit vorziehen. Wenn Sie im Stande seyn werden, eben so zu sagen, meine Fräulein; so werde ich Sie als Heilige ansehen; und Sie werden es auch in der That seyn. — Fahren Sie fort, Fräulein Verständig, und unterrichten uns von den Theilen von America.

Fräul. Verständig.

In Neu-Mexico ist die Luft sehr gelinde und sehr gesund; und ob es gleich eine große Anzahl Gebirge allda giebt, so ist dennoch das Erdreich daselbst fruchtbar. Man findet darinnen Silber-

bergwerke und andere Metalle, Türkisse, welches blaue Edelgesteine sind, Smaragde und Cristal. Es giebt auch viel Wildpret und viele Fische in diesem Lande. Es wird von einer großen Anzahl Völker bewohnet, welche gut mit sich umgehen lassen und gesittet sind. Sie werden von Fürsten regieret, welche sie Caciquen nennen; und sie wählen sie unter den stärksten und tapfersten Männern von ihnen. Die Spanier haben daselbst viele Niederlassungen, und ihre Hauptstadt ist Santa Fe.

Das zweyte Stück von Nord-America ist Neu-Frankreich, welches man in zween Theile theilet, in Luisiana und Canada. Luisiana wird gegen Norden von Canada; gegen Osten von Mariland, Virginien und Florida; gegen Süden von dem mexicanischen Meerbusen begränzet; und gegen Westen hat es eine große Anzahl Gränzen. Die Luft ist daselbst rein und gemäßiget, das Erdreich fruchtbar, und man ärndet daselbst zweymal des Jahres. Der Fluß Micissippi geht durch dieses Land. Die Landeseingeborenen sind sanftmüthig. Sie werden weiß geboren: mit der Zeit aber werden sie durch das viele Reiben mit Fette und Schmeere, damit sie sich vor der Kälte verwahren, olivenfarbig. Sie lieben den Krieg, und gehen ganz nackend. Die Franzosen haben daselbst viele Wohnplätze, wovon der vornehmste Neu-Orleans an dem Flusse Micissippi gegen Osten ist: die Landeseingeborenen aber haben noch das Innere des Landes inne. Diese Völker haben keine Könige: sie wählen sich aber Hauptleute in jedem Dorfe oder Flecken. So nennet man ihre Wohnplätze.

Madem.

Madem. Gut.

Ich muß Ihnen melden, meine Fräulein, daß von einer Zeit zur andern große Veränderungen in diesem Lande vorgehen; und daß es daselbst auch große Streitigkeiten zwischen den Engländern und Franzosen wegen der Gränzen giebt. Ich habe mich in Acht genommen, daß ich deswegen nichts entscheiden wollen. Das Fräulein Verständig saget Ihnen, was es viele Jahre vorher gelernet hat, ehe von diesen Streitigkeiten geredet worden. Es könnte also wohl geschehen, daß sie beyden Parteyen nicht zu Danke redete. Wir suchen nicht, denke ich, die Schiedesrichterinnen dieser Streitigkeiten zu werden, sondern, nur bloß uns von der Lage der Oerter zu unterrichten.

Das XXV Gespräch.

Fräul. Luise, Fräul. Lucia, Jungf. Zina.

Madem. Gut.

Frl. Lucia.

Die Jungfer Eitelfreundinn hat mich gebethen, ich möchte sie bey Ihnen entschuldigen, daß sie ein wenig spät kommen würde. Sie ist mit einer von ihren Freundinnen ausgegangen, und wollen sich Zeuge aussuchen.

Madem. Gut.

Wahrhaftig, das ist eine Sache von Wichtigkeit. Wir wollen ohne sie anfangen. Sagen Sie

mir

mir doch, meine lieben Fräulein, ich habe gehöret, sie sey nicht mehr so zerstreuet; und sie fange an, sich auf lobenswürdige Dinge zu legen.

Frl. Lucia.

Das ist wahr, meine liebe Gut. In Wahrheit, sie hat keine böse Gemüthsart; und das gemeine Gerücht ist sehr boshaft, daß es ihr so übel begegnet; sie verdienet es nicht.

Madem. Gut.

Sie haben Recht, wenn Sie sagen, sie habe keine böse Gemüthsart. Ich kenne sie besser, als jemand; und ich kann versichern, sie ist sehr vernünftig. Sie besitzt Sanftmuth; und es fehlet ihr nicht an Witze. Das ist aber nicht genug, sich einen guten Ruf zu erwerben. Die Mägdchen, welche keine Mütter mehr haben, brauchen tausendmal mehr Vorsichtigkeit, als die andern, ihren guten Ruf zu erhalten und zu bestätigen. Nun hat unsere gute Freundinn niemals daran gedacht, daß sie diese Vorsichtigkeit beobachten müsse. Sie dauret mich, weil sie sehr wenig Beystand hat. Ihr Unglück ist, daß sie mit einigen jungen Närrinnen in Verbindung steht, welche der Stadt durch ihre Unbesonnenheit etwas zu reden geben. Um der christlichen Liebe willen, meine werthesten Fräulein, verdoppeln Sie Ihre Liebkosungen und Ihre Freundschaft gegen sie, damit Sie dieselbe diesen gefährlichen Gesellschaften entreißen. Wenn wir es dahin bringen, so wird sie ein schätzbares Frauenzimmer werden. Man saget, sie werde sich bald verheurathen. Ich wünsche ihr einen vernünftigen Mann.

Wenn er sie gehörig zu fassen weis, so wird er alles, was er will, aus ihr machen können.

Jgfr. Zina.

Ich versichere Sie, meine liebe Gut, ich kenne ein Frauenzimmer, welches das Glück gehabt hat, daß es einen rechtschaffenen Mann lieb gewonnen, den es bald heurathen wird: er hat das Mittel gefunden, ihre ganze Gemüthsart zu verändern.

Madem. Gut.

Es ist nichts so glücklich, als wenn man die Augen auf einen schätzbaren Mann wirft. Weil man erkennet, daß er nur eine Lust zur Tugend hat, so vermag einen die Begierde, ihm zu gefallen, daß man sich Mühe giebt, sich von seinen Fehlern zu bessern und tugendhaft zu werden. Ich hoffe, mein Schatz, Sie sind mit der Gemüthsart des Herrn... zufrieden.

Jgfr. Zina.

Ja, meine liebe Gut. Er achtet die Tugend sehr hoch und hat keinen Fehler in der Gemüthsart, welcher ihn hindert, solche auszuüben. Es ist wahr, er ist noch sehr jung.

Madem. Gut.

Wenn von der Jungfer Eitelfreundinn die Rede wäre, so würde ich sagen, das sey ein Fehler; ihr würde ein Mann sehr nöthig seyn, der schon seine Gemüthsart ganz gebildet hätte, und vermögend wäre, sie mit Geschicklichkeit, und ohne, daß sie es gewahr würde, zu lenken. Sie aber, mein Schatz, hat der Himmel mit einem reifern Verstande begnadiget; und er bestimmet Sie ohne

ne Zweifel, die Gemüthsart Ihres Mannes zu bilden.

Jgfr. Zina.

Wie sollte das angehen können? Muß ich nicht Gegentheils vielmehr meine Gemüthsart nach der seinigen bilden; und wird nicht der Gehorsam meine erste und vornehmste Pflicht seyn?

Madem. Gut.

Ich werde Ihnen gar nicht das Gegentheil sagen; denn durch den Gehorsam und die Gefälligkeit werden Sie sein Herz gewinnen müssen. Wenn Sie nun diese Eroberung werden gemacht haben, so werden Sie ihn, ohne daß er es wahrnimmt, zu allem Guten lenken, was Sie nur wünschen werden. Wenn Sie dahin werden gekommen seyn, so wollen wir umständlicher davon reden. Fahren Sie fort, Fräulein Lucia, und widerholen uns die Einrichtung Ihres Tages.

Frl. Lucia.

Nach Tische gehe ich hinauf, mich anzukleiden; und ich bemühe mich, wenn ich es thue, mich mit einigen guten Gedanken zu beschäfftigen. Soll ich diesen Tag Besuch abstatten oder annehmen, so nehme ich ein halb Vierthelstündchen und bitte Gott um die Gnade, daß ich ihn in der Gesellschaft nicht beleidige. Wenn ich zum Unglücke bey Personen bin, welche gar zu freye Reden führen, so bemühe ich mich, an etwas anders zu denken und mich dadurch zu zerstreuen; und Gott erweist mir auch die Gnade, und läßt es mir darinnen gelingen. Es ist wahr, dieß giebt mir ein zerstreutes Wesen, welches einige dem Hochmuthe und andere der Dumm-

heit

heit zuschreiben: allein, darum bekümmere ich mich eben nicht viel. Wenn man von Kindereyen redet, so opfere ich Gotte die Gewalt auf, die ich mir anthun muß, eben so, wie die andern, davon zu reden. Redet man wider die christliche Liebe, und es geschieht von Personen meines Alters, so nehme ich mir die Freyheit, und bitte sie auf eine höfliche Art, sie möchten doch von etwas anderm reden.

Fräul. Luise.

Wie getrauen Sie sich, das zu thun, mein Schatz? Fürchten Sie sich nicht, Sie möchten diese Frauenzimmer böse machen?

Frl. Lucia.

Das ist mir nur ein einziges Mal wiederfahren. Eine von denjenigen, welchen ich vorstellete, wir müßten unsern Nächsten schonen, hieß mich eine Herrnhutherinn; und das ist alles Uebel, was mir wiederfuhr. Die andern Male habe ich Frauenzimmer gefunden, welches einen wohlgebildeten Verstand hatte und mir wegen der Behutsamkeit Dank wußte, die ich brauchete, es nicht böse zu machen. Es ist zuweilen sogar geschehen, daß sich einige wirklich gegen mich bedanket haben, weil sie nur aus Leichtsinnigkeit dergleichen Reden geführet.

Jgfr. Zina.

Und ich bin eine von denen. Es ist so was gewöhnliches, von seinem Nächsten zu reden, daß man afterredet, ehe man es wahrnimmt; und ich bin dem Fräulein Lucia sehr verbunden, daß es mir geholfen hat, mich von diesem Fehler zu bessern.

Madem. Gut.

Da sehen Sie die Früchte der Freundschaft, wenn sie wirklich und aufrichtig ist. Man warnet einander gegenseitig wegen seiner Fehler mit Güte, mit Liebe, mit Höflichkeit. Fahren Sie fort, meine Fräulein, die Empfindungen zu unterhalten, welche Sie mit einander verknüpfen. Ihre Freundschaft wird die Reizungen, die Lieblichkeit Ihres Lebens ausmachen.

Frl. Luise.

Wenn es aber nun höhere Personen sind, als Sie, welche afterreden; vermuthlich tadeln Sie solche nicht.

Jgfr. Zina

Ich will Ihnen sagen, was Sie thut; denn ich bin vielmals mit dabey gewesen. Sie nimmt alsdann ein finsteres und ernsthaftes Gesicht an, daß man leicht wahrnimmt, das Gespräch sey nicht nach ihrem Gefallen; und wenn man sie fraget, so saget sie alles Gute, was sie weis, von der Person, die man verlästert.

Wir waren eines Tages bey einer Frau, wo man eine sehr bekannte Jungfer herunter riß. Man sagete, sie wäre geizig, boshaft, zänkisch, und tausenderley andere Dinge. Man griff sie nicht auf Seiten ihrer Keuschheit an; denn man sagete, sie wäre gar zu häßlich, als daß es ihr daran fehlen sollte, und sie hätte niemals Gelegenheit gefunden, es daran ermangeln zu lassen. Sie wissen, wie furchtsam das Fräulein Lucia ist. Diesen Tag aber war sie es nicht, ich schwöre es Ihnen zu. Bey jeder Historie, die man

zum

zum Nachtheile dieses Mägdchens erzählete, hatte sie eine andere in Bereitschaft, sie zu rechtfertigen. Endlich gieng sie fort; und die Frau im Hause sagete: Nun, das muß man doch gestehen, das Fräulein Lucia ist eine sehr eifrige Freundinn. Mit was für Lebhaftigkeit hat sie nicht die Partey der Jungfer D .... genommen; vermuthlich sind sie sehr vertraut? — Ich versichere Sie, Madame, antwortete ich darauf, das Fräulein Lucia hat sie niemals gesprochen. Nicht die Freundschaft, sondern die christliche Liebe, hat ihren Eifer erwecket. Sie kann nicht leiden, daß man übels von andern Leuten spricht; und sie hat stets zwanzig Historien in der Tasche, die Abwesenden zu rechtfertigen.

Man muß gestehen, das ist eine sehr schätzbare Gemüthsart, sagete die Frau vom Hause. Ich sah sonst das Fräulein Lucia als ein liebenswürdiges Fräulein an; von heute an betrachte ich sie als ein sehr hochachtungswürdiges Fräulein. Gleichwohl hat sie uns allen unsern Proceß gemacht. Hat sie im Grunde aber wohl Unrecht? Haben wir etwas anders gethan, als daß wir den dritten und vierten herunter gerissen?

Frl. Lucia.

Die Jungfer Zina saget Ihnen nicht, daß es mir nur gar zu oft begegnet ist, daß ich selbst in das Afterreden und in viele andere Fehler gerathen bin. Doch wir wollen das fahren lassen. Zuweilen spiele ich und verliere mein Geld mit vielem Widerwillen, ich gestehe es; denn ich habe nicht die Hälfte so viel, als ich zu den wesentlichen Dingen brauchete. Um zehn Uhr gehe ich nach Hause; und ehe ich mich

niederlege, untersuche ich mein Gewissen, klage mich in Gegenwart Gottes wegen meiner Fehler an, bitte ihn deswegen um Verzeihung; und damit ich sie erhalte, bringe ich ihm das Verdienst Christi dar. Darauf nehme ich meine Entschließungen auf Morgen und lege mich nieder.

Madem. Gut.

Und womit beschäfftigen Sie sich, mein Schatz, wenn Sie sich ausziehen?

Frl. Lucia.

Bald mit diesem, bald mit jenem. Das meiste Mal aber denke ich, es wird ein Tag kommen, wo ich mich das letzte Mal auskleiden werde, und wo ich nur aus meinem Bette in mein Grab werde gebracht werden.

Frl. Luise.

Und hindert dieser Gedanken Sie nicht am Einschlafen?

Frl. Lucia.

Nein, mein Schatz; er verschaffet mir vielmehr viele andere gute Gedanken, unter denen ich einschlafe. Ich habe Ihnen gehorchet, meine liebe Gut; ich denke, ich habe genug von mir geredet.

Fräul. Luise.

Lassen Sie es sich nicht reuen, mein Schatz. Was Sie uns gesaget haben, wird nicht unnütz seyn. Ich habe schon angefangen, Ihnen in etwas nachzuahmen; und ich hoffe, Gott wird mir die Gnade erweisen, daß ich Ihnen ganz nachahmen kann. — Aber da kömmt die Jungfer Eitelfreundinn.

Jgfr.

Jgfr. Eitelfreundinn

Ich bitte Sie um Verzeihung, meine liebe Gut, daß ich so spät komme. Eine von meinen Freundinnen aber hatte mich gebethen, ich möchte mit ihr zu ihrem Kaufmanne gehen. Ach! was für reiche Zeuge haben wir gesehen!

Madem. Gut.

Könnten Sie wohl nicht auch hinzusetzen: Ach, wie viele habe ich davon gewünschet! ach, wie unglücklich habe ich mich geschätzet, daß mir mein Vater nicht Geld genug giebt, meiner Neigung in diesem Stücke zu willfahren?

Jgfr. Eitelfreundinn.

Sie haben ganz recht gerathen, meine liebe Gut. Ich versichere Sie gleichwohl, ich fange schon an, mir Ihre Lehren zu Nutze zu machen. Ich habe alle diese Bewegungen gehabt: aber sie waren nicht halb mehr so lebhaft, als sie voriges Jahr gewesen seyn würden. Endlich wird mir die Kleidernarrheit ganz vergehen. Aber, meine liebe Gut, ich habe Sie um eine Gefälligkeit zu ersuchen. Mein Vater wird heute hier speisen; sagen Sie es ihm doch nicht, daß ich so spät gekommen bin; denn er würde nur auf mich schmählen.

Madem. Gut.

Und warum würde er auf Sie schmählen, mein Schatz? Das ist ja kein Verbrechen, daß Sie Zeuge besehen haben; es ist eine Kinderey; und man wird Ihnen noch andere müssen hingehen lassen.

Jgfr Eitelfreundinn.

Ich muß Ihnen nur alles sagen, meine liebe Gut; er sieht nicht gern, daß ich in Gesellschaft dieses

Frauenzimmers bin, welches gleichwohl sehr tugendhaft ist. Ich habe es sehr lieb; und ich gestehe es Ihnen, ich besuche es sehr oft, unter dem Vorwande, ich gehe anders wohin.

Madem. Gut.

Daran thun Sie sehr unrecht, mein Schatz. Sie lassen es an der Ehrerbiethung ermangeln, die Sie Ihrem Vater schuldig sind, indem Sie ihm nicht gehorchen. Ob er Ihnen gleich nicht die Ursachen saget, die er hat, deswegen er Sie abhält, dieses Frauenzimmer zu besuchen, so müssen Sie doch denken, sie seyn gut. Ich setze aber, es sey ein Eigensinn. Ist es nicht Ihre Pflicht, daß Sie ihm gehorchen? Wissen Sie nicht, daß Sie ihn kränken würden, wenn er Ihre wenige Gefälligkeit gegen ihn entdeckete? Und tausenderley Dinge können sie ihm entdecken; als Ihr Kammermägdchen oder einer von den Bedienten, der mit Ihnen geht.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Diese Leute sind ganz auf meiner Seite. Ich könnte alles in der Welt thun, sie würden mich nicht verrathen; und wenn ich ihnen befohlen habe, meinem Vater etwas vorzusagen, so werden sie es immer behaupten.

Madem. Gut.

Da kömmt meine Unbesonnene; verzeihen Sie mir dieses Schimpfwort. Haben Sie aber wohl jemals über die Folgen einer solchen Aufführung nachgedacht?

Jgfr. Eitelfreundinn.

Und was für ein so großes Uebel ist denn dabey, mein Schatz? In wichtigen Sachen wollte ich meinen

nen Vater nicht hintergehen; es betrifft allezeit nur Kleinigkeiten, die Sie selbst mir erlauben würden; und ich habe nicht geglaubet, daß das Folgen haben könne. Wenn ein Fehler dabey ist, so besteht er darinnen, daß ich zuweilen genöthiget bin, zu lügen: diese Lügen aber thun niemanden Schaden.

Madem. Gut.

Wenn es nur das allein wäre, so würde das Uebel schon groß genug seyn. Das Lügen beleidiget Gott; und bloß deswegen sollte es uns verhaßt seyn. Das mag aber bey Seite gesetzet seyn. Das Lügen hat die schädlichsten Wirkungen. Wenn Ihr Herr Vater solches merkete, so würden Sie sein Vertrauen verlieren, welches Ihnen sehr nachtheilig seyn würde. Außerdem gewöhnen Sie sich an, diejenigen zu hintergehen, mit denen Sie leben; und dieses kann in Ihrem künftigen Leben die kläglichsten Folgen haben. Erinnern Sie mich, daß ich Ihnen bey dieser Gelegenheit eine Geschichte erzähle, die wir aus dem Abentheurer übersetzet haben. Ich will, daß sich unsere jungen Fräulein derselben mit zu Nutze machen, und sie also auf die allgemeine Lehrstunde versparen. Das nächste Mal, daß wir einander wiederum allein sprechen, will ich Ihnen die Unbequemlichkeiten dieser Aufführung aus einander wickeln.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Thun Sie es doch heute, meine liebe Gut. Es ist wahr, es ist ein wenig spät: aber schenken Sie mir immer ein Viertheistündchen.

Madem. Gut.

Ich will es wohl thun, aber mit dem Bedinge, daß Sie ohne Widerrede dasjenige vollbringen, was ich von Ihnen verlangen werde.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Das wird vielleicht etwas sehr schweres seyn: aber es thut nichts; ich verspreche es Ihnen. Ich merke, ich habe Ihren Rath sehr nöthig, und ich bin entschlossen, ihm zu folgen.

Madem. Gut.

Es ist nichts gefährlicher, mein Schatz, als wenn man die Macht hat, Böses zu thun. Sie sa-
gen mir, alles Gesinde im Hause sey auf Ihrer Sei-
te, und Sie seyn dessen Verschwiegenheit versichert. Ich weis, Sie stellen es nur wegen Kleinigkeiten auf die Probe. Wie wissen Sie aber, ob Ihnen nicht dereinst die Lust ankommen wird, sich ihrer zu Dingen von grösserer Wichtigkeit zu bedienen? Wir können nicht Hindernisse genug haben, Böses zu thun; und an statt, daß wir suchen sollten, solche fortzuschaffen, sollte man sie vielmehr, wenn es mög-
lich wäre, vermehren. Die Furcht, das Gesinde möchte Sie durch Entdeckung derjenigen Dinge ver-
rathen, die Sie gern geheim halten möchten, ist ein heilsamer Zaum, solches außer Stande zu setzen, Ih-
nen zu schaden. Sie sind verbunden, nichts zu thun, als was lobenswürdig ist. Nun haben Sie aber diesen Zaum zerrissen; Sie haben ein Hinderniß weniger zu übersteigen, wenn Sie böse werden woll-
ten. Das ist noch nicht alles. Dieses Gesinde, das so getreu ist, Ihr Geheimniß zu verschweigen, so lan-
ge es in Ihrem Hause ist, glaubet, es sey nicht mehr

dazu

dazu verbunden, sobald es wegkömmt. Eines von diesen redete Ihnen voriges Jahr sehr übel nach. Es sagete die Sachen gar nicht, wie sie an sich waren, sondern vergiftete sie noch. Das Gesinde verliert die Ehrerbiethung, die es Ihnen schuldig ist, so bald es sieht, daß Sie es an derjenigen ermangeln lassen, die Sie Ihrem Vater schuldig sind. Es sieht Sie als eine Lügnerinn, als ein ungehorsames Mägdchen an, welches geschickt ist, zu betriegen. Das Kammermägdchen, vor dessen Ausplaudern Sie sich fürchten, wird nicht unterlassen, übermüthig gegen Sie zu werden. Es wird Ihnen schlecht aufwarten, und dabey nicht befürchten, daß Sie solches wegjagen oder ihm auch nur einen Verweis geben dürften. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Ihnen alle Gefahr, die Sie laufen, umständlich vorstellen wollte. Was ich Ihnen gesaget habe, ist ohne Zweifel genug, Sie zu vermögen, daß sie alles aufopfern, sich zu bessern.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Ich gestehe es, meine liebe Gut, ich habe nichts darauf zu sagen. Ich will Ihnen auch nicht verhehlen, daß ich schon die Unverschämtheit meines Kammermägdchens etwas erfahren habe. Sie sprach gestern aus so hohem Tone mit mir, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihr zu drohen, ich wollte sie wegjagen.

Madem. Gut.

Sie haben mir versprochen, Sie wollten meinem Rathe folgen. Ich will Sie auf die Probe stellen. Ich verlange unumgänglich, daß Sie noch heute

Ihrem

Ihrem Papa die Fehler entdecken, die Sie in diesem Stücke begangen haben.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Bedenken Sie doch nur, meine liebe Gut, mein Vater würde es mir niemals verzeihen; wenn Sie wüßten, wie streng er ist!

Madem. Gut.

Ich kenne ihn besser, als Sie, mein Schatz; und ich bin Gegentheils vielmehr versichert, Sie werden durch diese That sein Herz gewinnen. Sie muß diese Wirkung bey einem rechtschaffenen Manne hervorbringen; und das ist Ihr Herr Vater. Ich stehe Ihnen für die Folgen dieses Schrittes.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Ich will Ihnen gehorchen. Wird er aber gar zu böse darüber, so werde ich mich zu Ihnen flüchten; ich sage es Ihnen zum Voraus.

Madem. Gut.

Ich sage es noch einmal, mein Schatz; ich nehme es auf mich; und ich würde es Ihnen nicht rathen, wenn ich nicht versichert wäre, es werde Ihnen nicht schaden. Gott wird diesen Schritt segnen: Opfern Sie ihm solchen aber auf, damit Sie alle die Lügen wieder gut machen, die Sie in diesem Falle gesaget haben.

Ende des dritten Theiles.

Ihrem Papa die Fehler entdecken, die Sie in diesem Stücke begangen haben.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Bedenken Sie doch nur, meine liebe Gut, mein Vater würde es mir niemals verzeihen; wenn Sie wüßten, wie streng er ist!

Madem. Gut.

Ich kenne ihn besser, als Sie, mein Schatz; und ich bin Gegentheils vielmehr versichert, Sie werden durch diese That sein Herz gewinnen. Sie muß diese Wirkung bey einem rechtschaffenen Manne hervorbringen; und das ist Ihr Herr Vater. Ich stehe Ihnen für die Folgen dieses Schrittes.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Ich will Ihnen gehorchen. Wird er aber gar zu böse darüber, so werde ich mich zu Ihnen flüchten; ich sage es Ihnen zum Voraus.

Madem. Gut.

Ich sage es noch einmal, mein Schatz; ich nehme es auf mich; und ich würde es Ihnen nicht rathen, wenn ich nicht versichert wäre, es werde Ihnen nicht schaden. Gott wird diesen Schritt segnen: Opfern Sie ihm solchen aber auf, damit Sie alle die Lügen wieder gut machen, die Sie in diesem Falle gesaget haben.

Ende des dritten Theiles.

Ihrem Papa die Fehler entdecken, die Sie in diesem Stücke begangen haben.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Bedenken Sie doch nur, meine liebe Gut, mein Vater würde es mir niemals verzeihen; wenn Sie wüßten, wie streng er ist!

Madem. Gut.

Ich kenne ihn besser, als Sie, mein Schatz; und ich bin Gegentheils vielmehr versichert, Sie werden durch diese That sein Herz gewinnen. Sie muß diese Wirkung bey einem rechtschaffenen Manne hervorbringen; und das ist Ihr Herr Vater. Ich stehe Ihnen für die Folgen dieses Schrittes.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Ich will Ihnen gehorchen. Wird er aber gar zu böse darüber, so werde ich mich zu Ihnen flüchten; ich sage es Ihnen zum Voraus.

Madem. Gut.

Ich sage es noch einmal, mein Schatz; ich nehme es auf mich; und ich würde es Ihnen nicht rathen, wenn ich nicht versichert wäre, es werde Ihnen nicht schaden. Gott wird diesen Schritt segnen: Opfern Sie ihm solchen aber auf, damit Sie alle die Lügen wieder gut machen, die Sie in diesem Falle gesaget haben.

Ende des dritten Theiles.

Ihrem Papa die Fehler entdecken, die Sie in diesem Stücke begangen haben.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Bedenken Sie doch nur, meine liebe Gut, mein Vater würde es mir niemals verzeihen; wenn Sie wüßten, wie streng er ist!

Madem. Gut.

Ich kenne ihn besser, als Sie, mein Schatz; und ich bin Gegentheils vielmehr versichert, Sie werden durch diese That sein Herz gewinnen. Sie muß diese Wirkung bey einem rechtschaffenen Manne hervorbringen; und das ist Ihr Herr Vater. Ich stehe Ihnen für die Folgen dieses Schrittes.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Ich will Ihnen gehorchen. Wird er aber gar zu böse darüber, so werde ich mich zu Ihnen flüchten; ich sage es Ihnen zum Voraus.

Madem. Gut.

Ich sage es noch einmal, mein Schatz; ich nehme es auf mich; und ich würde es Ihnen nicht rathen, wenn ich nicht versichert wäre, es werde Ihnen nicht schaden. Gott wird diesen Schritt segnen: Opfern Sie ihm solchen aber auf, damit Sie alle die Lügen wieder gut machen, die Sie in diesem Falle gesaget haben.

Ende des dritten Theiles.

Ihrem Papa die Fehler entdecken, die Sie in diesem Stücke begangen haben.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Bedenken Sie doch nur, meine liebe Gut, mein Vater würde es mir niemals verzeihen; wenn Sie wüßten, wie streng er ist!

Madem. Gut.

Ich kenne ihn besser, als Sie, mein Schatz; und ich bin Gegentheils vielmehr versichert, Sie werden durch diese That sein Herz gewinnen. Sie muß diese Wirkung bey einem rechtschaffenen Manne hervorbringen; und das ist Ihr Herr Vater. Ich stehe Ihnen für die Folgen dieses Schrittes.

Jgfr. Eitelfreundinn.

Ich will Ihnen gehorchen. Wird er aber gar zu böse darüber, so werde ich mich zu Ihnen flüchten; ich sage es Ihnen zum Voraus.

Madem. Gut.

Ich sage es noch einmal, mein Schatz; ich nehme es auf mich; und ich würde es Ihnen nicht rathen, wenn ich nicht versichert wäre, es werde Ihnen nicht schaden. Gott wird diesen Schritt segnen: Opfern Sie ihm solchen aber auf, damit Sie alle die Lügen wieder gut machen, die Sie in diesem Falle gesaget haben.

Ende des dritten Theiles.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Leprince de Beaumont, Jeanne-Marie, 1711-1780

Der Frau Maria le Prince de Beaumont lehrreiches Magazin für junge Leute, besonders junges Frauenzimmer zur Fortsetzung des Magazins für Kinder

Bd.: 3

Leipzig 1766

Paed.pr. 303-1/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759178-5
VD18 15546241-001